

Zur Bibliothek der Landesallphat zu München
zur großmüthigen Schenkung der Druckschriften gehörig

IV Teil. Zur Philosophie &c
6 Nr. 56.

4.2

Das Ganze
der
Landwirthschaft

Erster Theil

von

Johann Friedrich Mayer,

Pfarrer zu Kupferzell, der Akademien und Oekonomischen Societäten, der K. K. in Niederösterreich, Cärnthen und Steyermark, der K. Preussischen zu Frankfurt an der Oder und der patriotischen in Schlesien, der K. Chur-Hannoverschen zu Helle, der Chur-Mannischen zu Erfurt, der Chur-Pfalz-Bayerischen zu Burghausen, der Schweizerischen zu Bern und in Zürich, Mitglied.



M ü n c h e n,
bei Johann Eberhard Zeh.

1788.



4723



Freyheit



Eigenthum



Gerechtigkeit.



42.681



TOTΣ MEN NEΩΣ TOIΣ ΘEOIΣ ΠPOΣHKEI
 KATHEPOTN TOTΣ ΔE ANAPAZ TOTΣ EΛΛO-
 TIMOTΣ TH TΩN BIBAIΩN ANAΘEZEI
 TIMAN.

Aristides Sophista.

Hätte ich Tempel erbauet, so würde ich sie nach der Sitte der Alten der Gottheit allein heiligen; ich habe aber für Menschen geschrieben und so weyhe und übergebe ich mein Buch, auf den Ausspruch des Weisen, den Besten unter denselben: meinen Mäcenen, und Freunden, die mich dabey mit Pränumerationen und Subscriptionen, großmüthigst, edel und freundschaftlichst unterstützten, unter herzlichster Anwünschung göttlicher Gnade, Heil und Segens auf Ewigkeit und Zeit,

in aller unterthänigsten schuldigstem Dant

der Verfasser.

TO THE HON. THE SECRETARY OF THE
NAVY, WASHINGTON, D. C.
SIR: I have the honor to acknowledge the receipt of your letter of the 10th inst. in relation to the above subject.

Very respectfully,
J. M. Smith

Enclosed for the Secretary of the Navy are two copies of a report of the Board of Naval Commissioners, dated at Washington, D. C., the 10th inst., in relation to the above subject. The report contains a full and complete statement of the facts and circumstances connected with the case, and also the recommendations of the Board.

Very respectfully,
J. M. Smith

Enclosed for the Secretary of the Navy are two copies of a report of the Board of Naval Commissioners, dated at Washington, D. C., the 10th inst., in relation to the above subject.

Er. Kaiserlich - Königlichen Apostolischen Majestät,
Joseph II. Römischen Kaiser 2c.

Er. Königlichen Majestät Friederich Wilhelm II.
König von Preußen 2c.

Er. Durchlaucht Fürst Karl Georg Lebrecht von Anhalt
Köthen Pleße.

— — Fürst Karl von Auersberg Herzog von Münster.

— — Fürst Franz Karl von Clari und Alteinigen.

Er. Hochfürstlichen Gnaden Freyherrn von Dahlberg Coad-
iutor zu Mainz, Worms und Costanz 2c.

Er. Durchl. Fürst Johann Karl von Dietrichstein.

— — Fürst Joseph Christian Karl Ignaz Prinz von
Hohenloh - Bartenstein Coadiutor zu Breslau 2c.

— — Fürst Heinrich August von Hohenloh Ingel-
singen 2c.

— — Fürst Friedrich Ludwig Erbprinz von Hohens-
loh Ingelsingen 2c. Königl. Preussischer General - Major,
Chef eines Infant. Regiments 2c.

— — Fürst Christian Friederich Karl von Hohenloh
Kirchberg.

— — Fürst Christian Albrecht Ludwig von Hohenloh
Langenburg 2c.

— — Fürst Ludwig Friedrich Karl von Hohenloh
Neuenstein 2c.

— — Fürst Karl Albrecht Christian Erbprinz von
Hohenloh und Waldenburg Schillingsfürst R. R. Ge-
neralmajor.

— — Fürstin Judith Erbprinzessin von Hohenloh und
Waldenburg Schillingsfürst.

— — Fürst Franz Karl Joseph Prinz zu Hohenloh
und Waldenburg Schillingsfürst 2c. Domherr zu Ellwan-
gen 2c.

— — Herzog von Söllstein Beck 2c.

— — Fürst Joseph von Lobkowitz und Raudnitz R.
R. Feldmarschall.

— — Fürst August von Lobkowitz Herzog zu Raud-
nitz 2c.

— — Fürst Franz Joseph von Lobkowitz und Raud-
nitz.

Er. Durchlaucht Fürst Joh. Friedr. Alexander von Neuwied 2c.

— — Fürst Fried. Carl Erbprinz von Neuwied 2c.

— — Fürst von Sacken Königl. Preuss. Minister 2c.

— — Fürstin von Sacken 2c.

— — Fürst Joh. Nep. von Schwarzenberg 2c.

Er. Hochgräfl. Erzellenz Graf Emmerich von Boethy in Ungarn.

— — Graf Canal in Prag.

— — Graf Clamgallas in Prag.

— — Graf Carl von Clari K. K. Geheimder Rath.

— — Graf Leopold von Collobrat Obrister Canzler.

— — Graf Dohna auf Schlobitten.

— — Graf Christian, von Erbach des hohen deutschen Ordens, Rittercommendeur, Stadthalter im Mergenthal, K. K. Generalmajor.

— — Graf von Sagger zu Dietenheim.

— — Graf von Sagger von Babenhäusen.

— — Graf Franz Hartig in Prag.

— — Graf von Hoym, königlich preussischer Staatsminister.

— — Graf Maximilian von Isenburg.

— — Graf Ferdinand von Kuffstein K. K. Kämmerer.

— — Graf Künigl in Prag.

— — Graf von Lanjus in Prag.

— — Graf von Lehdorf auf Steinort königlich preussischer Kammerherr.

— — Graf von Medern Officier unter der Gens d'Armes.

— — Graf Fr. G. von Metternich K. K. Kämmerer.

— — Graf Fr. Joh. von Nesselrode Chur-Kölnischer geheimer Rath.

— — Graf von Nimpesch in Wien.

— — Graf von Pückler.

— — Graf von Rotenhan, Oberster Landeshauptmann und Präsident in Oberösterreich.

— — Graf von Schlabberdorf auf Stolze.

— — Graf Alexander von Unruhe königlich polnischer Münzdirector und Geheimer Rath.

— — Graf von Wenjersky auf Riebnick.

— — Gräfin von Witzarz geborener Gräfin von Grassalkowitz.

— — Graf J. F. von Wolf-Metternich churkölnischer geheimer Rath.

— — Erbgraf von Zeil: Zeil.

Er.

- Er. Gnaden Herr von Abele Syndikus in Rempten.
- - Herr Adam Friederich Freyherr von Bibra zu Schwebheim.
 - - Herr von Bilderbeck Regierungsrath zu Zelle im Hannövrifchen.
 - - Herr von Böttcher geheimer Rath zu Braunschweig.
 - - Herr von Brummer Rath in Newwied.
 - - Herr von Dachsitz.
 - - Herr Gottfried Debesse Herr zu Kroniz Herr von Dewiz Präf. und Minister in Mecklenburg.
 - - Herr von Domino würklicher Hofrath bey der K. K. Hof- Rechnungskammer.
 - - Herr Friederich von Donnop Herzoglicher Page zu Ostheim.
 - - Herr Karl von Eder K. K. würklicher ungarischer Stadthaltereyrath, dann Bantäl und Dreysigstgefallen Director.
 - - Frau Charlotte von Einsiedel zu Gaverniz.
 - - Freyherr von Ellerichshausen Geh. u. Rittersrath.
 - - Herr von Erben in Prag.
 - - Herr von Erlach und Schinz Landvogt zu Lausanne.
 - - Herr Escher von Berg Gerichtsherr.
 - - Herr Julius Friedrich, Franz, Freyherr von Eub geh. Rath und K. K. Kämmerer ic. zu Mösbach.
 - - Herr Baron von Freyberg Kaunau, Churtriertscher Kämmerer des kaiserl. Joseph Ordensritter.
 - - Herr von Freyberg K. K. geheimer Rath.
 - - Herr von Furtenbach Pfleger in Lauf.
 - - Herr von Gebhardi Kammer und Closterrath zu Braunschweig.
 - - Herr von Graffmerind von Burgistein.
 - - Herr von Graffmerind und Bümpliz.
 - - Freyherr von Greifenklau Dechant zu Comburg &c.
 - - Herr Clemens August, Freyherr von und zu Gymnich, Churmainzischer geheimer Rath und General, Feldzeugmeister.
 - - Herr von Gardenberg Reventlow geh. Rath auch Cammer- und Closter-Rathspräsident zu Braunschweig.
 - - Herr von Hartlieb Kammerjunker.
 - - Herr Baron von Hartmann geh. Rath in Burghausen.
 - - Herr Baron von Herrmann in Wien.
 - - Herr Baron von Hildebrand in Prag.
 - - Freyherr von Hirzel Director vom Ritterscanton Schwaben.
 - - Herr General von Hirzel.

Er. Gnaden Herr Franz Edler von Hohenwald K. K. Oeko-
nomie und Spiegel-fabrique Director zu Gabrafeld in Oest-
reich.

— — Herr Baron von Hölleben Oberforstmeister und
Rittmeister in Rudolstadt.

— — Herr Baron von Hölleben Kammerjunker und Ober-
forstmeister in Rudolstadt.

— — Herr Baron von Hölleben geheimer Regierungsrath
zu Schwarzburg Rudolstadt.

— — Herr von Hoyer K. K. Hofrath.

— — Herr von Hoym Kammerrath in Braunschweig.

— — Herr von Inhof Fürstl. Kammerjunker in Dehrin-
gen.

— — Freyherr von Knöringen Churmainzischer geheimer
Rath und Oberjägermeister in Ellwangen.

— — Herr von Köferitz königl. preussischer Oberforst-
meister.

— — Herr Baron von Königsdorf in Ossig königl. preu-
ssischer Cammerherr.

— — Freyherr von Koppensfels geheimer Regierungsrath
in Weimar.

— — Herr von Kürnberg Domdechant, Stadthalter Re-
gierungs und Kammerpräsident in Ellwangen.

— — Herr von Larich.

— — Herr Joseph Freyherr von Lerchenfeld.

— — Herr von Lochner Oberamtmann zu Homburg am
Mayn.

— — Herr Baron Ludwig von Löwenstern aus Liefland.

— — Herr von Lupin Canzleydirector in Memingen.

— — Herr von Lüttwitz Lieutenant bey der Cavallerie.

— — Herr Albert Edler von Mayer K. K. würklicher Hof-
rath der Kayf. Maj. geheimer Kammer-Zahlmeister und
Oberdirector der K. K. Familienherrschaften.

— — Herr Meetsch von Leineck, Lieutenant.

— — Herr von Moltke Jägermeister und Kammerherr
aus Mecklenburga Strelitz.

— — Herr von Moltke Oberforstmeister in Reichenberg.

— — Herr Joseph von Moorlin.

— — Herr von Münchhausen Drost zu Hardeggen im
Hannoverschen.

— — Herr von Mutius zu Altwasser königl. preussischer
Justizrath.

— — Herr von Negelin in Preussen.

— — Herr Hartman von Oberländer zu Freugrün.

— — Herr von Vertel auf Hohendorf Kammerrath.

— — Freyherr von Pengler.

- Er. Gnaden Frenherr von Petrasch K. K. General.
- - Frenherr von Reichersberg Hofrath in Würzburg.
 - - Frenherr von Reischach Domdechant in Augsburg.
 - - Herr von Röder Kammerjuncker und Kammerassessor in Schwarzburg Rudelstadt.
 - - Herr von Rosenbrug in Osterode.
 - - Herr von Rosenstern Drost zu Wickensee im Lüneburgischen.
 - - Frenherr von Rotenhan Herr zu Rentweinsdorf.
 - - Frenherr von Rüd Kammerherr.
 - - Frenherr von Rüd und Fürstl. Neuenstein. geh. Regierungsrath.
 - - Herr Hofr. und Oberamt. von Scharpf zu Eglos.
 - - Herr J. Chr. Scheurl von Defersdorf.
 - - Frensfrau von Schöning geborne von Besser Erbfrau auf Morrin bey Landsberg und Alexandersdorf.
 - - Abten Schönthalsche Bibliothek.
 - - Herr von Schrader Kammerrath in Braunschweig.
 - - Herr von Seeger Hoch- und Teutschmeisterl. Hofrath zu Rühlingshausen.
 - - Herr Sichert von Sichertshausen.
 - - Herr K. J. Spiegel von Diefenburg Churcöln. geh. Rath Cap. in Münster.
 - - Herr von Spielmann K. K. Staatsrath ic.
 - - Herr von Stein Oberstallmeister in Weimar.
 - - Herr Dietrich, Philipp August Frenherr von Steinkayf. Kammerherr und Rittersrath zu Ostheim.
 - - Herr Karl von Stockmayer, sächsisch Coburg Saalfeldischer geheimer Rath.
 - - Frenherr von Straus Churmainzischer Staatsminister.
 - - Herr Baron von Stosch in Oberellguth.
 - - Herr Stürler von Frientenberg in Bern.
 - - Herr Landvogt Tscharner von Schneckenberg Präsident.
 - - Herr Zacharias Veit von Veitenberg Churbayerischer Regierungsrath ic.
 - - Frenherr von Vischbach Bayerisch Pfälzischer Cammerrath.
 - - Herr von Voigts Klostersrath in Braunschweig.
 - - Herr Joseph Maria von Waichs Churbayerischer Regierungspräsident zu Straubing.
 - - Herr Clemens von Waichs Churbayerischer Generalmajor.
 - - Herr Franz Ludwig Schneider von Wartensee in Luzern.
 - - Herr von Wedel kaiserl. Oberforstmeister.

- P. T. Adam Wilhelm Klingsöhr Regierungsadvocat zu Hof.
 — — Johann Christian Knapp Oberamts Substitut in
 Welzheim.
 — — Philipp Knoll Pfarrer zu Gernsdorf.
 — — Philipp Koch fürstl. Nassau Usingischer Landschreiber
 zu Lahr im Breisgau.
 — — Licentiat Kolb von Renburg.
 — — Krauselich Rector in Dünkelspiel.
 — — Johann Krzivanek Oberamtman zu Billin.
 — — Ruhn Sonnenwirth im Reichsstift Rempten.
 — — Frau Rosina Kupfer von Worblausen.
 — — Landolt im Burghof.
 — — Leinsler Hof- und Cammerath zu Etlwang.
 — — Leipzig Churfürstlich Bayerischer Rentamtsverwalter
 in Jllertissen.
 — — Lindtner Hochfürstl. Johanitermeisterk. Stadthalter
 zu Bubingheim im Zürich.
 — — Manuel Obercommissarius in Bern.
 — — Johann Mayer in Prag.
 — — Gust. David Merz Buchbinder in Rothenburg an
 der Tanber.
 — — Löbliche Müllerische Buchhandlung in Grätz.
 — — Johann Ludwig Müller Pfarrer zu Westheim im
 Würzburgischen.
 — — Mulz Verwalter in Eckenberg.
 — — N. N. aus Wien.
 — — N. N.
 — — N. N. ein Bauer in Schwesendorf.
 — — Aloisius Neeber bayer. Maltheiser Ordensverwalter
 zu Reichenbühl.
 — — Johann Michael Neefer Verwalter in Abschwend.
 — — Abraham Nimbans der S. W. in Bern.
 — — Johann Conrad Nüscheler der Wohlöbl. ökonomis-
 schen Societät in Zürich Secretair.
 — — D. W. W. ein Freund der Landwirthschaft in Wels-
 senburg.
 — — Oehl Hof- und Regierungsrath zu Bruchsal.
 — — Hochfürstliche Oehringische Stiftsbibliothek.
 — — Hochöbl. Oehringer Lesegesellschaft.
 — — Orell, Gessner, Sieffelsche u. Buchhandlung in
 Zürich.
 — — Otto Amtschaffner zu Koreck.
 — — Salomo Pestaluz Hauptmann in Zürich.
 — — Georg Pitka Inspectoratscanzlist zu Bistritz in Böh-
 men.
 — — Pohlert Finanzcommissarius in Oppurg.
 — — Peter Posselt Hofrath in Karlsruh.

P. T. Das Postamt in Annaberg.

— — Joseph Conrad Kadelmacher R. R. Waldforster
zu Billau.

— — Keger Amtschaffner zu Bußweiler.

— — Augustin Reisinger Rechnungsoffizier bey der R.
R. Familiengüter Buchhalterey.

— — Kenner Major in Ingolstadt.

— — Bonifaz Reutermann in Rappaschweil.

— — Reuß Cammerrath in Bußweiler.

— — Georg Rietsch Bauer in Schwesendorf in Bay-
reuthschen.

— — Kösch Cammerrath in Bußweiler.

— — Laurenz Rohrer Pfarrer zu Schönewald bey Tries-
berg auf dem Schwarzwald.

— — Kotenhausische Herrschaft und Gemeinschaft in
Böhmen.

— — Hochfürstlich Rudolstädter Bibliothek.

— — Florian Saller Director zu Binsdorf.

— — Paul Sartori Fürst Lobkowitz, Waldmeister zu
Eisenberg.

— — Andreas Saueracker Secretair in Fürth.

— — Caspar Schindler Zeugherr in Mollis.

— — Schlickmann Königl. Preussischer Oberamtmann
und Beamte des Amts Riesar.

— — Schmoller Klosteramtschreiber zu St. Georgen.

— — Heinrich Ludwig Schmid Fürstl. Dieterichstein.
Wirthschafts Inspector.

— — Schmidt Pfarrer von Uster.

— — Schneibe Kammerassessor in Rudolstadt.

— — Franz Schrerer Secretair d. R. R. R. Oestreichs-
chen Staatsgüter Administration.

— — Johann Gottlieb Schüler Freyherrl. Lannischer
Gerichtsverwalter zu Ostheim.

— — Georg Schützenberger Pfarrer zu Niederana in
Niederösterreich.

— — Schwan und Göz Buchhandlung in Mannheim.

— — Franz Schwarz Verwalter zu Rattau.

— — Joseph Schwarz Hofwundarzt zu Dettingen am
Ries.

— — Seeger Kammerregistrator zu Braunschweig.

— — Lorenz Karl Seiserheld Haal. Consulent zu Hall
in Schwaben.

— — Seufert Rechnungsrath zu Kirchberg.

— — Seyfarth Senator in der Reichstadt Wimpfen.

— — Sillig Steuereinnnehmer in Oppurg.

— — Andreas Simon Hofrath in der Lanne.

— — Splittgerber Jägermeister auf Lichtenfelde.

P. T.

P. T. Spödtli Obervoigt in Zürich.

— — Stauch Geheimerrath und Cammerdirector zu
Buzweiler.

— — Johann Michael Stander Domicapitularischer
Amts und Gegenschreiber auch Gotteshauspfleger zu Gra-
fensheinfeld und Rödlein.

— — Caspar Stander in Würzburg.

— — Stettin Buchhändler in Ulm.

— — Samuel Styhiner von Narau.

— — St., Cammerath zu B.

— — Anton Storanz aus Wien.

— — Storch Landcommissar in Neuwied.

— — Wenzel Tasseck Oberamtmann der Lobkowitzschen
Herrschaft Sisbemis.

— — Joachim Sigmund Tiefbrunner in Kloster Heils-
bronn.

— — Troll Stiftsamtmann im Stift Oberstensfeld.

— — Vorbacher Lesegesellschaft.

— — Zwey Ungenannte.

— — Franz Jacob Wegelj Helfer zu Höchststetten.

— — Weiler Hofmeister in Neuwied.

— — Weiß Pfarrer von Regensdorf.

— — Weiser Pfarrer zu Trostingen.

— — Joachim Weiskopf Commendateur zu Zwetzl.

— — Werdmüller Zunftmeister in Zürich.

— — Wilke Kammersecretair in Braunschweig.

— — Johann Nicolaus Wirthmann Fürstl. Schwar-
zenbergl. Consistorialsecretair und Stadtschreiber zu Markts-
breit.

— — Wreden Churpfalz Bayrischer Geheimerrath etc.

— — Witthauer Secretarius in Braunschweig.

— — Wohler Buchhändler in Ulm.

— — Wurstenberger Major in Bern.

— — Michael Ziegler in Osteig Pfarrer.

— — Wohlblöbliche Züricher Dekonomischecommission.

V o r r e d e.

Das Ganze der Landwirthschaft zu schreiben und in einem Buche vorzulegen, dazu deucht mich, hätte mir mein ausgebreiteter Briefwechsel Anlaß und hinlängliche Ursache gegeben; es schien mir, mein Beruf gewesen zu seyn, alles und jedes derselben, so viel möglich wäre, auf einmal allen meinen Lesern zu sagen, damit sie ferner nicht die Mühe haben mögten, mich bald über dem, bald über jenem, weil ich in meinen bereits herausgegebenen Büchern zwar vieles, doch nicht alles gesagt hatte, auch wenige alle meine Bücher in Händen haben mögten, in welche ich meine Erfahrungen und Gedanken verstreuet habe, mit Mühe und Kosten zu befragen.

Nach dieser Absicht habe ich vieles, so ich in meinen Schriften mit mehrern in vielen Worten gesagt habe, ins Enge gezogen und in wenigere Worte gekleidet; manches aber auch, welches ich dorten in einer Kürze vortrug, hier Umständlicher erzählt und gelehrt; jedes aber so, daß ich hoffen kan, von allen und jeden verstanden werden zu können; Pflicht war es allerdings, so zu schreiben und doch kan ich mich auch heute noch nicht beden und überzeugen, daß ich meinen Wünschen, in allem recht verständlich worden zu seyn, in allem satt und hinlängliches Genüge gethan habe; über einigen bin ich wirklich verlegen; vielleicht blieb manches in der Feder, welches ich schreiben wollte; vielleicht habe ich einiges gar nicht gedacht; von einigem aber weiß ich, daß
ich

Vorrede.

ich mich für unfähig hielte, ihm so viel Licht geben zu können, als es bedürfte, um eingesehen und gethan werden zu können: dergleichen sind Beschreibungen der nöthigen Maschinen, der Werkzeuge, die man bey den landwirthschaftlichen Gewerben bedarf und dann der Handgriffe bey diesem oder einem andern Geschäfte.

Es wird nie möglich seyn, in einem Buche von einer Sache alles und jedes zu sagen: gar nichts zu vergessen. Diese Wahrheit sagt mir also im Voraus schon so viel, daß ich allen weitem Anfragen auch durch alle meine beobachtete Genauigkeit dennoch nicht ganz und gar abhelfen werde: daß ich immer noch fast, wie bisher, Antworten zu geben haben werde.

Ohnmöglich zu umgehendes kan auch ich wohl nicht umgehen; ich bin daher auch dazu im Voraus schon entschlossen, ja, ich rechne es zu meinen Pflichten, denjenigen, welche mein Buch von mir erkaufte haben, — oder auch in der Folge noch von mir abfordern werden, wie ich es auf Begehren jedweden, der es von mir zu erhalten begehrt, zu zuschicken bereit bin, Antwort zu geben: Risse, Modelle, Werkzeuge, Saamen, Reiser, weitläufigere Beschreibungen der oder jener Dinge, allerley Handgriffe u. d. gl. willigt zu zuschicken, und sie mit eben so vielen Eifer in ihren Absichten auf die Verbesserung ihrer Wirthschaften zu unterstützen, als sie mich bey Herausgebung meines Buchs unterstützt und meine Wünsche erfüllt haben, oder noch zu erfüllen gedenken.

Dies

Vorrede.

Dies ist für mich nun Schuldigkeit! dagegen aber muß es mir auch keiner meiner Leser verdenken, wann ich auf die Zukunft allen andern meine Belehrungen u. d. gl. durch Briefe, auf die ich bisher so vielmal angegangen wurde, gänzlich versage; einmal deswegen: ich stehe an dem siebenzigsten Jahre meines Lebens, die Arbeiten kommen mir nach und nach hart und sauer an, ich muß mich mancher Arbeit entschlagen, viele bleibt mir dennoch auch dabey noch übrig und dann dadurch, so viel möglich ist, den Nachdruck, der mir, wie ich Nachricht habe, gedroht ist, zurück zu halten, wann ich dem Dieb den Gewinn ungewiß mache und entreiße, da sein Käufer und Leser von meinem Buche aus seiner Presse den Nutzen nicht haben wird oder kann, den meine Gönner und Freunde erst durch meine nachherige dankbare Bemühungen für sie gewiß ziehen und einsamlen werden.

Einiges muß ich hier meinem Buche noch vorsetzen: Ich rede in demselben hin und her von Maasen, als von Maltern, Simri: von Schubem, Rutben, Morgen; von Pfunden, Centnern u. d. gl. hierüber muß ich mich einmal für allemal da erklären; ich thue es! —

Wann ich von Maltern rede, so verstehe ich darunter eine gewisse Anzahl Simri; diese aber, wie die Malter, sind verschieden, groß oder klein: Das grose oder raube Simri hält, an Nürnberger Pfunden $28 \frac{3}{4}$ Pfunde Roggen; das kleine aber $27 \frac{1}{8}$ Pfund: mit dem grosen oder rauhen Simri misset man Dinkel oder Spelzen, Haber, Gersten,

sten, Wicken; mit dem Kleinen oder glatten aber Roggen, Erbsen, Linsen, Hirsen, Weizen und dergleichen glatte, oder feinere Früchte aus.

Das Malter dieser letzten Sorten hält 8 glatte Simri: das Malter ersterer Sorten aber 9 rauhe oder grose Simri.

Das Simri wird in halbe: in 4 Theile, die man Vierlinge oder Tefel und in 16 Theile, die man Maase nennet, getheilet.

Ich bestimme also die Gröse der Simri und Malter durch Pfunde und zwar Nürnberger Pfunde; dieses Pfund hat 32 Loth, oder 32 gleiche Theile und ist um 2 Loth mehr, als das Frankfurter oder rheinische Pfund.

Ein Nürnberger Schuh hat 12 Zolle: die Helfte oder 6 Zolle hält die hier am Rande angebrachte Linie: folglich machen zwei solche Linien einen Nürnberger Schuh und diese zwei Linien in zwölf gleiche Theile getheilt, geben zwölf Zolle oder ein Theil, von diesen zwölf Theilen ist ein Zoll. Sechszehn solche Quadratschuhe machen eine Quadratruthe und 256 dergleichen Quadratruthen machen einen Quadratmorgen.

Auf diese und nach dieser Angabe muß man das, was ich in der Folge von Maasen und Gewichten sage, verstehen; man wird sie auch durch das angegebene gar leicht auf andere Maase und Gewichte reduciren und sich in sie finden.

Was ich nun ferner zu sagen, für nothwendig ansehe, ist das Wenige, so ich hier in einigen Absätzen anfüge:

Vorrede.

In der allgemeinen deutschen Bibliothek lag ich: 61 Band, 2tes Stück, p. 438. Beantwortung der Frage: wie ist die nützliche Stallfütterung ohne Zwang allgemeiner zu machen und wie ist ihre Einführung dem Landmanne zu erleichtern?

„Eine Preisschrift, die den Herrn Kammer-Secretair Schneider in Merseburg zum Verfasser hat, und ganz des Preises würdig ist. Auch kein Wort ist vergebens darin zu finden. Kurz, auch wir würden ihr den Preis zuerkannt haben: wenn der Verfasser gleich selbst, wie aus dem Anhange erhellet, eingesteht, daß er kein großer Praktikus sey. Zu einer Schrift dieser Art wird dieses so sehr nicht erfordert, wenn nur seine Gründe von Gewicht sind. Und ist dann Mayer so der große Praktikus, wie man ihn vom Anfange seiner Schriften, bis zur Beschreibung seiner Lebensgeschichte hielt? Mit nichten; hier erhellt und er kans nicht länger bergen, daß er — von jeher sein Pfarrgut verpachtet habe! und doch hat er hier das Accessit erhalten, seine Schrift bereits drucken lassen; aber dadurch bewiesen, daß er nichts locales und daher weniger als Wichmann — wäre der anderst nicht so in der bereits auch abgedruckten und in Leipziger Magazine befindlichen 2ten Preisschrift (denn nur drey waren eingelaufen!) sogar weitausläufig gewesen — das Accessit verdient hätte.

Ich will von der Bitterkeit, womit diese Recension gegen mich überstreut ist, weiter nichts sagen; ich kan aber meine Verwunderung nicht bergen, daß ich schon so manchmal von den Herren Recensenten so gar sehr verkannt worden bin; ehemals sagte einer der Recensenten meiner ökonomischen

Vorrede.

mischen Reise, die ich auf Rechnung eines edlen Walachens abdrucken ließ, ich seye der dalmatische Graf Stephano de Zannowick. Da ich doch in der Vorrede des ersten Theils deutlich genug sagte, daß ich es selbst seye; nun saget dieser: ich hätte meinen Lebenslauf abdrucken lassen, da ich doch noch niemals an die Beschreibung meines Lebens gedacht habe; vermuthlich glaubet der ehrliche Mann, daß der erklärte Roman meines Lebens, welcher in zweyten Anhang zu meinen Beiträgen 2c. Frankff. 1784. befindlich ist, meine Lebensbeschreibung seyn müsse; ich versichre ihn aber, daß er sich ganz und gar hieken geirrt und verfehlet hat; meine Lebensbeschreibung ist dieser Roman nicht; er ist ein Roman: ein Zusammentrag vieler einzeln Begebenheiten in Eins, worunter kaum zwey kurze Erzählungen sind, die auf das eigene meiner Kindheit passen, oder aus ihr genommen sind;

Meine Absicht bey diesem Zusammentrag wunderbarer einzelner Fälle aus Lebensgeschichten vieler einzeln Personen, in Eins, war keine andere, wie ich auf dem Titel ja selbst sagte, als durch sie Gelegenheit zu haben die Wahrheit, es seye Thorheit, sich durch das Wunderbare einer unmittelbaren Vorsicht in der Landwirthschaft leiten und führen lassen zu wollen, wenn man mittelbar durch die Natur von Gott zum Glücke erhoben werde, anschaulicher vortragen zu können.

Wer mich und die Umstände meines Lebens nur halb kennet, wird wissen, daß der erklärte Roman meines Lebens also meine eigene Geschichte
nicht

nicht seyn könne; ist es nun aber so, so ist auch alles das, was der Herr Recensent von mir sagen will, sein Gewebe und Gedicht: ich habe nie ein Pfarrgut, oder einen Bauernhof bey meiner Pfarre zur Bestallung gehabt, also nie einen verpachtet: drey, vier Morgen Wiesen und ein paar Gärten sind alles, was ich hierauf besitze; wenn also derselbe daraus, daß ich meinen Pfarrhof verpachtet hätte, schließen wollte: also müste ich der Praktikus in der Landwirthschaft, für den man mich hielt, nicht seyn, so ruhet sein Schluß auf sehr schwachen Gründen, wie er dann, wann auch jene, die, welche er angibt und erdichtet hat, wahr wären, doch von solchen so wenig Ehre haben würde, daß er sich desselben billig zu schämen hätte, dann ich bin überzeugt: daß man auch ein guter Landwirth und Praktikus seyn könne, ohne selbst Feldgüter besessen oder sie selbst bearbeitet zu haben: der Knecht besitzt selbst keine und ist doch öfters ein besserer Landwirth als sein Bauer selbst, und dann gibt es ja viele Landwirthe, die nie einen Pflug in der Hand hatten, und doch die besten Bauern sind;

Kopf und Aufsicht: Bemerkungen, Erfahrungen und ein Bißchen Mutterwitz bey den Arbeiten anderer, denen man zusiehet, öfters zusiehet, thut und vollenden da alles aufs beste.

Wie nun so jeder ein guter Landwirth zu werden vermag und jedweder begreifen wird, daß es so möglich seye, der werden zu können, so ward ich auch der und man that mir nicht unrechte, wenn man mich aus meinen Schriften als einen Praktikus ansah.

Vorrede.

Ich habe das Vergnügen, mitten unter Land-
leuten nun schon beynabe 50 Jahre als Lehrer zu
leben, und bin von Kindheit an in einem Hause
erwachsen, wo man ein sehr großes Landgut eigen-
besaß und sehr gut bearbeitete, sollte es mir wohl
unter solchen Umständen und zumal unter meinen
Kupferzeller Landwirthen, die keinen in der Welt
weichen (so sind sie in und außer Deutschland er-
wiesen bekannt) unmöglich gewesen seyn, zumal
da ich doch immer noch einen Kopf zwischen den
Schultern trage, dieser haben werden zu können,
oder worden zu seyn? —

Zu dem kommt noch, daß ich auf meinem ei-
genen drey oder vier Morgen großen, aus einer
Einöde geschaffenen Garten, der ein Baumgarten
ist und 1800 Bäume enthält, den ich aber in sei-
nen Abtheilungen, bald zu Klee, bald zu Winter-,
bald zu allerley Sommerfrüchten verwandte und
nutzte, wohin ich alle meine Ideen bringe, meine
Anschläge versuche, sie da erprobt oder verun-
glücket anmerke, sie andern meinen Pfarrkindern,
zum versuchen empfehle, und sie hernach erst in
meinen Büchern dem Publikum nach meinem Gut-
befinden vorlege: empfehle oder mißrath.

Was so des Neids Hohnspruch? er ist kein
Praktikus! — und — so hat er vor Herrn Wich-
mann das Accesit nicht verdient! — also dabey
noch der lendenlahme Schluß! — kan man dann
das Accesit nicht vor Herrn Wichmann zu erkannt
erhalten, ohne eben der große Praktikus, wie man
sich ihn denkt, zu seyn? — Er bejaht's ja doch
selbst!

Ich

Vorrede.

Ich lese mit Hochachtung jedermanns Urtheile über meine Bücher, weil ich aus ihnen gerne lerne und ich meine Bücher nie anderst als Stückwerk menschlichen Wissens denke; nur scheint es mir fremde, wenn man so hämisch ohne Grund spricht, sich sodann hinter seinen Buchstaben wohlbehalten zurück zieht und verbirgt: so hat freylich der Recensent gegen dem Schriftsteller allemal vieles Vorweg; er kan ungerügt sagen, was er will, und schreiben was ihm einfällt und beliebt, ohne von der tüchtigsten Widerlegung was zu fürchten. Das beste hiebey: daß man weniger Reiz und Gelegenheit hat, sich an ihm zu versündigen: Scheltworte gegen Scheltworte zu setzen!

Ich sage es hier nochmal, wie ich es schon mehrmalen gesagt habe: ich habe niemalen diese Ehre aus eigener Verwaltung eigener oder anderer Bauerngüter ein praktischer Landwirth zu seyn, gesucht; noch darinn, daß ich die Ställe durchfroh, einiges Vergnügen gefunden;

Dies ist wohl nicht die Sache des Gelehrten, des Denkers, der aus den ihm getreu bekannt gemachten Versuchen und Erfahrungen anderer eben so wohl als aus eigenen und auch daraus, wann er anderer Geschäften nur zusiehet, so wohl, als wenn er alles selbst mitmachte, seine Kenntnisse bereichert, Schlüsse ziehet, Regeln abstrahirt und sie andern, denen es Beruf ist, zur Ausführung treu und bieder vorleget.

So bin ich Praktikus so weit worden, daß ich das Herz habe, heute noch zu sagen; alle meine dem Publikum in meinen Büchern gethanene Vor-

Vorrede.

schläge glückten und nicht einer, den man genau annimmt und befolget, wird je oder kan je verunglücken! —

Die Herren, sie seyen Pfarrer, weltliche Diener, Adelige, Fürsten, bis zu dem Könige hinauf, glauben ja mit mir dem Wort; bleibe in deinem Beruf; — und wann sie wollen, dem zweiten: was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz! dann dir ist vor mehr befohlen, weder du kanst ausrichten! —

So bald wir dem Bauern in seinem Beruf eingreifen, so bald sind wir verlohren.

Man überdenke doch alle die berühmten großen Oekonomen und Landwirthschaftslehrer von vorn bis hinten! was war ihr Gewinn aus ihren eigenen Ausführungen ihrer Ideen und Anschläge? —

Der Herr von Münchhausen, der Hausvater, der Herr Geheimerath Schubart, von Klee-
feld, der Herr von Pfeiffer und noch mehr andere, was gewannen sie? was hinterließen sie alle? — was, das kan jeder, der ihren Rechnungsschluß übersehen will, leicht wissen und erfahren! —

Leider! kenne ich zween unter meinen ehemaligen verehrlichsten Herren ökonomischen Correspondenten, die über der Selbstverwaltung ihrer Güter verzweiflungsvoll in vollen Bankerotte sich entleibten; einen, der auf ewig durch übelausgeschlagene Versuche arm ward, Untreue begieng, an den Karren geschmiedet im Zuchthaus; noch mehrere im Bankerot; viele diesem nahe; manche aus ihren Verwaltungen um Amt, Bestallung und Brod gebracht; nie sahe ich noch einen Fürsten,

Vorrede.

sten, der aus seinen Cameralgütern, wo sie nicht vorher gar öde lagen, und gar keinen Preis hatten, wirklichen Gewinn zog; sehr viele aber dabey in fortdauerndem großen Schaden und wirklichem Verluste;

Männer meines Amtes und Standes, welche die schönsten, größten Bauernhöfe zu ihren Bestallungen haben, welche sie entweder durch eigene Dienstbothen bauen, oder die ihnen ohne Entgelt von ihren Pfarrkindern gebaut werden, frage man doch, ob sie in beeden Fällen aus ihnen je auch Gewinn hatten, oder Nutzen erhalten haben; man wird erfahren, daß allemal, weniges oder gar nichts herausfällt; gewiß! wo nicht unanständiger Geiz, bauerische Erziehung und Gebrauch der Kinder zu Knechten, und Mägden auf'm Feld und im Stall, jüdischer Kram hier hinzukommt, so bestehen diese Herren allezeit schlechter als die, welche ihre Bestallung an Geld und Naturalien, oder wie man sagt, im Sack oder baar haben.

Jenen, wenn sie noch bestehen wollen, bleibt nichts übrig, als daß sie ihre Pfarrbauerngüter, einzeln: Morgen oder Stückweis, an viele ihrer Pfarrkinder um baar Geld verpachten.

Wer sollte, da ich allen meines gleichens, — von jeher, — in allen meinen Büchern, — wo ich Gelegenheit dazu fand, recht vorsezlich den Besitz der Bauerngüter abgerathen habe, glauben, daß ich selbst eins administriren würde? — versucht habe ich's einmal; aber durch zwey, drey Jahre aus Erfahrungen klug, gab ich alles das,

Vorrede.

was nicht meines Berufs war, bald gänzlich auf einmal und allezeit wieder auf.

Nichts ist mißlicher, als das landwirthschaftliche Gewerbe; — das allermeiste dabey hängt von der Witterung, die nicht in unserer Gewalt ist, allein ab; besorge jemand alles nach dem Maasse alles Verstandes, aller Kräfte, alles Fleisses, aller Treue, schicke sich aufs beste dabey in Witterung, Zeit und Umstände, so wird er doch zweymal erliegen, biß er einmal gut durchkommt;

Daher kein so geplagter Mensch als der Oekonomieverwalter, oder der Director der Landwirthschaft eines Landes; er wird nie lang bestehen, nie auf einer Stelle lange aushalten: sein Leben wird seyn, wie das wandelbare des Herrn vom Pfeifers; dieser unter den einsichtigsten Landwirthschaftslehrern einer der würdigsten, war in seinem ganzen Leben wie ein Ball, unter allerley Gestalten: unten, oben, hoch und tief unten, bald da, bald dort: geliebt, geehrt, verworffen, angenommen, unterstützt, verstoßen, verspottet, bald im Brod, bald ohne Brod — nie reich, und doch in allerley Diensten: bey Königen, bey Kaysern, bey Churfürsten, Fürsten, Grafen; Seine Laufbahn, davon er mir die Charte selbst gab, war: Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Oestreich, Bayern, die Schweiz, Montfort, Hohenlohe, Wilmersdorf, Würzburg, Bayreuth, Pfalz, Engeland, Hanau, Offenbach, Mainz, er lebte endlich für sich, nährte sich durch seine Feder; zuletzt ward er Professor der Oekonomie in Mainz, und starb da, vor etwa zwey Jahren.

Un

Vorrede.

Unter diesen zwei letzten Erscheinungen erging es ihm noch am Besten; — bey den erstern mußte er mehr, als einmal, bey Nacht und Nebel entweichen; nicht als ein Bösewicht, sondern weil seine Projekte versagten, und scheiterten, und die Herren, denen er diente, den Gewinn nicht einzogen, den doch nichts sonst als die Zeit und die Bitterungen aufhielten, oder wegnahmen: — Aus seinem Munde hörte ich gar oft seinen einzigen Trost, der ihn noch bey so vielem widrigen hielt und belebte, *un homme de genie ne meurt de faim!* — Alles! nur kein Verwalter der Oekonomie, oder der Landwirthschaft, wo man so gar nichts: auch das dabey unumgänglich nöthigste im geringsten nicht einmal in seiner Gewalt hat; auch die Fürsten bey jedweder kleinen Abgabe darauf stets fragen: was habe ich dieweil? nicht warten können, und bey zwey, drey mal repetirenden Unglücksfällen aus der widrigen Witterung in Ungedult und Zorn alsobald aufs heftigste losbrechen! — Sey es hier zum letztenmal gesagt: wer aus seinem Berufe tritt, ist Stümper und gewißlich verlohren! — viele Feldgüter machen einen großen Bauern, und viele Bauern einen großen Fürsten; diesem also liegt ob, Bauern zu regieren, und jenem steht es zu, die Feldgüter zu pflügen; theilt sich jeder das Seinige zu, so wird es gelingen; wo nicht, so wirds gewißlich versagen! — bey allem! — man wäge, messe, docktere und quacksalbere auch, wie man weiß, will, kan und verstehet! —

Ich freue mich, so oft ich es denke, daß ich dem Verkauf der Cameralgüter so mancher Herrschaft

Vorrede.

schafft anrieth, daß so manche meinem Vorschlag befolgten und alle diese dabey augenscheinlich großen Gewinn machten; ich lese in der allgemeinen deutschen Bibliothek, 63 B. II. St. Seite 597. bey der Recension des Anhangs zu meinen Beyträgen und Abhandlungen 2c. dieses:

”IV) Erweist und Beylage zu der Wahr-
heit: es ist nützlicher Cameralgüter an Un-
terthanen zu verkaufen, als sie selbst zu ad-
ministriren oder zu verpachten: Es ist wohl
eine ausgemachte und durch viele Beyspiele augen-
scheinlich erwiesene Sache, daß sich Fürsten in
Ansehung aller ihrer Cameralhöfe und Güter am
besten rathen, wenn sie solche an Unterthanen ver-
einzeln und verkaufen, sie ihnen eigen überlassen
und auf dieselben jährliche gewisse und ungewisse
Abgaben, als: Erbzinzen, Steuern, Zehens-
den, Handlohn und Sterbefall-Gelder hefs-
ten und anrechnen.

”Aber diese so nützliche Operation wird
wohl in manchen Ländern noch lange in
der Liste frommer Wünsche geführt wer-
den, weil die meisten Cameralcollegia
nicht dafür sind. Und diese haben auch
ihre gute Gründe sich darwider zu streu-
ben: denn, wenn auf diese Art die Kam-
mereinnahmen mehr simplificirt und auf
einen gewissen Fuß gesetzt würden, so fiel
bey den Kammercollegiis ein beträchtlis-
cher Theil der Beysezer und Subalternen
weg, welche bey der alten Einrichtung
von Verpachtungen, erneuerten Pachts-
contracten und von den jährlichen Besich-
tigungen, der zu den Domainen gehörig-
en Gebäude und Felder, 2c. 2c. mit
”bes

Vorrede.

„besoldet werden, und sich auch wohl selbst
„besolden. —“

Getroffen! — freylich so sich besorgt; dem Fürsten aber in Schaden gelassen! — — unterdessen ist auch eine der Ursachen, warum viele Cameralgüter nicht an Unterthanen ausgethan werden, diese, daß es dazu keine Kauflustige giebt, weil der Feldgüter vieler Länder zu viel und der Einwohner zu wenig sind; so findet man es noch in Deutschland; so in viel mehreren Ländern ausser Deutschland, und wo? — — da, wo der Druck bisher zu groß war; wo Freyheit, Eigenthum, Gerechtigkeit noch in Fesseln, verkannt und verkäuflich war, wo das Sclavenjoch noch aufliegt, und die Leibeigenschaft drückt, und diese zusammen Einsicht und Gleis verschließt und erstickt, die Eingebornen verjagt, den Fremdling scheu macht; wo die stehenden grossen Heere geistlicher und weltlicher Kriegsleute durch den Eölibat die Fortpflanzung und Vermehrung hindern und so der Abgang durch keinen Zuwachs ersetzt wird, die Ehen nicht mehr geben als der Tod nimmt.

Würde man also diese Hindernisse wegheben, so würde sich das Glück der Fürsten und der Unterthanen und aller Länder um ein grosses vermehren und die Felder überall und durchaus würden mehr grünen, aufblühen, und zum Wohl der Menschheit auf alle bessere Aussichten reifen. Könnte man dies da, warum dann nicht auch dort? —

Man spricht altäglich und liberal von Aufklärung, Toleranz und Patriotismus, drey Wörter von dreyerley Schall, von jetzt einerley inneren

Vorrede.

ren Gehalt, heutiges Tages gar nicht mehr von ächten, guten Schrot und Korn, — eckelt es nicht vor der Aufklärung, — da, — wo man doch am meisten von ihr spricht; wo sie ihre Schulen zwar wohlthätig öffnet, wo man ihr aber mit Wuth entgegen tritt, und ihr ins Gesicht schmalzt? der Patriotismus der Niederländer was hauchte dann biß daher dieser aus? das, wofür die Vaterlands-
liebe erschrickt und fast scheu wird. Die Toleranz, ach der zerstückelten, lahmen, nur erst kaum halb aus der Geburt geholten, von ihren Geburtshefern, denen ihre wüthende Feindin Intoleranz die Fenster allenthalben einschmeißet, fast wieder verlassen, wird sie wohl nicht noch ehe als sie ganz geböhren wird, wieder erstickt oder erdroßelt? —

Der Himmel schaffe hellere Aufklärung, die alten Patrioten wieder zum Leben und die Toleranz mehr ganz, nicht mit so verhackten Gliedmaßen eines ganz lahmen, kraftlosen Körpers!! alsdann wird man über dem Mangel der Abnehmer und Käufer der Cameralgüter nicht mehr klagen: der Fürst wird sein Land mit fleißigen Bauern vollgepfropft haben, und diese werden durch die Treue gegen das Eigenthum in der Freyheit und unter dem Schutz der Gerechtigkeit ihre Aecker grünend und voll beglückt und froh anlachen!

Noch ein drittes, das mich angehet, die allgemeine deutsche Bibliothek, 66 B. zweytes Stück. S. 585. 586. enthält: Handbuch für Bürger und Landleute in lehrreichen Erzählungen zur Beförderung einer bessern Haus- und Landwirth-

Vorrede.

wirthschaft. Nürnberg bey Zeh, 1785. 352. in 8.
nebst einem Bogen Vorrede.

„Wer das Buch *Gallerie von Schilderungen bö-*
„ser und guter Hauswirthe in ihren Lebensläufen,
„1c. 1781. bey eben diesem Verleger 24 Bogen und
„1 Bogen Vorrede besitzt, der hat schon dieses un-
„ter einem veränderten Titel als neu ausgegebene
„Handbuch. Unser Urtheil sey daselbe, was jener
„Recensent damals (man s. uns. Bibl. 50 Bd. 602)
„über diesen Inhalt ausstellte. Sollte es wohl
„möglich seyn, daß ein Mayer — so nannte sich
„jener Verfasser — diese neue Aufstischung, ohne
„es auf dem Titel, des Doppelkaufes wegen zu be-
„merken, in der Art bewerkstelligen können? —

Da ich unter einem Doppelkauf meines Bu-
ches weder Ehre, noch Nutzen hoffen oder haben
konnte, folglich diese Aufstischung vielleicht etwa
zur Helfte merkantilischen Absichten, dessen, der
mein Buch in Verlag hat, geschehen seyn mag, so
wird man mir billig so eine Behandlung des Pu-
blikums nicht anrechnen; so bald ich sie inne wur-
de, habe ich meinen Unwillen dagegen bezeigt,
sie gerügt und mißbilliget, man suchte sich zu ent-
schuldigen und glaubte sich durch dabey gehabte gu-
te Absicht rechtfertigen zu können, aber doch bin
ich auch heute noch darüber unzufrieden und erklä-
re es hier öffentlich im Angesicht meines Herrn
Verlegers einem jeden.

Ich setze nun weiter gar nichts hinzu; sollte
mir noch was übrig bleiben, so habe ich Zeit und
Gelegenheit, es bey'm Abdrucke des zweyten Ab-
schnittes zu sagen. Kupferzell den 14 May, 1788.

Der Verfasser.

Inhalt

des ersten Theils.

Einleitung.

Kapitel.	Seite.
I. Die äußere und innere Beschaffenheit der Stelle, auf welcher ein Landgut mit Vortheil angelegt werden kan. — — —	3.
II. Das wahre und richtige Verhältniß aller der Stücke, welche ein Landgut in sich faßt. — — —	19.
III. Anlegung des Landgutes selbst. — — —	41.
IV. Ueber die Bestimmung jährlicher Abgaben an die Grundherrschaft des Landguts. — — —	52.
V. Von der Anlegung der Gebäude meines Landguts. — — —	68.
VI. Die Personen, welche zu der möglichst nützlichsten Bearbeitung eines Land- oder Bauernguts nöthig sind. Von ihrer Behandlung und ihren Arbeiten. — — —	80.
VII. Von dem Feldgeräthe und der Bauern Werkzeu- gen. — — —	104.
VIII. Von dem allerley Vieh und dessen Behand- lung. — — —	114.
IX. Vom Ackerfeld: dessen Beschaffenheit, Ver- besserung, Pflügen, Saat. — — —	236.
X. Die Wiese: die natürliche und künstliche. — — —	273.
XI. Der Garten. — — —	298.



E i n l e i t u n g.

Hier will ich das, was mich selbst in der Landwirthschaft belehrt hat; den Gang, den ich zu meinem eigenen Unterricht genommen habe, statt einer Einleitung angeben, erzählen und andern als an mir erprobt, auch zu ihrer Belehrung vorlegen, und empfehlen.

Man geht gewöhnlich vom theoretischen zum practischen über; ich aber kam von diesem, zu jenem zurück: nach dem ich alles satt gesehen und erfahren hatte, durchforschte ich erst nachher die Versuche: die fehlgeschlagen und erprobten;

Nicht, als wann ich selbst als Landwirth ein eigenes weisläufiges Landguth besessen, bearbeitet und abgeerndet hätte: dies hatte ich niemalen: Ein großer Baumgarten von einigen Morgen, den ich aus einer Einöde schuf; ihn als Garten, Ackerfeld und Wiese abwechselnd nutzte, und dann einige Wiesen, als meine Pfarrgüther und ein mit solchen verhältnismäßigen Viehstand, das war alles, was ich anbaute, und unter meiner Anweisung bearbeiten liese.

Ich achtete, ein eigentliches Landguth zu haben, außer meiner Sphäre, über den Gränzen meines Berufes, mir weder angemessen, noch schön, noch nützlich, mir von allen diesem aber das Gegentheil zu seyn.

Ich glaubte an meinem Garten und meinen Wiesen so viel zu haben, was mir angenehm zu seyn schiene, was ich ohne Nachtheil meines Amtes besitzen könnte und was mir nöthig war, Versuche darauf machen zu können, Exempel für andere werden, und das fürgeschlagene zur Annahme andern practisch empfehlen zu können;



Ich hatte aber dabey das Glück, in zwey Gemeinden nun beynahe schon funfzig Jahre zu stehen, in denen ich die folgсамsten Zuhörer fand, die jederzeit so begierig lernten, und so thätig das aufgenommene ausübten, daß ich auf allen Seiten: auf ihren Aeckern, Wiesen in ihren Ställen: in der Viehzucht und Mastung so viel täglich sehen konnte, als mir nöthig war, zu sehen, zu erfahren, zu wissen und so viele einzelne Fälle wahrnehmen zu können, als ich nöthig hatte, dabey die Natur zu belauschen, auf ihre Gänge zu spüren, Regeln im Allgemeinen zu abstrahiren, um mir zu dem Einsichten zu verhelfen, die ich nach und nach in meinen Büchern dem Publikum vorzulegen, so frey war.

Ehe ich dies zu wagen, so feck war, habe ich mich vorher selbst noch ehe überzeugen wollen, daß ich auch in meinen Ideen, aus Erfahrungen abgezogen und gebildet, nicht geirrt hätte; dann wie bald und leicht begnügt dieß nicht jeden bey'm Stuckwerk alles unsers Wissen? deswegen suchte ich mehrere ökonomische Schriftsteller auf, ich durchblättert ihre Schriften, manche gefielen, mehrere misfielen; keiner war ganz nach meinem Sinn; unter allen schien mir nach meiner Absicht Herrn Johann Gottschalk Wallerius in seinen chymischen Grundsätzen des Ackerbaues, der beste zu seyn, mit dessen Erkenntnissen und Regeln meine Erfahrungen auch aufs beste harmonirten;

Diesen las ich, nach diesem dachte ich, gieng von ihm aus und kam so immer und immer weiter: sahe die Ursachen der Natur genauer ein, und konnte, wie ich die Ursachen der Dinge und Begebenheiten heller aufgedeckt sahe, nun auch selbst noch höher hinauf zu der Quelle aller Erfolge aufsteigen, ich fühlte meine Schlüsse fester und meine Erfahrungen erläuteter, meine abstrahirte Regeln gegründeter; so wurde ich der Dekonom, so weit ich es bin, und welcher zu seyn, ich gerne durch dies,
mein

mein Ganzes in der Landwirthschaft, jedem ver-
hülfe.

Ich bin ein klein wenig stolz auf die Vorzüge meiner
Gemeinde Kupferzell, die ich nun schon drey und vier-
zig Jahre lang lehre; sie ist glücklicher, als viele ande-
re in fast allem, ihr Feldbau und ihre Viehmastung ist
weit über den Gränzen Deutschlands bekannt und ge-
rühmt, und ich denke, wenn ich ihren Vorgang beschrei-
be, wann ich dieser Erzählung meine Ideen und Regeln
anfüge, und dann sage, was mich Wallerius lehrte,
so hätte ich aufrichtig gethan, was ich gekonnt; dann
ich thue damit alles: jedem dazu, wo ich ihn gern sehete,
wo er selbst hingesezt zu seyn, wünschte; zu verhelfen.

Hier also voran statt aller Einleitung ein getreuer
Auszug aus Wallerius Buche, und dann darauf mei-
ner Gemeinde Behandlung ihrer Landwirthschaft, ihre
Handgriffe dabey, und meine Erfahrungen, Ideen und
Regeln! —



Erstes Kapitel.

Von den Urstoffen und Bestandtheilen der Pflanzen!

Was den Menschen antreibt, seine Kräfte dem Bau
der Pflanzen und Gewächse zu widmen, ist ohn-
streitig Bedürfniß des Lebens; was ihn aneifert in selb-
igen fortzufahren, sich ihme ganz und mit Freude zu
widmen, ist das srechte, fette, und gedeihliche Wachst-
hum seiner Pflanzen; würden sie verwelken, oder ma-
ger dastehen, ihre Früchte leichte und dünne seyn, ge-
wiß! — er würde bald, den Pflug stehen lassen, seine
Haue, oder Schaufel aus der Hand werfen, und das
undankbare Feld, die magere Pflanze ohne Wartung,



Pflege, und Aufmerksamkeit, ihren verdienten Schicksal überlassen.

So ist also Gedeihen der Pflanze sein Lohn, der Sporn zur Arbeit, zum Nachsinnen, dieses Gedeihen zu seinem Vorthell, nach seinen Wünschen von Jahr zu Jahr zu verbessern, zu vermehren und zu befördern! —

Hierinnen kan er nur dann glücklich seyn, wenn er die Bestandtheile des Gewächses kennt, dessen Bau er seinen Fleiß widmet, nach diesem alsdann die Stelle der Anpflanzung die Mittel zu seiner Erhaltung und Vermehrung, und die Bearbeitungs- und Behandlungart, eines jeden bestimmet.

§. 1.

Zu erfahren also welches die Urstoffe eines jeden Gewächses sind, gehet man den Weg der Chymisten, die diß entweder, durch die Scheidekunst, ohne, oder mit Hülfe des Feuers, herausbringen.

§. 2.

Mittelsst der Scheidekunst, ohne Feuer bewerkstelliget, finden sich dann in den Gewächsen und Pflanzen:

- 1.) Oehle von schmieriger Beschaffenheit, olea unctuosa, sonst auch expressa, ausgepresste, genannt.
- 2.) Salze, welche nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gewächses, auch die ihrige, wie ihre Benennung erhalten.
- 3.) Säfte, die theils schleimicht, theils gummiharzig, und zugleich klebricht, theils seifenartig, theils Harze, harzichte und buttersähnliche sind.
- 4.) Lüftige Theilchen.
- 5.) Geistig riechende Partikeln.

Mißbrauch wäre es, wenn man sich vorstellte, alles dieses angezeigt müßte in allen und jeden Gewächsen zu
gleich



gleich vorfindlich seyn; wenigstens wird man aber doch drey oder vier dieser Bestandtheile in jedem Gewächs antreffen!

§. 3.

Ben diesen, ohne Feuer, aus den Pflanzen zu erzielenden Bestandtheilen, muß ich mich noch etwas verweilen, und jedem insbesondere einige Bemerkungen anschließen und zwar vors erste von den schmierigten Oehlen annoch sagen, daß sie der mehrern Erde und Fetti wegen, zähe und unbeweglich sind, und mittelst des Auspressens aus dem meisten Saamen, auch durch Kochen, wo sie dann gekochte Oehle genannt werden, erzielet werden. Sie sind in Ansehung des Geschmacks, Geruchs und der Dichtigkeit von einander unterschieden. Kocht man sie, so werden sie scharf und ranzigt, und bekommen einen unangenehmen Geruch; so wie sie auch durch Länge der Zeit, zähe und schleimicht werden.

§. 4.

Die Salze, welche man ohne Feuer aus den Pflanzen herauszieht, nennet man wesentliche Salze; und lassen uns bey ihrer Untersuchung folgendes bemerken.

1.) Daß in theils Gewächsen eine offenbare Säure vorhanden sey. Man nennt diese Säure offenbar weil sie sich unmittelbar, durch den herben, sauern, oder süßen Geschmack beym Genuß der Pflanze zu erkennen gibt. Ersteres ist ein Beweis, daß die Säure mit erdigten Bestandtheilen in Verbindung steht; letzteres aber zeigt, daß die Säure mit öhlichten Theilen verknüpft ist.

2.) Daß diese Säure in theils Gewächsen mehr vorgeborgen vorhanden sey. Diß zu erproben, werffe man in den Saft der Pflanze, wenn er vorher in einem Gefäß eine Zeitlang ruhig und still gestanden, sich gesetzt und gereiniget hat, etwas Eisenfeil, wovon der Saft also-



bald eine dunklere Farbe, und eisenhaften Geschmack erhalten wird; eben diß erfolgt auch mit andern metallischen Körpern, deren Farbe er annimmt.

Bedient man sich dazu eines reinern und stärkern fixen Aschensalzes, oder der Kreide, so wird sich diese Säure durch eine Bewegung verrathen.

3.) Daß die Pflanzensäure von einer Mineralsäure entspre, weil erstere weit gelinder und dem menschlichen Körper zuträglicher operire, als diese.

4.) Daß das wesentliche Salz nichts anders sey, als eine mit ölichten und erdigten Theilen verbundene, zu einer Consistenz gebrachte, crystallisirte Säure; zu deren Auflösung man 20 mal mehr Wasser, als zu einer andern bedarf, welche, wenn man sie auf glühende Kohlen wirft, wegen der enthaltenen ölichten Partikeln, einen Rauch von sich gibt, und am Ende sich in eine Schlacke verwandelt.

5.) Wesentliche Salze haben etwas Phlogiston in sich, welches, wenn ersteres an's Feuer gebracht wird, davon fliegt.

6.) Daß die wesentliche Salze wegen ihrer sauren, ölichten und erdigten Ingredienzen, benahe die Beschaffenheit der Mittelsalze haben; ob sie gleich keine vollkommene Mittelsalze ausmachen.

7.) Die wesentlichen Salze sind in Betracht ihrer Beschaffenheit, eben so sehr von einander verschieden, als die Pflanzen ihrer Natur und Beschaffenheit nach verschieden sind. Einige Chymisten theilen sie in folgende Rubriken, 1.) in saure oder tartarische, 2.) in süße, 3.) in bittere, 4.) in See-, 5.) in Virriol Salze.

Die individuelle Verschiedenheit, der Farbe, des Geruchs, des Geschmacks einer jeden Pflanze, welches von der Verschiedenheit der Salze entweder selbst, oder doch von der verschiedenen Verbindung desselben mit andern Theilen, herrühret, lehren aber, oder scheinen,



es zu lehren, daß diese Klasifikation unvollkommen, und überflüssig sey.

8.) Das Mineralreich liefere keine wesentliche oder ihnen ähnliche Salze, und diese blieben immer von jenen unterschieden.

9.) Es werde das wesentliche Salz in Crystallen nicht aus allen Pflanzen erhalten. Weil

- a) die, einen schleimigten, klebrichten Saft, darreichenden Pflanzen, das Salz, durch das schleimigte Wesen von dem Anschiesen zurück halten, und durch die Gährung erst verdünnt werden muß;
- b) Reichöhlichte Pflanzen, mittelst ihres Oehles die Salze binden, daß sie nicht anschieseln können
- c) auch gewürzhafte Pflanzen, wegen ihres Oehls die Crystallisation des wesentlichen Salzes hindern:
- d) und auch trockne Pflanzen, wegen Mangel an wäserigten Theilen, das Anschieseln versagen. Es ist dieses wesentliche Salz bloß durch Hülfe des Reibens der Säfte, mit Wasser, zu erzwacken.

§. 5.

Von den Säften, die ohne Feuer aus den Pflanzen erweckt werden, und zwar von den Schleimigten merke ich an, daß ihre Auflösung nur allein durch Wasser möglich ist. Ihre Bestandtheile sind, Wasser, Säure, Erde, Oehl. Man theilt sie ein; in

- 1.) dünne, wo mehr Säure und mehr Wasser vorhanden ist.
- 2.) dicke, woben Oehl und Erde in überwiegender Menge zugegen sind.

§. 6.

Eine andere Gattung von Säften sind die Gummiharzigten. In Rücksicht ihrer Bestandtheile, un-



terscheiden sie sich von den obigen, bloß durch eine geringere Menge Wassers. Sind auch bloß im Wasser auflösbar.

S. 7.

Die Seifenartige, die dritte Art von Säften, die ohne Feuer aus den Gewächsen erzielt werden, bestehen aus Wasser, Erde, Oehl und Salz, die untereinander vermischt sind. Ihre Auflösung geschieht mit Wasser, wie auch mit Weingeist. Man kan sich dieses Safts auch statt der Seife bedienen; er ist aber nur aus einigen Pflanzen zu gewinnen.

S. 8.

Die letzte Gattung dieser Säfte sind die harzigte, die blos im Weingeist aufgelöst werden können. Es sind aber diese entweder 1) flüssigere als Balsame, 2) oder härtere als Harze, oder 3) ausdehnbare, als die elastischen Harze, 4) oder zähere als Wachs oder 5) morsche, brüchige als Kampfer, oder 6) schmierigte als Butter; diese alle treffen nur in einigen allgemeinen Eigenschaften zusammen. Hier beobachtet man noch folgendes:

- a) daß diese Säfte, aus Oehl und einer gerinnen machenden Säure, bestehen.
- b) daß, das, in den Harzen befindliche Oehl, nicht durch Destillation abgesondert werden könne, in dem diß, von jenem, so umwickelt und verändert ist, daß es zerstört und abwesend scheint.
- c) so wie die Oehle verschieden sind, so sind auch die Harze verschieden.
- d) daß diese harzigte Theile, oder Säfte in dem Mineralreich, so wie auch die andern vorhergehenden, nicht gefunden werden; Bernstein und Amber scheinen zwar sich dieser harzigten Beschaffenheit zu nähern, aber bey genauerer Unters

tersuchung, ist der Unterschied von den Harzen unverkennbar.

§. 9.

Diese zwey letztern Säfte, die Seifenartigen und Harzigen, sind nicht unter die Urstoffe der Pflanzen und Gewächse, zu rechnen, sondern haben ihren Ursprung in der, in verschiedenem Verhältniß, erfolgten Vermischung, des Wassers, der Erde Salz und Oehls.

§. 10.

Das in den Pflanzen verborgene Lustige, ist entweder ein elastisch Flüssiges, welches ohne Zerstörung der Pflanze, nicht abgesondert werden kan, oder ein unelastisch Flüssiges; beyder Absonderung geschieht entweder, durch Feuer, oder durch Fermentation und Aufbrausen. Ob diese Lust wirklich in den Körpern vorhanden, oder ob aus diesem elastischen Flüssigen ein dichter Körper geworden sey? Ist eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört.

§. 11.

Nun noch von dem Geistigen das ohne Feuer, und irgend eine Schwere zu haben, aus den Pflanzen abgesondert wird, und in jedem Gewächs, von verschiedenem Geruche ist! — Seine Auflösung geschieht entweder durch Wasser oder durch Weingeist. Sein Unterschied aber, bestehet entweder in

- 1.) einem angenehmen Geruch, wie z. B. die Balsame, Harzen 2c. oder in
- 2.) einem unangenehmen Geruch. Dieser letztere Unterschied aber kan, von der
- a.) Wartung und Pflege der Pflanze, von der Beschaffenheit des Bodens, worauf sie steht, herühren, und durch sie und andere Umstände mehr vermehrt oder vermindert werden. Dieses Geistige kan auch gar mangeln, ohne, daß die Bestandtheile der Pflanze verändert würden.



b.) Dieser Geruch hat seinen Grund in der verschiedenen Säure, und Salzen mit verschiedenen Oehlen vergesellschafteter; so bringt die mit einem Brennbaren verbundene Salzsäure einen Knoblauchgeruch; Mineralsäuren mit Weingeist, einen gewürzhaften; Säure mit Metallen, einen theils lieblichen, theils unangenehmen, so wie hingegen die Säuren Gewürzen, einen stärkern Geruch mittheilen.

c.) Dieses geistige wird, durch die vorhergehende natürliche Gährung die von äußern Umständen, theils befördert, theils verhindert wird, und bey dem Wachsbum, in dem Saamen (Korn) entsteht, wahrscheinlicher Weise, hervorgebracht. Welches man aus dem Geruch bey dem Gedeihen der Pflanze, so wie auch daraus abnehmen kan, daß, wenn man den Saamen wohlriechender Pflanzen, in einen sandigten Boden bringt, sie ihren Geruch verlieren, und auch ohne Geruch bleiben, wenn man auch den Saamen, der Pflanze, auf dem Sandfeld gewachsen, in einen fruchtbaren Boden verpflanzen, wollte.

§. 12.

Nimmt man nun zu dem Feuer, bey Untersuchung der Gewächse seine Zuflucht, so liefert diß dem Chymisten folgende Bestandtheile. 1.) Wasser, das man, wenn es ohne Geruch ist, Phlegma nennt; 2.) Salz, 3.) Oehle, 4.) Erde.

§. 13.

Von jedem einzelnen jetzt insbesondere. Das Wasser, hat so bald es gereinigt worden, den Geschmack eines jeden andern Wassers. Hieher gehören folgende Beobachtungen:

- 1.) alle wässerichte Theile haben in sich salzigte Theile, weil der Geschmack der ersteren bloß von letztern herrührt; dieser Geschmack aber bald in einem



nem höhern, bald in einem geringern Grad in den wäſſrigten Theilen merkbar iſt.

- 2.) enthalten öhlichte und geiſtige Theile, dann der Geruch den dieſe wäſſrigten Theile mit ſich führen, und der bloß von etwas geiſtigem und öhlichten herrührt, läßt es vermuthen.
- 3.) haben eine auflöſende verdünnende Kraft, die die andern Theile leicht vermiſcht, dieſes ſchließt man aus der Beweglichkeit der wäſſerigten Theile in den Gefäßen, und aus den vorher bemerkten ſalzigten und öhlichten Theilen, denen dieſe Kraft eigen iſt.
- 4.) die wäſſerigten und öhlichten Theile vertreten die Stelle eines Leims; denn ſo bald dieſe Partikeln durch das Feuer verjagt worden ſind, hört auch alſobald die Verbindung der übrigen Theile auf.
- 5.) ſie ſind nicht in allen Pflanzen in gleich reicher Menge vorhanden; denn es gibt, außer den ſäſtigen auch trockene Pflanzen.

§. 14.

Das Salz, das man durch chymische Unterſuchung in den Pflanzen vorfindet, iſt entweder ein ſaures oder laugenartiges, oder fixes oder flüchtiges oder öhlichtes. Ob dieſe Salze ſchon vorher in den Pflanzen zugegen ſind oder erſt durch ihre, der Pflanzen, Zerstörung erzeugt werden, iſt noch nicht ausgemacht.

Die öhlichten Salze von Pflanzen auf einem wärmern Boden gewachſen, erhält man theils durch Deſtillation, theils durch das ſelbſtge Niederschlagen aus theils Oehlen; Aus den Harzen aber, erzielt man ſie durch Sublimiren und Kochen, ſie ſind entweder in den Pflanzen ſchon da, oder erzeugen ſich erſt bey erfolgter neuer Verbindung der Theile miteinander.

§. 15.



§. 15.

Unter diesen Bestandtheilen der Gewächse findet sich auch bey langsamen Feuer, theils auch schon durch das Auspressen der Rinde von gewissen Früchten; Oehle, die von einander bald in Betracht der Farbe, bald des Geruchs, bald des Geschmacks, bald der Dichtigkeit bald der Schwere, so wie auch in Betracht ihrer Natur und übrigen Beschaffenheit, vermöge deren sie in vestere Körper, als Harz, Salz, Kampher und dergleichen übergehen, sehr verschieden sind. Diese Oehle sind

- 1.) wesentliche.
- 2.) schmierigte, deren oben §. 3. Erwähnung geschehen und
- 3.) brenzlichte, diese werden durchs Feuer abgesondert und sind bey allen Gewächsen von einerley Beschaffenheit; sie haben viel erdigte Theile und ein dickes Salz bey sich, daher sie auch, etwas lange aufbewahrt, pechartig werden. Man bemerket dabey
 - a.) daß die Oehle aus einer brennbaren erdigten Materie bestehen, die mittelst der Säure mit Wasser verbunden sind.
 - b.) von der verschiedenen Natur der Säure, und dem verschiedenen Verhältniß der Theile, woraus diese Oehle zusammen gesetzt sind, rühre auch ihre Verschiedenheit her.
 - c.) Die Pflanzenöble sind von den mineralischen Oehlen unterschieden.

§. 16.

Das letzte, was man bey'm Feuer oder der Retorte des Chymisten, in Untersuchung der Pflanzen übrig bleiben sieht, das ist der erdigte Theil; Man sondert sie ab, indem man sie zur Asche verbrennet, und dann auslauget, und indem man sie in Fäulniß übergehen läßt;



läßt; auf diese Art erhält man dann eine dreifache Erde.

- 1.) eine glasartige, die aus mehligten nährhaften Gewächsen abgesondert ist, und durch Mineralsäure aufgelöst wird.
- 2.) eine absorbirende, in sich schluckende, die uns die kleinern gewürzhaften, mit Heilkräften begabten Pflanzen, darreichen. Wird durch die Mineralsäure noch mehr aufgelöst, und schmilzt auch weniger.
- 3.) eine kalkartige, sie wird bloß aus den härtern und größern Gewächsen, abgeschieden. Kommt mit mineralischer Kalkerde überein und schmilzt bey einem starken Feuer zu einem grünen Glas. Man beobachtet aber dabey
 - a.) daß ein und eben dasselbe Gewächs, zweyerley Arten Erde, hervorgeben könne. Diß findet man bey dem Nuß und Mandelbaum, aus dessen Rinde sich eine kalkartige, aus den mehligten nährhaften Früchten aber eine glasartige Erde abgesondert.
 - b.) daß solche Erde bloß in der Staub, Garten oder Torferde anzutreffen und von der mineralischen Erde sehr verschieden sey.
 - c.) daß in der Asche weniger von dieser Erde als in der Pflanze selbst, zu finden sey, weil vieles davon bey dem Verbrennen verdunstet, sich in dem Ruß anhängt, und mit dem Oehl- und Wassertheilen sich verbindet.
 - d.) Sind die Stütze des Pflanzenkörpers, der von ihnen seine Festigkeit erhält.

S. 17.

So haben wir dann aus diesem allen so viel erschen und abnehmen können, daß die Urstoffe und Hauptbestandtheile aller Pflanzen sich auf die vier, Wasser, Erde,



Erde, Salz, Oehl, reducirten lassen; wovon aber das Wasser, die Erde und das Brennbare nur als mittelbare und entferntere Bestandtheile zu betrachten sind, die die Oehl oder Salzmasse bloß zusammensetzen und ausarbeiten. Dann, das Oehl besteht aus etwas Erde, Wasser und einem Brennbaren, welche miteinander verbunden sind; Das Salz aber besteht aus dem mit dem Wasser vergesellschafteten Brennbaren; dann eine dergleichen öhlichte oder salzichte Materie hat nur das Pflanzenreich aufzuweisen.

Zweytes Kapitel.

Von Ursachen des Wachstums.

§. 1.

Unter dem Wachsthum der Pflanze versteht man die allmähliche Zunahme der Pflanze an Stärke Größe Schönheit und Ausdehnung, welche erfolgt, wenn die Nahrung nicht nur ihre gehörige Beschaffenheit, sondern auch die Pflanze, die ihr eigenthümliche Kraft und Fähigkeit, und dazu nöthige günstige äußern Umstände hat, die Nahrung aufzunehmen, und durch die Pflanzen, ihren Canälen, und Poren, zu verbreiten, und zum bestimmten Zweck zu verarbeiten.

§. 2.

Ursachen des Wachstums sind alle und jede Dinge, Säfte, Kräfte, Umstände, u. d. g. welche machen, daß die Pflanze zunimmt, grünt, sich vergrößert, und ausbreitet.

§. 3.

Das Wort Pflanze aber bezeichnet einen organischen Körper, der keine eigenthümliche Kraft besitzt, sich hin und her zu bewegen, und seine Nahrung sowohl ober als unter der Erde durch Hülfe, der in der obern Peripherie der Pflanzen, befindlichen Gefäße, Pore,

Pore, und Oefnungen, und der an der Wurzel angebrachten vielen starken und feinen Fasern, seine Nahrung an sich zieht.

Diese letzte Eigenschaft, daß die Pflanzen auch mittelst der Wurzeln unter der Erde Nahrungssäfte erhalten, scheint der Verfasser als keinen Characterem distinctivum angesehen zu haben; vermuthlich aus dem Grund; weil verschiedene Gewächse ohne ihre Wurzel in einen feuchten Ort aufgehängt, auswachsen; allein da es eine logische Regel ist; *a potiori fit denominatio*, und der Begriff sich eigentlich auf die, der Landwirthschaft nützlichen Pflanzen, bezieht, so habe ich nicht wider die Absicht, des Verfassers zu handeln geglaubt, den übrigen Eigenschaften auch diese letzte anzuschließen.

§. 4.

Da also aus dem Begriff des Worts Pflanze erhellet, daß seine Oefnungen, Gefäße, so äußerst subtil, wie auch die Wurzel in so vielen feinen Fasern zertheilt, so dünne zum Theil, und ihre innere Beschaffenheit so ungemein zart sind; so müssen folglich auch die Nahrungsmittel, eben so dünne und eindringlich geartet und zubereitet seyn, daß sie von den Pflanzen aufgenommen, werden können.

§. 5.

Was wird also erfordert, daß das Gewächs seinen gedeihlichen Wachsthum habe? Die Beantwortung dieser Frage liegt in folgenden vier Hauptrequisiten.

- 1.) Eine wachsenmachende Materie.
- 2.) Eine gehörig zubereitete, den Oefnungen der Pflanze conforme Materie.
- 3.) Eine natürliche Geschicklichkeit der Pflanze oder ihres Körpers.
- 4.) Eine Wegräumung aller der Hindernisse, die den Wachsthum der Pflanze unterdrücken, aufhalten, oder verringern.

§. 6.



§. 6.

Die wachsenmachende Materie, muß aus solchen Theilen bestehen, die nahrhaft sind; oder erst durch anderer Behülfe, nahrhaft gemacht worden sind, denn ohne diese Eigenschaft, wäre Wachstum der Pflanze ein thörichter Wunsch; der nie in Erfüllung ginge. Ein solches nahrhaftes Wesen ist der in den Canälen der Pflanzen, vorfindliche klebrichte Saft, der durch Wasser verdünnt in Umlauf gebracht wird, wie auch das in den Saamen eingeschlossene mehligte Wesen. Diß vorfindbare nahrhafte in den Pflanzen, oder dem Saamen derselben, ist aber nur im Anfang zum Wachstum der Pflanze hinreichend, für die Folge aber, wird, so wie die Pflanze und ihre Oefnungen sich vergrößern, und ihr Umfang und Ausdehnung sich erweitert, eine größere Menge nahrhafter Theile, zu ihrer Erhaltung und zu vollendendem Wachstum erheischt. So wie aber das nahrhafte, nur Beziehungsweise, zum Wachstum beiträgt; weil das was den Birnbaum wachsend macht, beim Nußbaum, von entgegengesetzter Wirkung seyn würde; so ergibt sich hier von selbst, daß

- 1.) das was zum Wachstum erfordert wird, keine fremde, der Pflanze entgegengesetzte, sondern ihrer Natur und innerlichen Beschaffenheit, angemessene, homogene Eigenschaften habe, oder
- 2.) wenigstens, so verändert und verwandelt werden könne, daß es der Natur des Gewächses anpasse.

§. 7.

Der Grund, warum diese Erforderniß, bey der wachsenmachenden Materie, vorhanden seyn müsse, ist dieser,

- 1.) die Pflanzen, deren Nahrungstheile, ihrer Natur angemessen sind, erhalten einen viel schnellern und fertignern, schönern und fettern Wuchs, als die,

2.) deren Nahrungstheile , erst der Natur, der Pflanze conform und angemessen gemacht werden müssen, die so zu sagen im Wachsthum stille stehen, unterdessen, die andere leichter genährte Pflanze, ihren Wachsthum bald vollendet hat.

Der Verfasser rechnet unter die Dinge, die dem Wachsthum der Pflanzen hinderlich sind, Schwefel, mineralische Erde, Bergfett, Stein und metallische Materien.

Ich aber muß die steinigte Materie davon ausschließen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß Gyps, Steinkohlen, überhaupt fast alle Steine, so gar der Schieferstein, zum Wachsthum der Pflanzen, schneller und fetter beitragen, als jede andere Materie; — recht verstanden! — durch die in diesen Steinen befindliche, pflanzen: nährenden Theilchen u.

§. 8.

Von dieser wachsenmachenden Materie wird, wenn damit der Wachsthum und das Gedeihen, der Pflanzen, erzielt werden soll, erfordert, daß sie nicht nur die Eigenschaft habe, sich in die feinen und zarten Oefnungen der Pflanzen zu ergießen, und durch ihre Canäle zu verbreiten, daher muß sie gehörig verdünnt, aufgelöst und vermischt seyn; sondern auch die Fähigkeit besitzen, sich der Pflanze, da sie unbeweglich ist, durch eine unmittelbare Berührung, zu nähern. Die Mittel mit deren Hülfe die wachsenmachende Materie, verdünnt und aufgelöst werden kan, ist aber das Wasser und Salz, aus diesen sind die öflichten, nahrhaften Theile zusammen gesetzt, und durch dasselbe mit dem Wasser zu vermischen.

§. 9.

Soll diese Materie nun das Wachsthum der Pflanze erzielen, so ist dazu nicht nur eine natürliche gesunde Einrichtung der Pflanze, oder auch des Saamens



mens woraus die Pflanze erwachsen soll, erforderlich, sondern auch die notwendige Geschicklichkeit, die Nahrungssäfte aufzunehmen, in die Zweige und Neben Zweige zu vertheilen, zu verarbeiten, anzulegen, aufzubewahren, abzuleiten.

S. 10.

Die Pflanze ist aber, wie wir schon mehrmalen behauptet haben, ein für sich unbeweglicher Körper; es muß also von außen und von innen eine wirkende Ursache hinzukommen, wodurch die Nahrung der Pflanze zugeführt, von ihr aufgenommen, verdünnt, in Circulation gebracht, und zu ihrem gedehlichen Flor angewendet werden soll. Diese wirkende Ursache ist theils eine innerliche, theils eine äußerliche, welche unumgänglich, zugleich wirken müssen, wenn die Pflanze wachsen soll. Die innerlich wirkende Ursache ist die von dem weisen Schöpfer, in jeden organischen Körper, gelegte, Ernährungs- und Vermehrungskraft; die äußerliche aber die Luft und besonders die Wärme, welche die Säfte in ihrer Flüssigkeit und ihren Umlaufe erhält.

S. 11.

Hindernisse, die sich in großer Anzahl dem Fortkommen der Pflanzen oft entgegen setzen, es entweder gar, vereiteln, oder hemmen, oder schaden, müssen gehoben und aus dem Wege geräumt werden; diß ist manchmal möglich; manchmal aber auch nicht. Solche Hindernisse sind eine üble Beschaffenheit, Kälte, allzugroße Tröckne, oder Feuchtigkeit des Bodens: Lage, Witterung, Thiere, Vögel, Würmer und Insecten, auch manchmal selbst ein zu mastes, fettes Erdreich.

S. 12.

Alles diß muß zugleich in, um und neben der Pflanze vorhanden seyn, wenn sie wachsen soll, eins ohne das andere.

andere; drey ohne das vierte, wäre gerade, was ein Wagen ist, dem ein Rad mangelt, muß beobachtet werden, wenn dem Pflugevater der Gewächse, seine Arbeit belohnet werden soll.

Drittes Kapitel.

Von den wirkenden Ursachen des Wachsthum und zwar erstens von der innern wirkenden Ur- sache des Wachsthum der Pflanzen.

§. 1.

Zu der innerlich wirkenden Ursache des Wachsthum der Pflanzen gehört eine gewisse kräftige Beschaffenheit derselben; im vorigen Kapitel habe ich dieß die Ernährung und Vermehrungskraft des Saamens genannt. Diese zweyerley Kräfte, sind nicht immer in gleichem Grade der Stärke, in den Gewächsen enthalten; so daß die eine das Uebergewicht hat, in dem die andere schwach und gering ist. Dann es gibt Pflanzen, welche viele Jahre hintereinander bloß ihre Kraft auf den Wachsthum und die Nahrung anwenden, und wieder andere, die ihre Kraft durch Hervorbringung der Früchte, Jahre durch an den Tag legen.

§. 2.

Daß die Pflanzen eine Vermehrungskraft haben, das kan man aus der Menge des Saamens, die ein Pflanzenkörper hervorbringt, aus den vielen Aesten, Zweigen, Äugen derselben, und aus den vielen Wurzeln der Pflanze schließen, deren Daseyn zwecklos und lächerlich wäre, wenn dieß nicht die Wege wären, wodurch die Pflanze die Kraft zu erkennen gibt, sich zu vermehren. Man hat auch beobachtet, besonders bey den Getraidearten, daß aus dem untersten Knoten des Halms, neue Keime, und neue Wurzeln hervorgekommen
62 find,



sind, und dieser Kraft, zum Unterschied, den Namen der Vervielfältigungskraft gegeben.

§. 3.

Zur bessern Einsicht in diese innerlich wirkende Ursache des Wachsthum der Gewächse, wird es nicht undienlich seyn, kürzlich zu beschreiben, wie der Saame beschaffen sey, und aus was für Bestandtheilen derselbe bestehe.

Anatomisch behandelt, zeigt sich nun äußerlich die Haut, die kein wesentlicher Theil der Pflanze ist, weil nach ihrem Hervorkommen, sich erstere von ihr ablöst, und an den Wurzeln locker herabhängt; in der Haut aber ein mehrichtes Wesen, das, so lange der Keim in seinem unentwickelten Zustand sich befindet, ihm zur Nahrung dienet, welches die Ausleerung der Saamen Hülle, zu Tage legt; aus einem Reime nebst seiner Wurzel endlich, in welchem die zukünftige Pflanze verborgen liegt.

§. 4.

Chemisch untersucht, liefert uns der Saame, vorzüglich der Getraidearten, ihrer folgendes:

- 1.) durch das Auslaugen mit reinem Wasser, kan aus völlig reifem Saamen gar nichts salzartiges erhalten werden; von unreifem Saamen aber erhält das Wasser einen säuerlichen Geschmack. Beim Auslaugen findet man ferner im Wasser viel von einer schleimigten gummiharzigten Beschaffenheit, welches desto häufiger anzutreffen, desto reifer der Saame und desto reiner das in ihm verschlossene Mehl ist.
- 2.) Wenn man den Weg der Destillation einschlägt, erhält man einen öhlichten sauern Spiritus, der, wenn er verflogen ist, ein bloßes Oehl, nebst etwas Erde zurück läßt.

3.) Hält man den Saamen der Pflanzen in freyes Feuer, oder in die Flamme, so wird er schwarz und gibt einen Rauch von sich, in einem noch stärkern Feuer, geräth er in Brand; schmilzt zur Kohle, welche, wenn alles flüchtige und fette herausgejagt ist, eine weiße Erde zurück läßt, die zu Glas schmilzt. Diese Erde bleibt nicht in allen Saamenkörpern, in gleicher Menge übrig; so läßt von selbigem der Reiß, weniger als der Weizen; der Weizen weniger als der Haber zurück.

Hieraus zieht man nun den Schluß: die mehlichste Substanz der Saamenkörner, entsteht, durch eine innerliche Bewegung vom Wasser, in der mit vielem Oehle verbundenen Erde, veranlaßt, welche Bewegung, wenn sie fortdauert, das Oehl, in eine dichtere, erdigte Beschaffenheit, mit etwas säuerlichem Wasser vermischt, verwandelt; daher die Beobachtung, daß das Wasser durch die Bewegung zuletzt in eine glasartige, das Oehl hingegen in eine brennbare Erde umgestaltet wird.

§. 5.

Ich habe schon gesagt; daß die innerliche Ursache zum Wachsthum der Pflanzen, ohne eine äußerliche Ursache, nicht wirksam seyn könne; ich frage also, wenn, unter welchen Umständen kan sich die innerliche Vermehrungskraft der Saamen, thätig erweisen?

- 1.) Wenn von außen eine gehörige mit der Beschaffenheit des Saamens proportionirte, günstige Wärme und Luft hinzukommt.
- 2.) Wenn der, zum Wachsthum des Saamens und der aus ihr entspringenden Pflanze, bestimmte Aufenthalt, seine gehörige Tröckne und Feuchtigkeit besizet.



- 3.) Wenn die, in der Saamenhülse verschlossene mehlichte Substanz, ihre gehörige gesunde Beschaffenheit, und gewöhnlich richtiges vollständiges Maas hat.

Man hat daher, bey der Aussaat der Samen die höchst nöthige Wahl unter dem vollen, reifen und gesunden und dem unreifen anzustellen. Erstere erkennt man an ihrer Größe, Schwere, und Vollheit, die, wenn man sie mit dem Finger quetscht, zerplazen und im Wasser untersinken, dahingegen letztere klein, runzlicht, leicht sind, und bey'm Fingerdruck platt werden, und im Wasser oben schwimmen.

§. 6.

Jetzt wollen wir zeigen; worin die Vermehrungskraft bestehe; Sie besteht in einer gewissen gährenden Bewegung, der zur Gährung geneigten Materie bey'm Anwachsen der Pflanze; es erhellt diß aus dem was bey'm Aufwachsen der Pflanze, in dem Saamenkorn vorgeht; es ist diß aber folgendes:

- 1.) ein Aufschwellen und Dick werden des Saamens, wenn er zu Feuchtigkeiten, an die Luft und Wärme, gebracht wird.
- 2.) Eine immer zunehmende Wärme, Veränderung des Geruchs, Geschmacks des Saftes, und die ersten Merkmahle, des hervorstechenden Keims, welches man bey einem auswachsenden, Getraide oder Gerstenhausen, bemerkt.
- 3.) Das Leerwerden der Kernhülse, und das Größerwerden des Keims, und der aufs neue veränderte Geschmack des Saamensaftes.

Alle diese Umstände also, geben zu erkennen, daß in dem innern des Saamens eine Bewegung vorgehe, bey welcher der Saft desselben eine, nach der Natur der Pflanze eingerichtete und abgemessene Veränderung erleide, das ist, daß eine völlige Gährung vorgehe.

Der

Der Verfasser schließt diesem S. einige Anmerkungen an.

- 1.) Betrifft die Gründe für seine Gährungstheorie, er beruft sich dabei; auf das Daseyn aller, sowohl materiellen als geistigen, leidenden sowohl als selbstthätigen Hauptursachen der Gährung, in den Saamen, also ist sie möglich; auf die Erfahrung, daß alle Säfte an und für sich gähren, nachdem sie ausgepreßt worden sind; also ist sie wahrscheinlich; auf die Unmöglichkeit, der Verdünnung und Vermischung der Säfte ohne innere Bewegung; und auf die Erweckung des Geistigen, durch die natürliche Gährung; also scheint sie vernünftig und gegründet zu seyn.
- 2.) Hier redet er davon, daß diese Gährung eben so verschieden sey, als wie die Gewächse und Pflanzen von einander verschieden sind; auf diesem Grunde beruhe auch das sogenannte Propfen oder Oculiren, wodurch der Saft des Astes eine ganz andere Beschaffenheit erhält, und andere geschmacktere Früchte als er vorher gehabt hat, hervorbringt, welches durch nichts anders als durch eine Gährung in dem Auge, Blat oder Ast bewürkt werden könne.
- 3.) Die Gährungsmaterie ist nicht gewiß zu bestimmen, behauptet er hier; und ist geneigt selbige in dem mehlichten Wesen, oder Staubmehl, wovon die Saamen ihre Fruchtbarkeit erhalten; das nach beschehener Reinigung, in die Höhe steigt, zu suchen.
- 4.) Glaube er daraus, erklären zu können, warum die Wurzeln und Reime, eine einander entgegengesetzte Richtung haben, da sie doch aus einer Quelle entsprungen sind. — Dann durch die Gährung, gehet das leichtere aufwärts, da sich hingegen das schwerere abwärts neigt.



- 5.) Daher sagt er seyen, die Früchte, die in einer nassen Erde geschnitten, lange auf dem Felde lägen, und mehr oder weniger auswüchsen, zum Sauerteig untauglich, weil sie vorher schon einer solchen Gährung und Veränderung unterworfen gewesen sind.

§. 7.

Die Vermehrungskraft, hängt also von der mehrern oder mindern vollkommnern oder unvollkommnern Gährung und ihrer Materie, wie auch der Wachsthum der Pflanze, ab. Da aber diese Gährung von theils innern theils äußern Ursachen und Umständen bestimmt wird, so wird auch die Vermehrungskraft, nach der Beschaffenheit dieser Ursachen und Umstände sich richten, und daher entweder mehr oder weniger wirksam seyn.

§. 8.

Wovon also die Vermehrung und Vervielfältigungskraft vermehrt wird ist,

- 1.) die Reifheit der Saamen; denn je reifer diese sind, desto besser ist ihr Nahrungsfaß gearbeitet, und desto geschickter ist er zur Gährung. Daher sollte man das Getraide im Sommer zwar wohlbedeckt, aber doch auf dem Feld aufgestellt, von der Luft gehörig austrocknen, ausreiffen lassen.
- 2.) ist eine gehörige Wärme, ohne diese kan keine Gährung, folglich auch kein Aufkeimen erfolgen. Was die Wärme würkt, das kan man aus der Aehre eines zerknickten auf der Erde liegenden Halms abnehmen, dessen Körner nicht nur nicht reif werden, sondern auch keine Vermehrungskraft, besitzen, weil sie so tief, von der Sonne nicht gehörig erwärmt werden können; wie auch aus den Bäumen zu erschen, deren mit tägliche Seite immer laubreicher, fetter und grüner ist, als die andere.



Bei der Auswahl des Saamens hat man demnach auch hierauf zu sehen, daß er an einem Ort gewachsen sey, wo er, beim Wachsthum, wie bei dem Zeitigwerden, überall, gehörig erwärmt werden konnte.

3.) Ist eine proportionirte Fett, und Feuchtig-
keit des Ackers, dann zur Gährung, folglich
auch zur Beförderung der Vermehrungskraft, ge-
hört eine verhältnißmäßige Menge, wässeriger,
salziger und öhliger Theile. Ist diese Fett
und Feuchtigkeit nicht verhältnißmäßig da, das
ist, wäre der Acker entweder zu fett, oder zu
feucht, zu mager oder zu trocken, so würde im
ersten Fall der Saame ersticken und nicht zur Rei-
fe gedeihen, wie diß bei den Pflanzen, in den
Dung gesetzt, wahrzunehmen ist; im letztern Fall
aber entweder verschmachten und verwelken, oder
sehr mager elend und unkräftig ausfallen. Es
richtet sich aber das Maas dieser Fett und Feuch-
tigkeit jederzeit nach der Natur und Beschaffen-
heit des Gewächses, mehrlreichere Pflanzen for-
dern mehr Feuchtigkeit und Wärme, als die we-
niger mehrlreichern.

4.) Gatte Gährungsmaterie. Hiebei hat der
Landmann darauf zu sehen, daß er die Ausaat
des Saamens, zu einer Zeit verrichte, wo er
vermuthen kan, daß sie beim Keimen eine schö-
ne stille Witterung haben; damit die Gährungs-
materie dem Saamen bengebracht werden könne.

§. 9.

Was aber die Vermehrungskraft verhindert
und vermindert, besteht in folgenden:

- a.) Wenn der Saame unreif ist.
- b.) Wenn die Gegend seines Anbaues zu kalt ist
oder ihr der gehörige Grad der Wärme mangelt.
Davon überzeugen uns, am Wald angelegte und
besäete



besäete Felder, deren Ergiebigkeit kaum die Mühe des Landmanns bezahlt.

c.) Wenn der Grund unfruchtbar, dürre, oder sumpfig ist.

d.) Wenn ihm das gehörige Maaß an Gährungsmaterie mangelt.

e.) Wenn er zu alt ist. Dann das wässerigte und öhligte der Pflanzen, verdunstet je mehr, desto älter der Saame wird. Und wie kan ohne diese eine Gährung erfolgen? — Vermehrung statt finden? —

f.) Wenn man ihn von einem Clima in das andere versetzt, von einem wärmern in ein kälteres. Den Nachtheil den eine solche Versetzung in Rücksicht der Vermehrung des Saamens, macht, haben viele Versuche, nicht nur im Pflanzenreich sondern auch im Thierreich satksam und hinlänglich gelehrt und lehren es noch heut zu Tage. Im ersten Jahr scheinen zwar solche Versuche, wie mit dem Poddolischen Weizen, angestellt, reichlich und vorthellhaft abzugeben; aber im folgenden Jahr nimmt der Saame schon so sehr an seiner Fruchtbarkeit ab, daß er zur dritten Aussaat, untauglich wird; weil ihm der Grad der Wärme und der fette Boden mangelt!

Die so sehr bestrittene Frage, ob eine Ausartung und Verwandlung des Saamens, die nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens, worauf er ausgesäet wird, sich richte, möglich sey? will ich zwar berühren aber nicht entscheiden; eine Ausartung ist wohl nicht ganz zu leugnen, indem in dem Thierreich Beweise genug dafür sprechen, und es auch im Pflanzenreich Erfahrungen, aufzuweisen gibt, die sie begünstigen. Wenn man beim Saamenziehen, die Kohlräbenstrunke neben eine Krautstrunke stellt, und sich beim Blühen ihr Saamenstaub mischt, so wird man, bey der Aussaat dieses Kohls



Kohlrübensaamens, in der Folge eine Ausartung erblicken; in dem die Pflanze zu keiner Kohlrübe, sondern zu einem Krautstunk empor wachsen wird. Eine völlige Verwandlung aber ist weder glaublich noch wahrscheinlich, indem der innere Bau einer jeden Pflanze nur zu der Aufnahme, der und der Nahrung eingerichtet, diese zwar durch theils äussere theils innere Ursachen verschieden modificirt, aber doch nie so modificirt werden kan, daß ein, seiner Gattung gerade entgegensetzendes Gewächs, daraus entstehen; und aus Dinkel, Haber; oder aus Haber Hirsen werden sollte.

Viertes Kapitel.

Von der Wärme als der ersten äusserlich wirkenden Ursach des Wachsthum.

§. 1.

Im Thierreich, wie im Pflanzenreich, ist zum Bestehen und Fortkommen der Thiere sowohl, als der Pflanzen die Wärme unentbehrlich. Mangelt sie, so mangelt auch der Pflanze, Saft, Nahrung und Gedeihen! Im Herbst, wenn die Wärme nachläßt, verliert auch die Pflanze ihr grünes Ansehen; der Saft stockt in ihm, sie steht stille in ihrem Wachsthum, und entblättert sich. — Rückt der Frühling heran, und mit ihm eine grössere Wärme, so richtet sich die traurig stehende Pflanze auf, bekommt ihr lebhafteres Ansehen wieder, treibt Keime, Augen, Blätter, Blüthen, Früchte hervor. Und diß alles wirkt die Sonne, ohne sie wäre alles, ohne gesegneten Erfolg! —

§. 2.

Diese Wärme aber ist entweder, eine Luftwärme, die von oben herab, oder eine Erdwärme, die von unten hinauf, zum Wachsthum der Pflanzen, so ausserordentlich viel beiträgt, nicht nur aber zum Wachsthum der Pflanzen, sondern auch aller der Dinge, die zu



zu ihrem Wohlstande erheischt werden, und mit der Pflanze in der engsten Verbindung stehen! Die Wärme wirkt also auf die Pflanzen auf die Luft, und auf die Erde.

§. 3.

Auf die Gewächse zeigt die Wärme eine

- 1.) unmittelbar thätige Kraft; a.) durch die Bewegung der Säfte, die sie befördert und veranlaßt. Daß diß von der Wärme abhängt, davon überzeugt uns die Erfahrung. Dann mit dem Nachlaß der Wärme läßt auch die Bewegung der Säfte, und mit dieser, Nahrung, Wachsthum und Fruchtbarkeit zugleich nach; b.) durch die Bewegung, der innern Ursache des Wachstums der Gewächse, das ist der Gährungs-
materie.
- 2.) Eine materielle (oder mittelbare) thätige Kraft; durch die Herbeyschaffung einer gewissen brennbaren Nahrungsmaterie, oder dem fetten ölichten Wesen, woraus die Nahrung der Pflanze besteht, und deswegen brennbare Nahrungsmaterie heißt, weil die fetten ölichten Theile nur durch das brennbare, das mittelst des Salzes mit dem Wasser verbunden wird, erzeugt werden; oder die Oehle und Fettigkeiten in der brennbaren Erde ihren Grund und Ursprung haben.

§. 4.

Wie die Wärme auf die Gewächse selbst wirkt, so muß sie auch auf die Erde, welche dem Gewächs zu seinem Wachsthum angewiesen ist, einen Einfluß haben. Diesen Einfluß äußert sie auch wirklich, auf gleiche Art und Weise; und zwar

- 1.) unmittelbar dardurch, daß sie das Wasser und das Oehl der Erde in Dünste auflöset und auf
die

die Oberfläche der Pflanzen hinleitet; oder aber, das unter der Erde in so vielen Canälen dahin strömende Wasser, beim erfolgten Mangel des Luftwassers in Dünste auflöst, und so gegen die Wurzeln der Pflanze in die Höhe treibt; oder die Säfte, bei eintretender Kälte, vor dem Gerinnen bewahrt. Diß aber thut die unterirdische Wärme, alles allein.

- 2.) materiell oder mittelbar, dardurch, daß sie Gelegenheit wird, daß sich das, sowohl in der Erde, als in der Luft befindliche Brennbare, mit der Fettigkeit des Ackers vergesellschaftet, und diese dardurch nahrhafter und fruchtbringender gemacht wird. Daher kommt auch die größere Wärme der fetten Aecker, mit welchen sich das brennbare Wesen desto leichter vereinigen läßt.

§. 5.

Eben so beweist sich auch die Wärme wirksam auf die Luft; indem sie, unmittelbar,

- 1.) die Luft dünner macht; von welchem sowohl die Bewegung der Luft, als der Säfte der Pflanzen begünstigt und
- 2.) die vielen vorhandenen Dünste, eine größere Fruchtbarkeit erhalten, mittelbar oder auf eine materielle Weise aber, indem sie die
 - 1.) in der Luft vorhandene dunstige, wässerigte und entzündbare Theilchen, miteinander verbindet, daß daraus das sogenannte Luftsalz hervorgebracht wird, und
 - 2.) durch Hülfe dieses Luftsalzes die wässerigten Theile so aneinander reihet, daß aus selbigen ein feines Oehl erzeugt wird.

§. 6.

Soll aber diese Wärme, sich zum besten jeder Pflanze wirksam zeigen, so muß diese



- 1.) der Natur und Beschaffenheit der Pflanze proportionirt und angemessen seyn; dann die eine Pflanze erfordert einen höhern Grad von Wärme als die andere, welches in dem größern oder mindern Grad der Vermehrungskraft, seinen Grund hat.
- 2.) jederzeit in dem Grade da seyn, daß sie, die Wärme, durch die Rinde bis zum Mark der Pflanze eindringen könne.

§. 7.

Nachtheilige Folgen würde und müßte also, wie sich aus dem vorigen natürlich ergibt, die Wärme nach sich ziehen, wenn sie

- 1.) zu heftig und zu stark wäre; nicht nur aus dem Acker würde dann der Nahrungsunterhalt der Pflanze, sondern auch in dem Gewächse selbst, würden durch die zu sehr vermehrte Hitze, die Säfte, so sehr verdünnt werden, verdunstet, das flüssige und flüchtige verfliegen, das schwerere, zurück bleiben, also der Saft verdickt werden, stocken, die Pflanze aber selbst verderben; oder
- 2.) zu schwach und gering ist; in diesem Fall, unterbleibt die Bewegung der Säfte, oder wird, wo diß nicht geschieht, wenigstens, gehindert und aufgehalten.

Was der gelehrte Verfasser hier noch, von dem Weltgeist anschließet; welchen er in der, mit den unsichtbaren Theilchen der entzündlichen Materie verbundenen Materie, der Wärme, oder des Lichts, gesunden zu haben, glaubt, übergehe ich um so lieber, da es mir unter die Grundsätze des Ackerbaues, nicht zu gehören scheint, oder wenigstens dem Bauern das Nichtwissen hier nicht schaden könnte.

Fünftes Kapitel.

Von der Luft, als der zweiten äußerlich wirkenden Ursache des Wachsthum's der Pflanzen.

§. 1.

Daß keine Pflanze ohne Luft weder hervorkommen, noch wachsen könne, und daß in jeder Pflanze ein Lustiges, oder Lusttheilchen enthalten seyen, das lehren uns, die von Naturforschern und Chymisten öfters und sorgfältig, mit den Pflanzen auf verschiedene Art, angestellten Versuche unwidersprechlich. Mit Recht zählt man also auch die Luft unter die dem Wachsthum und Aufkommen der Gewächse erspreßliche, äußerlich wirkende Ursachen.

§. 2.

Einen richtigen Begriff sich von der Luft und ihrem Einfluß auf das Beste der Gewächse machen zu können, muß man auch wissen, daß sich dieselbe in zwey Theile theile, wovon, der eine, die reine Luft oder der Aether; in dem nichts fremdartiges sich vorfindet; der andere aber die Atmosphäre oder der Dünstkreis, oder auch die zusammengesetzte Luft, heißt. Den Namen: Atmosphäre, hat sie davon, weil dieß diejenige Luft ist, welche die Geschöpfe und Gewächse, ein und ausathmen, und Einsaugen und Ausdünsten, und ohne welche ihr Daseyn nur ein Augenblick, wo nicht Ohnmöglichkeit wäre; den letztern Namen gibt man ihr aber deswegen, weil sie aus mehreren andern fremden und eigenen Theilchen zusammengesetzt ist.

§. 3.

Der Aether, die von fremden Theilen abgesonderte Luft ist mit einer gewissen Schnellkraft versehen, welche das, was ihr an Schwere abgeht, ersetzt, und ist den Pflanzen zu ihren Besten eben so unentbehrlich, als unentbehrlich sie den Thieren zur Beförderung des
Ums



Umlaufs ihrer Säfte ist. Sie befördert den Wachsthum der Pflanzen auf eine thätige Art, indem sie vermöge ihrer verdünnenden Kraft, die von der Wärme oder vermöge ihrer verdickenden Kraft, die von der Kälte herrühret, die ganze Bewegung und Gährung der Säfte befördert.

Anmerk. Man hat beobachtet, daß die Pflanzen auf den Alpen immer kleiner sind, als die, welche in den Thälern wachsen, welches in dem Mangel der Wärme und der Feuchtigkeiten auf den Gebürgen, nicht aber in der Schwere und Schnellkraft seinen Grund hat. Ob die Luft auf eine materielle Art, weil sie nach Versuchen in einen dichtern unelastischen Körper verwandelt werden kan, der Pflanzen Wachsthum befördere, bleibt so lange ungewiß, als man nicht weiß ob man, die aus den Pflanzen herausgebrachte Luft als etwas neu erzeugtes, oder als einen elastischen Dunst, als etwas herausgebrachtes, anzusehen habe.

§. 4.

Die zusammengesetzte Luft oder die Atmosphäre, ist die untere Luft, in welcher alles, was da ist, wehet und lebet. Warum sie so genannt werde, haben wir oben schon gezeigt. Wir haben hier nur noch zu melden, daß sie aus zweyerley Theilchen bestehe, nemlich: aus ausgeathmeten oder ausgedünsteten und aus in der Luft erzeugten. Von diesen, jedem insbesondere, im Folgenden weitläufigere Meldung geschehen wird.

§. 5.

Also von den ausgeathmeten oder ausgedünsteten Theilchen, die sich im Dunstkreis aufhalten, zuerst; Sie haben ihren Ursprung entweder von der Erde oder von den auf ihr befindlichen Körpern, und müssen wenn sie sich in der Luft aufhalten sollen, leichter seyn, als die Luft selber, oder durch die Wärme verflüchtigt,
in

in Dünste aufgelöst werden. Außer den feinen, reinern, entzündlichen Theilchen, kennt man aber nichts das leichter wäre als die Luft. Zu diesen ausgedünsterten Theilchen, rechnet man nun

- 1.) wässerigte, welche im Ueberfluß durch die Wärme aus den Gewässern, Meer, Seen, Bächen, und den lebendigen und leblosen Körpern der Erde abgesondert und flüchtig gemacht werden.
- 2.) Entzündliche; deren mehrere oder mindere Menge die Verschiedenheit der Luftwärme ausmacht; sie werden bey der Ausdünstung aus den Körpern der Geschöpfe und der Erde selbst in die Luft erhoben.
- 3.) Oehligte und fette Theile, gleichfalls mittelst der Wärme, verdunstet und flüchtig gemacht, und in die Luft geführt, wo sie sich in großer Menge aufhalten; daher auch von verschiedenen Gelehrten die Luft als der Sammelplatz und Aufenthalt, dieser und der entzündlichen Partikeln angesehen wird, welches durch die Wärme, das Wetterleuchten und andere Erscheinung klar erwiesen wird.
- 4.) Salzigte, dahin gehören nur die subtilern Säuren, und die ein flüchtiges Aschensalz enthalten; welche von Natur flüßig, geistig, und in Dünste aufgelöst sind; sie steigen aber nun sehr sparsam in die Luft; wie dann der Regen nur sehr unbedeutende Merkmale davon mit sich führt. Man hat auch den Salpeter, Schwefel und andere ihnen ähnliche Partikeln, hieher rechnen wollen; aber ohne Grund; in dem sie, der Natur dieser Körper nach, nicht einmal zum ausdünsten geschickt sind. Auch von den Erdigten ist diß, daß sie in die Luft steigen, nur unter solchen Einschränkungen wahr; daß diß nur von



den subtilsten Theilchen gelte; daß sie nur zu einem gewissen Grade der Höhe in der Luft auffliegen und nur in dem untersten Raum der Atmosphäre anzutreffen sind; daß sie nie allein, sondern immer mit den entzündlichen Theilen vergesellschaftet anzutreffen sind, und daß sie, wenn sie auch, von der Luft, Wärme, oder mit einem brennbaren in die Höhe geführt werden, doch bald wieder, wie man diß durch in der freyen Luft ausgebreitete weisse Leinen oder Leinwand, und andere glatte Körper, selbst erfahren kan, welche nach einiger Zeit von solchem Erdsstaube übersät sind; von selbst nach und nach herabfallen. Irrig ist also die Meinung, nach welcher einige den Wachsthum der Pflanzen einem in der Luft befindlichen salpeterichten Wesen, das sie das Luftsalt nennen, zuschreiben; wie auch die, daß die Pflanzen, von denen in die Luft geführten Erdtheilchen ihre Nahrung erhalten.

§. 6.

Jetzt von denen in der Luft erzeugten durch allerley Bewegungen, und Reiben der Lufttheile aneinander, hervorgebrachte, veränderte, abgesonderte, durch eine neue Verbindung, und Vermischung mit den ausgedünsteten Theilchen, vereinigten Partikeln des Dunstkreises; diese aber enthalten

- a) saure, welche aus einer mit einem dunstigen elastisch, wässerigten verbundenen, äußerst subtilen entzündbaren Materie erzeugt werden, und deswegen gemeine oder ursprüngliche Säure genannt wird, und dem Vitriol, in Betracht seiner Eigenschaften, nahe kommt; welches electrische Versuche und die in den Pflanzen vorfindliche Säuren bekräftigen.

b)

- b) öhligte und fette, von einem gewissen Oehl, das ursprüngliche genannt, hervorgebracht; welches Oehl, in einer dünnen dunstigen Gestalt in der Luft vorhanden und in solcher durch eine entzündbare Materie mit Wasser vermög der Luftsäure erzeugt werden soll.
- c) Schweflichte, electriche Theile, die als Urwesen in einem Kreislauf von der Erde in die Luft, von dieser wieder in die Erde übergeführt werden, und aus der, mit einer entzündbaren Materie verbundenen Luftsäure bestehen.

S. 7.

Woraus man diesen Unterschied zwischen den ausgedünsteten und in der Luft erzeugten Lufttheilen zu erweisen vermag, ist theils, in der Verschiedenheit des Orts, woher beyde entstehen; dann ersterer Entstehungsort ist die Erde; letzterer aber die Luft, theils in der verschiedenen Erzeugungsart, theils in der von einander verschiedenen Natur und Beschaffenheit dieser Theilchen zu finden.

S. 8.

Auch diese zusammengesetzte Luft ist ein Beförderungsmittel des Wachstums der Pflanzen und zwar:

- 1.) auf eine thätige Weise, in dem sie a) die Abwechslung der Luft veranlaßt und die Verschiedenheit der Heftigkeit, oder Gelindigkeit der Winde, in ihr ihren Grund haben. Denn in einer trocknen oder stillen Luft, gedeiht keine Pflanze; denn die Veränderlichkeit der Luft befördert zuweilen die Ausdünstung, bisweilen hält sie sie auf; reiniget die Nahrung, und treibt das schädliche aus selbiger hinweg; oder indem sie b) die in der Luft befindliche, theils ausgedünstete, theils erzeugte, durch ihre Bewegung verdünnt, absondert, und verbindet.



- 2.) Auf eine materielle Art; durch Zurückgabe der von der Erde in die Luft ausgedünsteten und verfliegenen, nahrhaften Theilchen; als da sind
- 1.) wässerigte, welche den Gewächsen entweder im Thau, oder Reif, oder Regen, Schnee, mitgetheilt werden.
- 2.) Brennbare; durch die bewegte Luft erschüttert, fortgetrieben, und den Wirkungen der Sonnenstrahlen, (dem entzünden und erwärmen) ausgesetzt.
- 3.) Subtilere öhlichte. Von gleicher Ursach fortgetrieben; sie fallen mit den wässerigten Theilen herunter, und können von selbigen dem Luftwasser geschieden werden, daher auch letzteres wegen seiner Säulungsfertigkeit, eine außerordentlich fruchtbarmachende Kraft besizet, und als der Grund angesehen wird, warum die auf magerem, kieselgem, trieb und grussandigem Boden, wachsende Tannen, Fichten, Wachholderbäume, eine größere Quantität, Fettigkeit enthalten.
- 4.) Fallen auch salzigte Theile, die die öhlichten mit den wässerigten verbinden, mit den letztern auf die Erde.

§. 9.

Es gibt in unserm Dunstkreise außer der Luft und ihren manchfaltigen Ausdünstungen ein gewisses anderes nahrhaftes und erquickendes Wesen, das verborgene Lebensfutter, welches in denen in der Luft erzeugten, öhlichten, schweflichten oder electrischen, vom Weltgeist belebten Theilchen besteht, wovon der Wachsthum und das Leben der Pflanzen abzuhängen scheinen, und diß erweist sich aus den Gründen. 1) Gewächse in eingeschlossener Luft wachsen sparsam und sehnen sich nach der freyen Luft. 2) Saamen in stiller Luft, keimen entweder gar nicht, oder sehr spät aus. 3) Thiere in



in eingeschlossener Luft, können nicht lang ihr Leben freisten; 4) das Blut, in freye Luft gestellt, erhält eine feuerrothe Farbe, die es aber verliert, so bald es in eingesperrte Luft gebracht wird.

§. 10.

Durch dieses verborgene Lebensfutter, oder in der Luft erzeugten, wie auch durch in selbige ausgedünsteten Theilchen, wird das Keimen und das Wachsthum der Gewächse befördert.

- 1.) Unmittelbar (sollte mittelbar heißen,) durch die Gefäße der Pflanzen, die diese in der Luft gegenwärtige Theile, einsaugen, und an sich ziehen, und den übrigen circulirenden Säften mittheilen.
- 2.) Mittelbar, (sollte unmittelbar heißen,) in dem selbige der Erde mitgetheilt und fruchtbar gemacht wird, die Geneigtheit der Erde aber dieses Lebensfutter aufzunehmen, erhellt daraus, daß die untere, in die Höhe geackerte, unfruchtbare Erde, dardurch, daß sie einige Jahre, der freyen Luft ausgesetzt ist, fruchtbar wird. Daher besitzt auch das Luftwasser, ohnerachtet es nur zwey Fuß tief in die Erde eindringt, dennoch eine fruchtbarmachende Kraft, weil es nicht nur mit vorbenannten Theilchen, angefüllt ist, sondern auch eine größere Kraft, fremde Dinge miteinander zu vermischen, besitzt.

§. 11.

Falsch wäre aber die Vorstellung; die Luft, wie die in ihr befindliche Theile, seyen jederzeit und überall von einerley Beschaffenheit. Denn ihre Beschaffenheit richtet sich:

- 1.) nach dem Klima, dessen größere oder geringere Wärme, von dem größern oder geringern Maas entzündbarer Theile, abhängt. Aus diesem



Grund verliert das Eisenhütlein, Sturmhut, Napellus vieles von seinem giftigen, wenn er in nördliche Gegenden verpflanzt ist, und die Tollbeeren und Gerberbaumbeeren, (*baccæ coriariæ et Belladonna*) ihr schädliches zum Theil in südlichen Gegenden angebaut.

- 2.) Nach der Höhe des Orts, über die Horizontallinie der See; denn je höher der Ort, desto kälter, und desto weniger ausgedünstete Theilchen.
- 3.) Nach der Entfernung des Feldes, von dem Meer und andern Gewässern, am Wasser liegende Orter haben mehr abwechselnde Witterung; die Luft ist sanfter und feuchter. Waldungen hemmen die Wirkungen der Wärme, und der Luft, daher dünsten auch die vorhandenen entzündbaren Theilchen weniger aus, und mangelt es an gehöriger Wärme.
- 4.) Nach der Beschaffenheit des Bodens selbst; ein kalter Boden liefert keine solche Ausdünstung, als ein mit einer unterirdischen Wärme begabtes Erdreich, ein lockerer besser als ein fester, ein wüster besser als ein angebauter Boden.
- 5.) Nach zufälligen Veränderungen und Umständen; die, anzuführen, zu weitläufig werden dürfte.

§. 12.

Aus diesem allen abstrahieren sich dann von selbst folgende Folgerungssätze. Der erste: daß es nicht jederzeit mit einem glücklichen Erfolg verknüpft sey, wenn man eine Pflanze an einen andern Platz, und wenn er auch mit seinem vorhergehenden, unter einen Himmelstrich läge, versetzen wollte; daß daher Pflanzen von einer Art, nicht immer unter einerley Clima und Zone gedeihen.

§. 13.



S. 13.

Der zweyte Folgerungssatz; daß alles, was zum Bestehen und Gedeihen der Pflanze erforderlich ist, in der Luft vorfindlich sey; indem selbst die Erde in dem Wasser, einem Hauptgrundtheil der Pflanzen, vorhanden sey; weil selbiges, durch die Chymie auf Erde zu reduciren sey.

S. 14.

Das dritte, was aus dem bisherigen folgt ist diß, daß alle Pflanzen einen desto gedeihlichern Wachsthum haben, je freyer 1) und ungehinderter der Zutritt der Luft zu den Pflanzen ist, 2) je besser und leichter die Luft zu allen Theilen selbst zu den Wurzeln der Gewächse hindringen könne, 3) je angemessener die Luft der Natur eines jeden Gewächse, in Quantität und Qualität ist.

Sechstes Kapitel.

Von dem Wasser als der dritten äußerlich wirkenden Ursach zum Wachsthum der Pflanzen.

S. 1.

So wenig ohne Luft und Wärme, der Gewächse Wachsthum und Wohlstand erzielt werden kan, eben so wenig kan die Pflanze ohne Wasser wachsen, blühen und fruchtbar seyn. Ja, es haben die ältern und neuere Naturkündiger sogar behauptet, daß vom Wasser allein die Pflanzen wachsen; weil sie aber sich nicht vorstellen konnten, wie so viele und verschiedene Säfte und Theile, in dem reinen Wasser verborgen seyn sollten, den Ausweg gewählt und diß Element vielmehr das Beybringungsmittel genannt.

S. 2.

Diesen Satz: die Pflanzen wachsen allein vom Wasser, in seine Gewißheit zu bringen, hat man verschie-



schiedene Versuche angestellt, und diese Versuche nicht nur mit verschiedenen Erdarten, sondern auch mit dem Wasser gemacht.

S. 3.

Mit den Erdarten geschahen, um zu finden, ob sie zum Wachsthum der Pflanzen etwas beytragen, folgende Proben. Man nahm ein weites irdenes Gefäß, grub solches in die Erde ein, damit es vest stünde, trocknete in einem Backofen 200 Pfund Erde, schüttete diese in das Gefäß, setzte alsdann einen Weidenstamm von 5 Pfunden hinein, bedeckte die obere Peripherie des Gefäßes, damit keine fremde Erd- und Staubtheilchen hineinfallen könnten, mit einem vielfmals durchlöchernten Blech, und versorgte, die Pflanze so oft es ihr Bedürfniß heischte, mit Regen oder destillirtem Wasser, durch begießen. Als man nach fünf Jahren unter einerley Wart und Pflege die Pflanze aushub, wog sie ohne Blätter 169 Pfund, die Erde aber ausgenommen, wie der gedörret, hatte ihr voriges Gewicht von 200 Pfund, einige Unzen abgerechnet die durch das Ausnehmen, trocknen sich mogten verstäubt haben. Gleichen Versuch stellte man mit einem Kürbis an, bey gleichen Beobachtungen. Auch Moose und Schwämme wuchsen in einem Gefäß, ohne Erde, bloß mit Wasser befeuchtet! Haber und Hanfförner, wuchsen so gar im Sand, zerstückeltem Papier, Tuch, Seil, und dergleichen, bloß durch Begießung mit Wasser nicht aber, in ausgeläuter Asche, im Sand, mit Salpeter vermischt, in Pottasche, oder in Mehl. Man versuchte auch ob die Erde nicht durch Vermischung mit Salzen und ungelöschtem Kalk, eine mehr wachsenmachende Kraft äußern würde und hat gefunden, daß solche nicht nur gehemmt, sondern so gar aufgehoben worden ist: Und mußte also aus diesen Versuchen allen den Schluß machen, daß die Erde an und für sich gar nichts zum Wachsthum der Pflanzen beytrage.



S. 4.

Hingegen die Proben, die man mit dem Wasser allein machte, lehrten augenscheinlich, daß die Gewächse ihren Wachsthum allein vom Wasser erhalten. Eine Hyacinthen Zwiebel, auf abgezogenes destillirtes Wasser gesetzt, trieb nicht nur vollkommene Pflanzen hervor, sondern lieferte auch nach ihrer chymischen Zergliederung, im Feuer verbrannt eine wahrhafte Erde. Man hat auch Wasser mit Salpeter, Salz, Aschenlauge, in ihm aufgelöst, vermischt, und nach dem Begießen gefunden, daß der Wachsthum der Pflanze mehr durch reines Wasser befördert werde.

S. 5.

Aus dem Vorhergehenden kan und darf man also wohl den Schluß machen; die Erde dringe nicht mit dem Wasser in die Gewächse ein, und bewürke die western Theile des Pflanzenkörpers; sondern, das Wasser werde, durch die, in der Pflanze anzutreffende Bewegung, in Erde verwandelt. Daß diese Umwandlung des Wassers in Erde möglich sey, kan man durch das Zerreiben, Durcheinanderschütteln, Destilliren, Kochen, Säulung und Verbindung mit dem Gyps erweisen.

S. 6.

Auch diß ergibt sich aus dem obigen: die Gewächse haben alle ihre Bestandtheile, ihr salzigtes, öhligtes, erdigtes, vom Wasser erhalten. Folgendes kan es beweisen. In einer Quantität Erde, von 20 Pfund können 4000 verschiedene Pflanzen wachsen, welche alle ein verschiedenes Salz und Oehl enthalten. Löst man diese Pflanzen auf, nach ihrer Zergliederung, so liefert jede beynahe eine Unze Oehl, und eben so viel Salz; fehlt es zurweilen in dem einen, so ist das andere desto gewichtiger; wäre diß Oehl und Salz von der Erde, so müßte die Erde 4000 Unzen oder 250 Pfund Oehl und Salz enthalten, wovon sie aber kaum einen Grad enthält; Woher also alle diese Theilchen? —



S. 7.

Wenn also, wie nach angestellten Versuchen, erwiesen worden, das Wasser die alleinige Nahrung und Beförderung des Wachstums der Pflanze ist; so ist auch natürlich, daß diese selbstige in großer Menge einsaugen müsse. Diß geschieht auch wirklich und zwar in einem so hohen Grade, daß nicht nur die Schwere des eingesogenen Wassers, der Schwere des einsaugenden Theils, des Astes, des Zweiges etc. immer gleich kommt, sondern auch nicht selten das Gewicht desselben übersteigt. Es ist aber diß in die Gewächse übergehende Wasser nicht bloß zu seiner Nahrung, sondern der größte Theil zu einem andern Endzweck und Gebrauch bestimmt.

S. 8.

Richtig ist also so viel, daß das Wasser zum Wachsthum der Pflanzen beytrage; aber in welchem Grad? läßt sich nur erst dann beantworten, wenn wir erst wissen, was das Wasser für eine Wirkung a) auf die Gewächse, b) auf das Erdreich äußere. Es wirkt aber das Wasser auf die Gewächse.

a) Auf eine materielle Weise; indem es a) der Pflanze die Nahrung liefert, aus welcher durch Hülfe der hinzugekommenen Luftmaterie, erdigte, salzigte und öhligte Theile, erzeugt werden. b) Weil mittelst seiner flüssigen Beschaffenheit das Wasser, ein flebrichtes Wesen, und so, die erdigten Theile mit den wässerigten vereinigt, oder mit Hülfe des Oehls und Salzes diese Vereinigung befördert.

b) Auf eine werkzeugliche Weise a) durch Erweichung der Rinde und Häute der Pflanze, damit ihre Ausdehnung und Nahrung desto geschwin- der vor sich gehe b) durch eine mittelst der Wärme, mitgetheilte öhligte, luftsalzige Substanz c) durch die mit Benhülfe der Wärme, beförderte Gäh-

Gährung, d) durch ihre Geschicklichkeit ein Mittel zu werden, die salzigten und nahrhaften Theile aufzulösen, e) durch ihre Brauchbarkeit, zu einem Abführungswerkzeug der Gafen und des Abgangs, welche vermög des Wassers wegdrücken können.

S. 9.

Auf das Erdreich selbst aber wirkt das Wasser

- 1.) daß es lockerer wird, mithin die Luft besser zu den Wurzeln dringen, und diese sich leichter ausdehnen können.
- 2.) Das Erdreich feucht und nahrhaft macht, und die Wurzeln, also die ausgedünsteten Feuchtigkeiten, bequemer an sich ziehen können.
- 3.) Die in der Erde befindliche Salztheile, auflösen, wodurch die Verbindung und Vermischung der ölichten fetten Theile mit dem Wasser, erreicht und erhalten wird.

S. 10.

Nicht Wasser allein, sondern hauptsächlich eine besondere, der Natur der Pflanzen angemessene, Beschaffenheit zeugt diese vorerwähnte Erfolge. Soll also das Wasser jene bewirken, so wird erfordert, daß es

- 1.) gehörig verdünnt und vereinfacht sey, daß mit es in die Pflanzen und ihre Kanäle eindringen könne.
- 2.) Gehörig warm, oder mich besser auszudrücken, durch die natürliche Wärme gemäßiget; als wodurch die Saftkanäle oder Gefäße gehörig ausgedehnt und die dicken und zähen Säfte gehörig verdünnt werden; kalte Dünste sprengen die Gefäße, und hindern so den Umlauf und die Ausdünstung. Zu erwärmten Pflanzen muß man kein kaltes, und kein warmes Wasser zu kalten Pflanzen giesen.

3.)



- 3.) In gehöriger Menge vorhanden sey; Ueberfluß wie Mangel ist schädlich.

S. II.

Das Wasser aber ist zweyerley; Quell- und Flußwasser, oder wie der Verfasser sich ausdrückt, Landwasser und Luft- oder Regenwasser. Daß beides, im Mangel, wie im Ueberfluß schade, lehret folgendes: Das Quell- Fluß- oder Landwasser schadet, wenn es im Ueberfluß vorhanden ist:

- 1.) die Befruchtung und Besaamung der Pflanze wird gehindert. Gibt auch das Gewächs noch Saamen, so ist er doch von feuchter, wässriger Beschaffenheit, und runzelt zusammen, wenn man ihn trocknet, und verdirbt leicht bey eintretender Kälte. Von reichlicher Nahrung ist also gar kein Schluß auf reichliche Erndte.
- 2.) Die Canäle der Pflanze sind in Gefahr zu zerreißen, wegen des zu häufig zufließenden Wassers, und durch sie verursachten allzustarken Ausdehnung derselben. Diß geschieht desto eher, desto mehr Widerstand, die Luströhrchen der Ausdehnung entgegen setzen.
- 3.) Die Nahrung selbst verdirbt; denn das Wasser, das der Pflanze ihren Unterhalt reicht, weil es der Wärme und freyen Luft ausgesetzt ist, fault, oder wird sauer. Daher ist ein solcher wässericher Ort unfruchtbar; in dieser allzugroßen Feuchtigkeit und den aus ihr dargereichten sauren Säften, mag vielleicht auch der Grund, des sogenannten kalten Brands, und anderer ihm ähnlicher Krankheiten, der Ausschlag und die Warzen der Stengel und Blätter, zu suchen seyn.
- 4.) Ist der Boden von stauberdigter, merglichter und thonigter Beschaffenheit, so wird er bey dem Ueberfluß an Wasser, und erfolgter hinzukomm-

kommender Sonnenwärme, dick und zähe, welches die Ausbreitung und Ausdehnung der Wurzeln, und folglich auch den Wachsthum hindert, 5.) die Luft, wird, wegen des vielen Wassers, gehindert, zu den Wurzeln zu gelangen, ihre gesegnete Wirkungen zu äußern.

Mangelt es aber an Quell-Fluß- oder Landwasser, das ist: fehlt dem Land die proportionirte Quantität desselben, so wird es dadurch

- 1.) zu trocken, und bei entstehender Wärme, die Feuchtigkeit des Landes verjagt; die Hitze vermehrt, und die Wurzeln, von den heiß auffallenden Sonnenstrahlen verbrennt. Diesem Unfall sind besonders, merglichte, mit laugenhaften Salzen, Kalk, unverfaultem Mist gedungte Äcker unterworfen.
- 2.) Alles das kan nur mangelhaft anschlagen, was das Wasser durch seine materielle so wohl als werzeugliche Wirkungen, zum Wachsthum der Pflanzen, befragen will und kan, wo es an gehöriger Menge Wassers gebricht.

§. 12.

Gleiche nachtheilige Folgen hat auch das Luftwasser oder der Regen auf den Wachsthum der Pflanzen, wenn es im Uebermaaß ist, in welchem Fall

- 1.) die so nöthige Wärme, des Erdbodens, und der in den Pflanzen angebrachten Canäle, vermindert wird. Diese traurige Wirkung sieht man bei anhaltendem Regenwetter, an der veränderten blassen Farbe des Saamens, an dem Stillstehen des Wachsthums, ja Abnahme desselben, besonders wenn eine Kälte darauf folgt.
- 2.) Die Wurzeln werden ihrer Bestigkeit beraubt; dann durch den Regen wird das Erdreich zu locker



cker gemacht, oder weggespült, und die Wurzeln zu locker stehend gemacht.

- 3.) Die Salme oder Stengel legen sich, und diß um desto leichter, desto fetter und dünner die Pflanzen stehen. Die Pflanze wird verletzt und der Saame, wie der Stengel, ist der Fäulniß ausgesetzt.
- 4.) Die Befruchtung der Pflanze wird dardurch aufgehoben, besonders wenn dieser überflüssige Regen zur Blüthe Zeit eintritt. Denn alsdann wird der Blumenstaub abgespült und in Klumpen gerollt.

Im Mangel des Luftwassers; was für Nachtheil in diesem Fall, daraus für die Pflanzen erwachse, das kan man sich aus dem oben S. 8 und 9. angezeigten Nutzen des Luftwassers von selbst ohne Mühe abstrahiren.

Einige Einwürfe sind hier noch zu widerlegen!

- 1.) daß diese Lehre der Erfahrung nicht gemäß sey, welche lehrt daß die Saamen auf wässerigem und allzufeuchtem Boden nicht gut gerathen. Gibt man gerne zu. Es beweist diß aber nur so viel daß der Ueberfluß des Wassers, nicht die gehörige verhältnißmäßige Feuchtigkeit, schade. Diß ist S. 11 und 12. und im 3, und 4, 5. erwiesen.
- 2.) Daß das Wasser, von der Erde absondert, den Gewächsen keine Dichtigkeit geben könne; widerlegt sich aus S. 5. wo gezeigt wird, daß sich das Wasser in Erde verwandeln könne.
- 3.) Wenn die Nahrung von dem Wasser abhänge, so könnte kein Land jemals unfruchtbar werden. Wird zugegeben unter der Bedingung, daß das Land gehörig bearbeitet, daß das

das Waſſer und die Feſtigkeit, in gehöriger Proportion, weder zu viel, noch zu wenig, vorhanden ſey. Dann die Feſtigkeit macht, daß die Pflanzen gut und erwünſcht fortwachen; das Waſſer aber, daß ſie leben und ihr Daſeyn haben. Ich hebe alſo das Düngen nicht auf, ſondern empfehle es vielmehr! —

Siebendes Kapitel.

Von dem Erdreich als der vierten, äußerlich wirkenden Urſache des Wachſthums der Pflanzen.

§. 1.

Von der Erde, hier vors erſte nur überhaupt zu reden, von deren inſondere die folgende Kapitel Meldung thun; bemerke man: daß nichts von mineraliſcher Erde in die Gewächſe übergehe. Als Wahrheit erprobt ſich diß aus folgenden Gründen;

- 1.) die Gewächſe oder vegetabiliſche Erde iſt ihrer Natur nach von der mineraliſchen gar ſehr verſchieden, vid. c. 1. §. 16.
- 2.) Dieſe Erde iſt im Waſſer unauflösbar, folglich kan ſie nicht in Bewegung gebracht und den Pflanzen mitgetheilt werden.
- 3.) Aus den c. 5. §. 3 und 4. angeführten Verſuchen.

Nota. Der Wahrheit gemäßer betrachtet man alſo die Erde als eine Stütze, und Schutz gegen heſtige Winde, Hitze und Froſt.

§. 2.

So wenig alſo die Erde an und für ſich zum Wachſthum der Pflanze beiträget, ſo gewiß iſt es Stimme der Wahrheit die durch die Erfahrung uns ſagt: daß nicht auf jeder Erde die Gewächſe, gleich gut fortkommen und
ge,



gedeihen; in dem Erdreich gerathen sie besser, in einem andern schlechter, schwächer; in dem wachsen sie geschwinder, in jenem langsamer; daß also wirklich, zum geseegneten Fortschritt der Pflanze, das Erdreich sehr vieles mitwirke, welches von der verschiedenen Natur, Eigenschaften, Beschaffenheit, und Mischung desselben abhängt, in welcher Rücksicht das Land entweder fruchtbar oder unfruchtbar ist. Daher ist das Erdreich in starkes oder schweres, in schwaches oder leichtes abzutheilen.

§. 3.

Starkes oder schweres Erdreich, nennt man dasjenige; welches vermöge seinen weit hinuntergehenden, zwey bis drey Ehlen tiefen, Thon oder Mergellagen, und seiner zähen Beschaffenheit, die Fettigkeiten länger bengemischt erhält, und überdies der Wärme und Austrocknung und der veränderlichen Witterung widersteht; schwaches oder leichtes Feld heißt man dasjenige, welches wegen seiner feichten Erdlage, die nicht tiefer als eine halbe oder ganze Ehle, über die sandigten, kiesigten oder Steinlagen hingehet und wegen seiner lockern Beschaffenheit, die Fett- und Flüssigkeiten leicht fahren läßt, und der Witterung keinen Widerstand zu thun, vermag.

§. 4.

Fruchtbares Erdreich ist dasjenige, welches eine gehörige und der Natur jeglichen Gewächses angemessene proportionirte Menge, von nahrhaften Bestandtheilchen besitzt. Unfruchtbar ist das Erdreich, welches gar keine oder nur sehr wenig nahrhafte Theile mit sich vermischt, enthält. Diß kan also fruchtbar gemacht werden, wenn ihm solche Theilchen bengemischt werden, die eine nährendе Kraft enthalten.

Achstes Kapitel.

Von dem Erdreich insbesondere und zwar,
von der Gartenerde.

§. 1.

Die Gartenerde ist eine auf der Oberfläche des Erdballs, mehr oder weniger tief ausgebreitete schwarze, lichte, lockere Erde, die sich vom Wasser ausdehnt, aufschwillt und schwammicht; ausgetrocknet aber zusammenfällt und staubicht wird; daher sie so wohl beim Durchseigen als Ausdünsten, das Wasser leicht durchläßt.

§. 2.

Eine ausführlichere Beschreibung, des Begriffs der Garten oder Danmerde, ihrer verschiedenen Gattungen findet man hier um so entbehrlicher; je leichter man diß aus der Mineralogie, erkennen kan; und je weniger es zu dem Zweck dieses Kapitels erforderlich ist; wo es hinreicht, diejenigen Eigenschaften der Garten oder Danmerde bekannt zu machen, welche auf den Wachsthum der Pflanzen einen unmittelbaren Bezug haben. Die Eigenschaften, einer Sache aber beruhen auf der Kenntniß der Theile, der Sache, oder des Dinges; und diese erlangt man bloß durch den Weg der Zergliederung. Untersucht man nun die Gartenerde, durch das Auslaugen, bey gelindem Feuer, so bleibt, nach abgerauchter Lauge, ein gelbes Pulver, das einen salzigten Geschmack hat zurück. Verstärkt man das Feuer, so erhält man aus jenem, wenn man es durch das Abbrauchen, concentriren läßt, ein braunes flüssiges Extract, von einem scharfen Geruch und Geschmack; läßt man dieses Extractum biß zur Tröckne abrauchen, so hinterläßt es eine in Wasser auflösbare klebrigt, salzigte Materie.

1. Einige behaupten daß das c. 1. §. 2. bemerkte schmierigte Wesen, der Hauptgrund des Wachsthum

thums der Pflanzen sey, diß ist aber nicht so, 1) weil es so dick und zähe ist, daß es in die Gefäße der Gewächse nicht eindringen kan; und weil 2) das sogenannte schmierigte Wesen, nichts anders als diejenige klebrichte Materie ist, wor durch die Zäfern und Erdtheilchen der Pflanzen, woraus die Gartenerde erzeugt wird, zusammen geleimt werden.

II. Das herausgebrachte salztigte ist von verschiedener Natur, und nur zufällig vorhanden: bald nähert es sich den laugen, bald den wunder, bald den salpeterichten, und andern Salzen.

§. 3.

Untersucht man aber die Gassen oder Dammerde durch die Destillation; so erhält man

- 1.) ein wässerigtes, welches, je nachdem die Erde, trockner oder nasser und feuchter gewesen, in größerer oder geringerer Menge da ist.
- 2.) Ein spirituöses, scharfes, brenzlichtes, dunkelbraunes dem Weinsteingeiste ähnliches.
- 3.) Ein gewisses röthlichtes, öhlichtes Wesen. Die Gartenerde entspringt also aus den zerstörten Gewächsen, und nicht aus dem Mineralreich, weil jene dreyerley herausgebrachte Theile, das wässerige, spirituöse, öhlichte, nicht in selbigem angetroffen werden. Man sieht auch hieraus, daß die §. 2. durchs Auslaugen herausgebrachte schmierigte, oder klebrichte Materie von dieser hier heraus destillirten öhlichten zum Theil abhängt.

§. 4.

Es sind aber diese angezeigte Theilchen der Gartenerde nicht immer und allesamt vorhanden. Denn wenn die Gartenerde den Sonnenstrahlen stark ausgesetzt ist, so verfliegt das fette nährhafte mit dem salztigten,
von

von welchem jenes erstere aufgelöst und mit dem wasserigten verbunden werden sollte mit diesem, und läßt eine bloße Stauberde zurück. An feuchten und an wasserliegenden Plätzen, aber, verleiht sie nicht nur wenig; sondern erhält vielmehr durch die herbeigeführte verfaulende Wurzeln und Pflanzen alljährlich einen ansehnlichen Zuwachs. Diesen feuchten am Wasser gelegenen Orten, wo die Erde vom Wasser so zu sagen erstickt wird, hat dann auch der Torf seinen Ursprung zu verdanken; der aber so, wie die Gartenerde, nur auf starken, schweren, thonigtem Boden, gute und anhaltende Wirkungen äufert.

S. 5.

Unstrittig trägt also die Gassenerde, wie aus dem bisherigen erhellt, sehr vieles zum Wachsthum der Gewächse bey.

- 1.) Auf eine materielle Art, durch Darreichung der fetten nahrhaften, und salzigten, jene auflösenden, und mit den wasserigten zu vermischenden Theilchen. Weil aber diese durch Wärme und Wasser gar leicht wieder abgesondert werden können, so thut man klug, um sie zu binden, wenn man sie mit etwas Thon vermischt.
- 2.) Auf eine werkzeugliche Art, in dem sie wegen ihrer Gleichartigkeit mit andern Körpern, das in der Luft befindliche Fett an sich zieht und behält.
- 3.) Mittelft ihrer porösen und auflösenden Beschaffenheit, wegen welcher die Luft zu den Wurzeln der Pflanzen einen ungehinderten Zutritt hat, als, ohne welches der Wachsthum unmöglich wird.
- 4.) Wegen ihrer Lockerheit, vermög deren sie leichter zu bearbeiten ist. Erschwerte Arbeit aber zögert den Wachsthum.



Wir merken hier noch an:

- 1.) nicht jede Gartenerde besitzt gleiche Fruchtbarkeit. Die im Schatten gelegene, aufbewahrte hat mehr Fettigkeit aus §. 4. angeführtem Grund.
- 2.) Daß, die der Gartenerde, oder ihren Arten, mehr oder weniger, anhängende Säure zweyerley sey: entweder vegetabilischer Natur, welche von den Pflanzen, oder stillstehendem Wasser, erzeugt wird, und beym Austrocknen versiegt; oder mineralischer Natur, das beym Austrocknen nicht versiegt, und von dem Gewässer, das solche Theile mit sich führt, hervorgebracht wird. Diese Säure ist wieder entweder vitriolartig, in dem Torfe auf bergigten Gegenden, vorfindlich, welche im Feuer bloß zur Kohle wird, ohne Feuer zu fangen; oder küchensalzartig, in dem Torfe am Meer gegraben, antreffbar.
- 3.) Der mit einer vegetabilischen oder wässerigten Säure versehene Torf, ist für das Land von höchstsprießlichem Belang; es muß aber, das Wasser, wie es an Gegenden, die vom Wasser öfters überschwemmt werden, geschieht, die fetten, öhligten Theile desselben nicht hinweg gespült haben, und die Säure vorher davon gejagt seyn; hingegen der mit einer mineralischen Säure belastete Torf verspricht weniger Nutzen.

§. 6.

Wie aber alles sein Gutes und sein Böses, vollkommenes und unvollkommenes hat, so hat auch die Garten, Damm, oder Modererde, eine lobenswürdige; aber auch eine tadelnswürdige Seite; diese besteht in folgenden Mängeln.

- 1.) Bey der Tröckne wird sie allzuloos, unzusammenhängend, daher dunftet sie zu heftig aus, und ver-



verliehrt zu schnell das, theils aus der Luft einge-
zogene, theils in sich selbst vorfindliche fette und
feuchte Weesen.

- 2.) Wenn Regen dehnt sich diese Erde durch das
Einsaugen der Feuchtigkeiten zu weit aus, wie
sie hingegen bey Veraubung desselben zu sehr
zusammen schrumpft und der Saame verliehrt so
seine Bestigkeit.
- 3.) Bey der Kälte gefriert sie nicht zu einem Klum-
pen, sondern zu kleinen Kugeln, daher reifen die
Wurzeln, und die Kälte dringt zu leicht und zu
empfindlich auf sie ein.
- 4.) Verliehrt sie gar zu bald ihre befruchtende
Kraft.

Daher verwendet man sie mit mehr Nutzen in Gär-
ten, wo im Frühjahr erst der Saame ausgestreut wird,
und die Gießkanne in der Nachbarschaft, den Wirkun-
gen der Drockne, und den meisten ihrer Mängel abhel-
fen kan. Daß sie bloß oder mehr auf die Stengel und
Blätter, als auf die Besaamung wirke ist nur von der
allzufetten und allzu wässerigten Erde wahr.

Das neunte Kapitel.

Von der Thonerde, in so fern sie das Wachs-
thum befördert.

§. 1.

Man versteht unter dem Thon eine zähe fett und
kalt anzufühlende, im angefeuchten Zustand kleb-
riche dicke und dichte, aus den feinsten Erdtheilchen be-
stehende, Erde. Es ist aber selbiger, besonders auf
der Oberfläche mehr oder weniger mit fremdartigen Thei-
len vermischet, und demnach auch in Rücksicht seiner Zä-
higkeit mehrern oder mindern Fruchtbarkeit, verschieden;
Je mehr er mit fremden Theilchen, als Gartenerde,
Sand



Sand und dergleichen vermischt ist, desto weniger behält er das fette und wässerigte zurück, desto weniger wird er durch die Wärme zäh und hart, desto leichter läßt er sich bearbeiten und verstattet der Luft und Wärme freyern Zutritt.

S. 2.

Die Eigenschaften des Thons sind diese:

1.) daß er nicht nur das Wasser und die Feuchtigkeiten in sich zieht, auffammet, und behält, sondern auch sich mit diesem zu einem zähen weichen Teig vermischet; Zufolge dieser Eigenschaften läßt er also das Wasser nur sehr schwer, mittelst der Ausdünstung, von sich, und ist also das geschickteste Mittel die unterirdischen Feuchtigkeiten aufzusammeln und aufzubewahren, daher er auch in Tiefen allemal feucht ist, und mittelst dieses ein Verräther der Quellen ist.

2.) Daß er in warmer Luft und im Feuer austrocknet und hart werde, oberhalb eine Rinde erhält und Rize und Spalten bekommt, deren Weite, sich nach dem Grad der verschiedenen Mischung mit fremdartigen Theilen richtet.

S. 3.

An und für sich liefert der Thon bey chymischer Behandlung wenig oder gar nichts, dem man eine fruchtbarmachende Kraft beylegen könnte. Beym Auslaugen mit Wasser wollen einige etwas salzartiges bald gemeines bald Laugensalz herausgebracht haben; aber diese Verschiedenheit selbst zeigt offenbahr, daß diese Salze dem Thon nicht wesentlich, sondern zufälliger Weise zukommen, und gar nicht das mindeste zum Wesen desselben beitragen, weil der Thon auch nach beschehenem Auslaugen, seine vorherige Eigenschaften und Beschaffenheit behält. Will man diesen Ver-

such



such anstellen, so wähle man dazu nie den auf der Oberfläche befindlichen, der von dem Regen oder andern Wasser gar leicht dieses salzigte mitgetheilt erhält, sondern allemal den unter der Oberfläche vorhandenen, der reiner ist.

§. 4.

Destillirt man den Thon, so erhält man davon

- 1.) ein Phlegma, welches aber, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Thons gleichfals verschieden ist; denn aus einigen Thonarten erhält man ein urinöses, aus andern, ein reines, und wieder aus andern, die von gebirgigten Gegenden genommen werden, oder lange der Luft dem Regen und Schneewasser ausgesetzt gewesen, ein saures Phlegma
- 2.) etwas sublimirtes, armonikalisches oder urinöses Salz.

§. 5.

Dehligte oder fette Theile aber sind aus dem Thon weder durch auslaugen, noch durch die Destillation zu erhalten; wenigstens ist die Quantität desselben, die man etwa durch eine starke Lauge absondern könnte, so gering, daß sie kaum einer Erwähnung verdient; diß gibt man auch um desto williger zu, je natürlicher es ist, daß jenes Salzigte ohne Dehl nicht erzeugt werden kan.

§. 6.

Einige wollen auch behaupten, daß in dem Thon etwas leimigtes gegenwärtig sey. Da aber aus obigem erhellet, daß dem Thon die fetten und öhligen Theile und das brenbare mangle, ohne welche sich kein Leim denken läßt, so fällt die Unrichtigkeit dieses Vorgebens von selbst in die Augen, zumahlen durch angestellte Versuche, die Wahrheit desselben biß jetzt nicht hat erwiesen werden können.



S. 7.

Eben so unrichtig ist es, wenn man eine Verwandlung des Thons in eine auflösbare Erde behaupten will. Der Thon kan zwar durch eine anhaltende Hitze eine Härte erhalten und diese, wenn noch andere Ursachen hinzutreten, in eine Steinhärte oder einen Stein, verwandelt werden; seine Zähigkeit aber und Nachgiebigkeit kan bloß durch das stärkste Feuer und die frestendsten Mineralsäuren aufgehoben werden. Manche Thone sind aber nicht von so zäher Beschaffenheit, als die kurzen Thone oder Tripelthone, welches aber von den beygemischten fremden Theilchen herzurühren scheint.

S. 8.

Das Gute, das der Thon besitzt und in so fern er zum Wachsthum der Pflanzen beynträgt, liegt in folgenden Stücken; materiell fördert er den Wachsthum nicht, weil er keine Fettigkeit enthält, aber werkszeuglich,

- 1.) durch das Anziehen der unterirdischen Dünste sowohl als der in der Luft enthaltenen Fettigkeit, welche er auffamlet, aufbewahrt, und nur sehr sparsam, durch den Weg der Ausdünstung von sich läßt; siehe S. 2.
- 2.) Durch das Zurückhalten der von dem Mist und andern herbengeführten dungenden Mitteln herrührenden fetten und öhligten Theilchen vor der zu schnellen Ausdünstung.
- 3.) Durch die Rize und Spalte, welche der Luft und den Nahrungsmitteln einen Weg verschaffen zu den Wurzeln zu gelangen.
- 4.) Durch seine verbindende Kraft die Gartenerde mit sich vereinigt und ihre fetten Theile vor dem schnellen Verfliegen und Verdunsten verwahrt.



- 5.) Durch seine Fähigkeit, mittelst seiner, zu einem Ganzen gefrorenen Theilen das ungleiche, bald stärkere bald schwächere Zudringen der Luft zu verwehren.
- 6.) Durch die Unveränderlichkeit seiner Natur, welche bey der Masse, wie bey der Trockne, immer die vorige ist.

§. 9.

Nachtheilig wird aber auch der Thon auf einer andern Seite betrachtet, dem Gedeihen der Pflanzen

- 1.) wegen seiner Fähigkeit: er läßt daher die wässerigen und fetten Dünste nur äußerst sparsam von sich, verwehrt wegen seiner Dichtigkeit der Luft zu dem keimenden Saamen oder den Wurzeln zu gelangen, und widersteht seiner Masse wegen den Wirkungen der Wärme, daher er auch kalter Boden heißt.
- 2.) Wegen seiner Härte hindert er den Zugang der Luft und die Ausdehnung der Wurzeln, deren Nahrungsflüssigkeit er zurück behält und so die Gewächse in ihrem Wachsthum stöhret.
- 3.) Wegen seiner Risse und Spalte, durch welche der Boden zu sehr ausdünstet, die Wurzeln leicht zerrissen werden, und vom Herbstregen angefüllt, eine ungleiche schädliche Kälte zu den Wurzeln hin verbreitet.
- 4.) Wegen seiner schweren Bearbeitung; bey der Masse klebt er zu sehr am Pfluge an; bey der Wärme wird er zu hart, und gibt zu große Schollen.

Gährender Thon ist auf die Aecker untauglich; denn in ihm versauert das gleichsam in Canälen zugeleitete, Wasser. Man nennt ihn auch einen röhrigten Boden.



Zehntes Kapitel.

Von der Kreide und Kalkerde, als ein zum
Wachsthum der Pflanzen ersprießliches
Mittel.

S. 1.

Diese Materie, die in südlichen Gegenden häufiger, als in nördlichen Gegenden gefunden wird, wird von vielen als ein Beförderungsmittel des Wachstums angesehen, und zwar mit Recht. Diese zweyerley Erdearten, die in Rücksicht ihrer fruchtbarmachenden Kraft, nur sehr wenig differiren weßwegen ich sie auch zusammen nehme, verdienen also auch eine getreue Untersuchung.

S. 2.

Die Kreide und der Kalk haben die Eigenschaft, das zugegoßene Wasser an sich zu ziehen, und wieder geschwinde fahren zu lassen. Das Wasser wird bey der Extraction, weil sich einige Theilchen des Kalks und der Kreide auflösen, zu Kalkwasser, welches, mit Säure vermischt aufbrauset, und eine große Auflösungskraft, besonders fetter und schweflichter Körper, besitzt. Kalk mit Wasser vermischt beschleunigt, weil das Kalkwasser einen höhern Grad der Wärme annimmt, die Verdunstung dieses.

S. 3.

Durch die Destillation hat man aus der Kreide nur etwas flüchtiges Salz herausbringen können; mit Wasser aber zu einem Brei verdünnt, und so destillirt, liefert sie ein abgezogenes Wasser, welches so viel Kreide, als Kennzeichen von Laugensalz enthält. Kalk ohne Wasser destillirt, liefert nichts von Salz; mit Wasser aber ein kalkhaftes Wasser, das etwas Laugensalz verräth.

S. 4.



S. 4.

Mit sauren Flüssigkeiten vermischt und destillirt erhält man von Kalk und Kreide, welche beym Aufguß der Säuren aufbrausen und sie verschlucken, statt dieser Säuren, eine unschmackhafte Feuchrigkeit. Der gröbere nach der Destillation übrig bleibende Theil, behält immer seine Feuchtigkeit, welche anzuziehen, er eine außerordentliche Geneigtheit besitzt, bey.

S. 5.

Öhlichtes und Fetttes ist aus Kalk und Kreide, so wenig als aus Thon zu erzielen. Dafür habe aber die Kreide und der Kalk vorzüglich, wenn Wasser und Wärme sie begünstigt, eine besonders große Auflösungskraft der fetten und öhlichten Theile.

S. 6.

Der Kalk zieht auch schleimigte und gallertartige Materie an sich; gerinnt aber und verhärtet sich mit selbigem, wie auch bey einer Vermischung mit Thon und Sand.

S. 7.

In wie fern also der Kalk und die Kreide zum Wachsthum beytrage, das besteht, wie aus dem vorhergehenden schlußlich erhält, in folgendem: auf eine materielle Art wirken sie, weil ihnen, die Fettigkeiten mangeln, nicht; wiewohl einige behaupten, daß die kalkigte Erde Nahrungsmittel der Pflanzen sey, welches aber bey Beherzigung diß; daß in den Feldfrüchten und kleinern Gewächsen keine kalkigte Erde angetroffen werde; und daß diese, wo sie auch aus harten Gewächsen erhalten werden kan, von dem mineralischen Kalk gar sehr verschieden sey, sich von selbst widerlegt; aber auf eine werkzeugliche Weise wirken sie dardurch

- 1.) daß sie die feuchten Säuren und Fettigkeiten aus der Luft an sich ziehen.

2.)



- 2.) Dem Wasser und dem Land einen größern Grad der Wärme ertheilen, in dem sie alles Brennbares und Wärme an sich ziehen.
- 3.) Das Wasser und die Fertigkeiten in Dünste auflösen, wenn die Wärme sich ihnen beigesellt.
- 4.) Daß der Kalk das wässerige ausgedünstete begleitet, und also selbige zum Eindringen in die Saamen der Gewächse geschickt macht, die öhligen Theile im Saamen auflöst, Säure zerstört und die beim Keimen vorgehende Gährung befördert.
- 5.) Sie schlucken die im Erdreich befindlichen Säuren in sich und bringen sie bey Seite; daher tödtet auch der Kalk die in sauren Boden sich aufhaltende Insecten, man will sie auch als Ausrottungsmittel des Unkrauts empfehlen.
- 6.) Sie lösen die fetten Theile auf, verdünnen sie und machen sie mit dem Wasser vermischbarer.
- 7.) Sie lassen sich gut und bequem bearbeiten. Kalkwasser allein, ohne andern Nahrungsstoff, ist zur Nahrung und dem Wachsthum der Pflanzen nicht hinreichend.

§. 8.

Daß aber auch diese Erdarten, Kreide und Kalk, dem Wachsthum Nachtheil bringen können, wird hieraus ersichtbar.

- 1.) Weil sie das brennbare zu stark an sich ziehen, so verbrennen sie wegen allzugroßer Wärme den Saamen; daher ein solcher Boden auch ein brennender Boden genannt wird. Magerer Boden mit Kalk vermischt wird noch magerer. Daß der Kalk den Brand verhüte, ist dem Einfluß desselben auf das Land und den Saamen zuzuschreiben. Denn der Brand rührt nicht, von den Insecten, sondern der Schärfe der öhligen Theile; diese



diese aber von der Säure her. Da nun aber der Kalk die Säure verschluckt, so wird auch mit ihr die Schärfe, und der, aus ihr entstehende Brand, gehoben.

- 2.) Weil sie das Ausdünsten beschleunigen, leicht austrocknen und die Gewächse ihres wässerigten Nahrungsfafts berauben.
- 3.) Weil sie sich leicht an die Saamenhüllen anhängen, wodurch diese verhärteter und die Pori desselben verstopft werden, daß die Nahrung nicht mehr eindringen kan.
- 4.) Weil sie die Fettigkeit des Landes geschwinder auflösen und verzehren.

Das Feld, worauf der Kalk und die Kreide mit Vortheil gebraucht werden können, ist nur das von saurer und kalter Beschaffenheit. Vorsicht ist hier besonders nothwendig! —

Elftes Capitel.

Vom Mergel, in so fern er das Wachsthum der Pflanzen befördert.

§. 1.

Mergel ist eine aus Thon und Kalk, vermischte, und mit diesen in vielen Stücken, ihren Naturen und Eigenschaften nach, ähnliche und auf der Oberfläche nur sparsam antrefbare Erdart. Er verdient eine Untersuchung, da er von so vielen als ein zum Wachsthum der Pflanzen dienliches Mittel anempfohlen wird.

§. 2.

Im Wasser, wie in der freyen Luft, zerfällt er und wird bald früher bald später, zu Mehl, so hart er auch bey'm Ausgraben gewesen ist. Wie der Thon, so zieht auch der Mergel; aber nur in geringerer Quantität, das Wasser und die Feuchtigkeiten, an sich; ist der
Mergel



Mergel aber gebrannt und calcinirt, so erfolgt dies letztere in reichlicherem Maas.

§. 3.

Weder Oehligtes noch Salzigtcs läßt sich durch Extraction mit Wasser, aus dem Mergel herausbringen, selbst durch Abkochen mit Wasser nicht, woben das Decoct nicht einmal seine Violensyrupsfarbe verändert, noch das in Scheidwasser aufgelöste Quecksilber sich niedergeschlagen hat. Erst nach langer Untersuchung ist etwas äzendes weißlichtes Sublimat zu Boden gefallen.

§. 4.

Eben so wenig kan man bey der Destillation von Oehl oder Fett, welches man durch die Behandlung mit Weinstein oder Salpeter, nicht einmahl aus dem Mergel heraus zu bringen vermocht hat, etwas entdecken; auch nimmit das Wasser nicht einmal etwas von dem mergelhaften Geschmack beym Destilliren an sich.

§. 5.

Da aller Mergel in Verbindung mit sauren Flüssigkeiten leicht aufbrauset, so folgt hieraus, daß er eine Säure an sich ziehende und verschluckende Kraft besitze. Völlig zerstört er aber die Säuren nicht, wie auch diese den Mergel nicht vollkommen auflösen. Wie dieß aus gegenwärtigem Versuch erhellet:

Wenn man 4 Loth Scheidewasser auf 2 Quentchen Mergel gießt, löst jenes beym Kochen von diesem nur 12 Gran auf; das Scheidewasser vom Mergel abstrahirt, braußt mit etwas Laugensalz auf und läßt außer diesem einen sandigt anzufühlenden Staub zurück.

§. 6.

Es besteht die Kraft des Mergels bloß in der Fähigkeit, Fette aufzulösen und an sich zu ziehen. Daher er auch von den Walkern, wenn er etwas fein ist, zum Mittel gebraucht wird, die Fettigkeiten aus den Tüchern herauszubringen.

§. 7.

S. 7.

Die Fruchtbarkeit des Mergels äußert sich nicht auf eine materielle, weil ihm Fett und Salztheile mangeln, sondern auf eine werkzeugliche Weise und zwar dadurch

- 1.) daß er aus der Luft die Feuchtigkeiten, Säuren und Fettigkeiten an sich zieht, und damit das Land befruchtet.
- 2.) Daß er die in der Luft befindliche oder von stillstehendem Wasser zu befürchtende Säuren absorhirt und wegschaft.
- 3.) Daß er die Fettigkeiten auflöst und hierdurch ein seifenartiges im Wasser auflösbares Gemisch erzeugt, welches in die Oefnungen der Pflanzen übergehen kan.
- 4.) Daß er die im Erdreich befindliche Zähigkeit aufhebt, weil er in der Luft zerfällt und so das Aneinanderhängen des Thons verringert; wodurch das Erdreich eine leichter zu bearbeitende Beschaffenheit erhält.
- 5.) Daß er hingegen dem lockern und sandigten Boden, mehr Festigkeit und Dichtigkeit verschafft.

S. 8.

Schaden und Nachtheil bringt der Mergel zuwegen; indem er

- 1.) wegen seiner laugenhaften, kalkartigen Eigenschaft zu sehr austrocknet.
- 2.) Die Fettigkeiten des Landes schnell auflöst und erschöpft.
- 3.) Dem Thone seine Zusammenhänglichkeit und mit ihr, die Fähigkeit, das Wasser aufzubewahren, benimmt.

Es richtet sich aber der zu erwartende Vortheil oder Nachtheil des Mergels, nach seiner Verschiedenheit



heit, welcher zufolge er entweder mehr kalkigt oder mehr thonigt ist. Plinius hat hier wohl recht geurtheilt, wenn er den Mergel für feuchten und kalten Boden anempfiehlt, und die größten Vortheile verspricht, wenn man ihn mit fetten Theilen vermischt.

Zwölftes Kapitel.

Vom sandigten und kiesigten Boden, als Beförderungsmittel des Wachsthum.

§. 1.

Sandigter und kiesigter Boden ist ein solches Feld, das aus lauter kleinen Steinchen, oder aus einem Steinstaub besteht und keinen Zusammenhang hat, es mag selbiges trocken oder feucht seyn. Zwar gibt es eine Gattung Kieß, welchen man statt eines Kites gebraucht, und in eine zusammenhängendere Masse gebracht werden kan; man heist ihn Hauskieß; es besteht aber selbiger aus bengenischten, entweder thonartigen, die sich abspühlen lassen, oder kalkartigen Theilchen, die mit sauren Flüssigkeiten aufbrausen und Eisenthellchen in sich enthalten.

§. 2.

Da dieser Sand oder Kieß eine glasartige Erde ist, so läßt sich aus solchen weder durch Wasser, noch durch äzende Auflösungsmittel etwas absondern, und das, was man auch durch Extrahiren und Destilliren herausgebracht haben mag, kan man doch nur für fremde und bengenischte Theilchen, wie oben von dem Hauskieß gesagt worden, ansehen.

§. 3.

Den Wachsthum der Pflanzen kan also der Sand und Kieß bloß zufälliger Weise durch Vermischung mit andern Erdarten, befördern:



- 1.) indem er das harte und zähe Land löchricht und lockerer macht.
- 2.) Das allzulockere Torferdreich fester macht, indem sich der Sand mit dem im Torf befindlichen Leimen bindet.
- 3.) Die Luft leichter und ungehinderter zu den Wurzeln der Pflanzen gelangen läßt.
- 4.) Sich leichter bearbeiten läßt.

§. 4.

Es wird aber auch der Kieß und Sand, dem Wachsthum weniger förderlich und ersprießlich:

- 1.) weil er zu sehr hize, da die Steine wegen ihrer Dichtigkeit die Sonnen Hize länger in sich behalten.
- 2.) Weil es zu locker macht, daher Wasser und Fettigkeiten, zu schnell verfließen und bey der Hize zu heftig ausdünsten; bey der Kälte aber, die Wurzeln der Pflanzen auch leichter erfrieren.
- 3.) Weil die Theile des kiesigten und sandigten Bodens zu hart sind, also auch wenig von fruchtbaren Theilchen anziehen und zur Nahrung der Gewächse enthalten.

Sand und Kieß sind also nach dem bisherigen und gemachten Erfahrungen zu folge bloß auf nassem und kaltem Grund mit Vortheil anwendbar. Zu der richtigen Beurtheilung der Beschaffenheit des Bodens, gehört vorzüglich, daß man auf die unterhalb befindlichen Erdschichten seine Aufmerksamkeit verwende. Was ich also von den verschiedenen Erdarten gesagt habe gilt bloß von der Oberlage; Denn man weiß wohl, daß öfters unter einer guten Erdoberfläche eine schlechtere Unterschicht, und eine gute Unterschicht Erde unter einer schlechten Erdoberfläche verborgen seyn könne.



Dreizehendes Kapitel.

Vom Salz, als Beförderungsmittel des Wachsthum.

§. 1.

Normals und noch in neuern Zeiten hat man das Salz als die alleinige Nahrungsquelle und einzige Hauptursache angesehen, von welchem die Gewächse Unterhalt und Wachsthum erhalten und ohne welches keine Pflanze aufwachsen, sich erhalten, und gedeihen könne; daß diß aber nur von einigen Salzen, unter gewissen Einschränkungen, und auf eine entfernte Art als Wahrheit gelte, wollen wir jetzt prüfen, untersuchen, und erweisen.

§. 2.

Gerade das Gegentheil, von obiger Meinung: Salz ist weder Nahrungsmittel, noch an und vor sich betrachtet, Beförderungswerkzeug des Wachsthum des Pflanzen: dies muß man annehmen, wenn man folgenden Gründen ihr Wahres nicht absprechen kan;

- 1.) Aus Versuchen; erhellet nicht nur, daß die Pflanzen ohne Salz wachsen, sondern auch daß sie mit Salz, im Wachsthum gar gehindert werden, auch theils gar verderben. Man hat Saamen in Sand gesetzt, ihn mit Wasser begossen, und gesehen, daß er eben so gut als in der Gartenerde am fünften Tag aufgekeimt ist. Man hat ferner Sand mit Seesalz vermischt in ein Gefäß, in ein anders Sand mit Salpeter, in ein drittes, Sand mit Potasche vermischt, gethan, in jegliches Saamen eingesireut, es gewöhnlicher Weise mit Wasser begossen; mußte aber wahrnehmen, daß der Saamen in diesen vermischten Erdenarten nicht gedeihen wollte, ja gar der Untergang der Pflanzen darin erfolgte. Je reiner also das Wasser

Wasser desto nahrhafter, je vermischter mit andern, schweflichten, scharfen, urinösen u. d. gl. Theilchen, desto nachtheilliger und schädlicher.

- 2.) Aus der Beschaffenheit der Gewächse, welche, einige Seepflanzen ausgenommen, die nur etwas wenig Seesalz und Wundersalz in sich haben, gar kein mineralisches Salz enthalten; aus den Kornfrüchten, in denen man auch nicht einmal eine Spur von Salz entdecken konnte, ergibt sich also, daß die Pflanzen vom Salz keine Nahrung erhalten;
- 3.) Aus der Beschaffenheit der mineralischen Salze, welche mehr eine verhärtende als ernährende Kraft besitzen, erweist sich eben diß. Denn Saamen in Wasser eingeweicht, in welchem Salpeter aufgelöst worden, schwoollen nicht auf, sind auch nicht ausgewachsen, sondern vielmehr härter geworden, diß letztere erfolgt auch bey dem eingesalznen Fleisch. Es lassen sich auch diese Salze der Natur der Gewächse nicht ähnlicher machen als der Natur der Thiere, durch deren Körper sie ohnverändert durchgehen.
- 4.) Aus der Kälte, welche, sonderheitlich Salpeter und Gemeinsalz auf dem Erdreich und dem Wasser verbreiten, dardurch die Ausdünstungen verhindert, und die Oefnungen der Pflanzen und Saamen verengt, und also nothwendig der Wachsthum erschwert werden muß, läßt sich auch schließen, daß Salze zum Wachsthum nichts beytragen können.
- 5.) Aus Beobachtungen, an solchen mit Salztheilchen geschwängerten Gegenden, angestellt, als an Sauerbrunnen und dergleichen fand man auch, daß die Pflanzen nicht fortwachsen und gedeihen. Man muß also daraus vielmehr auf einen nachtheiligen Einfluß der Salze auf den Wachsthum der Gewächse schließen.



§. 3.

Weil man aber zum Gedeihen der Pflanzen, bald diese, bald jene Salze, der eine Kochsalz, der andere Salpeter, und wieder ein anderer laugenhafte Salz ze empfiehlt; so ist es Pflicht von jedem insbesondere zu reden, und ihre Gründe für und wider vorzutragen.

§. 4.

Die Gründe, um welcher willen einige dem Seesalz eine befruchtende Kraft zuschreiben wollen, sind diese:

- a.) Weil einige Engelländer, theils die, mit dem Seethon vermischten Seegewächse, theils den Seesand, der desto fruchtbarer seyn soll, je tiefer er aus der See herausgehohlet worden, weil er alsdann, desto salziger ist, mit Vortheil auf ihren Aeckern gebraucht; und die Seeländer sich der Seegewächse als der *Conferva*, Seeeiche und des Meergrases, so sie aber, wohlgemerkt, vorhero auf Haufen bringen und verfaulen lassen, zum Dung auf ihre Aecker mit dem größten Nutzen gebrauchen. Diese Erfahrung, will man zwar als Wahrheit gelten lassen; aber doch dabey fragen: ob diese Dinge in so fern bloß, eine fruchtbarmachende Kraft äussern, in so fern sie mit Salz vermischt sind, oder vielmehr, in so fern sie, wie jede andere verfaulte Erdgewächse, als Mist, wirken? — Ob man wohl das, was der verfaulten Materie zugeschrieben werden muß, dem Salze zuschreiben darf und kan? — Seesand aber trägt, wie jeder andere Sand siehe c. 12. §. 3. nur zufälliger Weise zur Fruchtbarkeit bey; weil aber Seesand eine mehr wässrigte Beschaffenheit hat und keine Eisentheilechen enthält, so ist er auch fruchtbarer als der Landsand! Gibt nun aber obige Erfahrung einen Beweis für die Fruchtbarkeit des Sandes? —

§. 5.



§. 5.

b.) Der zweite Grund für die Fruchtbarkeit des Salzes soll seyn; weil einige mit grossem Vortheil das gemeine Salz auf ihre Aecker verführt, ja diesen Vortheil so gar vermehrt gesehen, wenn sie dieses Salz mit Kalk vermischt und calcinirt oder mit Salpeter oder Urin vermengt haben. Die Erfahrung aber, die diß bestätigen sollte, redet vielmehr laut von dem Gegentheil, nemlich der Unfruchtbarmachenden Kraft des Salzes. Sieben Jahre mußten diejenigen Landwirthe ihre Aecker, welche sie durch Bestreuung mit Salz fruchtbar zu machen meinten, in der Folge Brach liegen lassen. Selbst die heil. Schrift redet von dem Salz als einem Mittel wodurch die Aecker unfruchtbar und nicht fruchtbar gemacht werden könnten. *)

c.) Veruft man sich darauf; daß man sagt, das Salzwasser von gemeinem Salz verhüte den Brand der Erdgewächse. Ob diß seine ausgemachte Richtigkeit habe, überlassen wir billig der Erfahrung, und diß um so eher, da hier nicht von den Krankheiten der Gewächse, sondern von ihrer zu befördernden Fruchtbarkeit die Rede ist.

§. 6.

Ohnerachtet wir dem gemeinen Salz die Fruchtbarkeit absprechen, sind wir doch nicht gesonnen, zu leugnen, daß selbiges, weißlich proportionirt und gehörig vermischt, nicht einen erheblichen Nutzen gewähren sollte; denn es verdünnt auf eine werkzeugliche Art, die Säfte, löst die Fettigkeiten des Bodens auf und macht sie mit dem Wasser vermischbar und den Gewächsen empfänglich. Ueberströmungen vom Seewasser können also dem Acker durch die Anfeuchtung und das

c 3

mit

*) Luc. XIV. 35. wohl verstanden! wann's Dummi ist; sonst also gut und dazu brauchbar.



mit sich führende Gett, der Erfahrung gemäß, eine größere Fruchtbarkeit ertheilen; das Salz ist aber hiebei materiell unwürksam.

§. 7.

Nun auch von dem Salpeter, von dem sich einige auch so viel Fruchtbarkeit träumen lassen, und diß mit folgenden Gründen, als Wirklichkeit wollen geltend machen.

- 1.) Weil der Salpeter von den Alten so sehr gepriesen worden! —

Allein das, was die Alten unter dem Nitro oder Natron als fruchtbarmachend anempfohlen haben, war nicht der Salpeter, sondern das mineralische Alkali, von dessen Nutzen wir weiter unten reden werden.

- 2.) Weil er Himmelluftigen Ursprungs und überall anzutreffen sey. Den Himmelluftigen Ursprung des Salpeters will man zwar wegen seiner sauren Theile zugeben; daß er aber in der Luft auch anzutreffen sey; welches nur von den Säuren des Salpeters und Küchen-salzes, des Vitriols und Schwefels, nicht aber von den Mittelsalzen gilt, ist wohl nicht zu erweisen.

§. 8.

- 3.) Will man die Fruchtbarkeit des Salpeters auch daraus erweisen, daß man behauptet: daß in den Gewächsen Salpeter befindlich sey, durch das Verbrennen aber in Laugensalz, weil der saure Salpetergeist aldann herausgetrieben, verändert werde. Diese Beobachtung gilt nur von einigen Pflanzen, die aber sehr selten sind, als Wahrheit. Daß in den Kornfrüchten nichts von Salz zu bemerken sey haben wir §. 2. n. 2. oben schon dargethan. Laugensalz wird nicht der, in den Pflanzen gegenwärtig seyn sollende Salpeter, durchs Verbrennen,



nen, sondern die sauren, öhligten und erdigten Theile, indem sie eine neue Zusammensetzung erhalten.

- 4.) Veruft man sich auf die Erfahrung, die die befruchtende Kraft des Salpeters erwiesen habe; wie auch darauf, daß der Mist sich in eine Salpetriche Erde verwandele und eben alsdann am besten würde. Diß alles gibe man gerne zu; aber es beweist wohl nicht mehr als nur so viel, daß der Wachsthum der Pflanzen, von dem in der salpetrichten Erde befindlichen Fette eigentlich bewürkt, vom Salpeter aber mehr erleichtert werde.

§. 9.

Was der Salpeter auf eine werkzeugliche Art zum Wachsthum der Pflanzen beiträgt, ist fast eben das, was wir vom gemeinen Salze gesagt haben: er verdünt die öhlichten und fetten Theilen, und vermische sie mit dem Wasser. Aber er schadet auch, wenn die Beobachtungen richtig sind; daß Aecker vom bengemischten Salpeter geschwinder frieren, wie man diß auch mit dem Rochsalz durch die Kunst bewürkt, wodurch die Pflanzen Wurzel zerrissen werden; daß Aecker, mit Salpeter gedüngt, unfruchtbar worden sind.

§. 10.

Den Beyfall, den man den feuerbeständigen Laugensalzen, oder unausgelaugten Asche, in Rücksicht ihrer fruchtbarmachenden Kraft ertheilt, unterstützt man mit folgenden Gründen,

- 1.) aus der Erfahrung älterer Zeiten, in welchen das Natron, unter welchen man sich ein alcalisches Salz dachte, so sehr gerühmt worden, und der Erfahrung neuerer Zeiten, in welchen man von dem Gebrauch der Asche verbrannter Pflanzen, Moose, Holz, mit Sand vermisch, den gesegnesten Erfolg verspürte.



- 2.) Aus der reichen Erndte, welche man auf Heidelanden, nach vorherigem Brennen, das ist, von denen, auf dem Land verbrannten Gesträuchen mit Sand vermischt, erhalten.
- 3.) Daß in jedem fruchtbaren Erdreich, sich ein laugenhaftes Salz vorfinde.

S. II.

In wie weit der Benfall, dem Gebrauch des laugenhaften, feuerbeständigen Salzes, ertheilt, gegründet sey, können wir am besten daraus abnehmen, wenn wir beydes Nutzen und Nachtheil miteinander abwägen. Daß sie sehr viel nutzen, ergibt sich daraus.

- a) Daß sie die Frucht und Fettigkeiten und Säuren aus der Luft an sich ziehen, sie bey sich behalten, und in feuchter Luft zerfließen.
- b) Die Fettigkeiten des Landes auflösen und verdünnen, wodurch etwas seifenartiges im Wasser leicht auflösbares, erzeugt wird; daß sie die
- c) Säuren zerstören und aufheben, Feuchtigkeiten lange bey sich behalten, daß sie nicht so leicht wegdunsten.
- d) Die Gährung bey den Keimen befördern, in dem sie alle Säuren abwenden.
- e) Sie machen das Erdreich locker und schwammicht, besonders wirkt dieß die unausgelangte Asche. Es sind also die laugenhaften Salze von dem Kalk nur in ihrer stärkern Wirkung verschieden.

Daß aber diese Laugensalze auch schaden, erhellet daraus; daß sie

- a) alles in dem Erdboden befindliche Fett an sich ziehen und ihn also ausmergeln; welches man in den Heidelanden, wo das Abbrennen einigemal hintereinander versucht worden, an dem schlechten Wachsthum der Bäume abnehmen kan.

b)



- b) Das Land zu sehr austrocknen und erhizen.
 c) Den Saamen der Gewächse, wie alle Salze hart machen.

Aus diesem ergibt sich also, daß man nicht vorsichtig genug mit dem Gebrauch dieser Salze zu Werke gehen könne, und sie mit Klugheit gebraucht, einem fetten Lande zuträglich, im Uebermaas aber und oft, dem Erdreiche beygemischt, einem mageren Lande mehr als alle übrige Salze schaden können.

§. 12.

Wenig oder nichts tragen also die mineralischen Salze nach dem bisherigen zur Fruchtbarmachung bey. Noch will ich des Ursprungs, des fast in jeden Gewächsen vorfindlichen salzigten Wesens erwähnen. Es ist solches, entweder aus der Luft, als ein von Natur saures Salz, oder aus dem Wasser mit welchem sich während der Gährung in den Pflanzen, eine brennbare Materie verbunden hat, und welches salzigte Wesen nach der größern oder mindern Gährung und der Proportion der Theile, der Kraft und dem Geschmack nach, in jedem Gewächse verschieden ist, entstanden.

Vierzehntes Kapitel.

Von der künstlichen Beförderung der Fruchtbarkeit und zwar der Saamen.

§. I.

Wir gehen jetzt von den natürlichen den Wachsthum der Pflanzen befördernden Mitteln zu den künstlichen, welche uns das Nachsinnen und die Versuche eifriger Naturforscher und Landwirthe, dargereicht haben über, diese künstlichen Mittel beziehen sich entweder auf den Saamen, oder auf das Land (Erdreich); von erstern hier, von letztern im folgenden Kapitel.



§. 2.

Was die Kunst zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Saamen ausgedacht hat; beabsichtigt die des Saamens eigenthümliche Vervielfältigungskraft. Diese zu befördern, hat man dreierley Wege ausgedacht. Einige schlagen dazu Baumschulen, andere das Einweichen der Pflanzen, noch andere das Räuchern oder Bestreuen derselben mit einer fein gestossenen Materie. Von jedem jezt insbesondere.

§. 3.

Baumschulen, ein zur Erzeugung des besten, mit einer starken Auskeimungskraft und vielem Kern versehenen Saamens, bestens ausgewählter und bestimmter Platz; sind, wenn man folgendes, daß man für sie einen solchen Ort bestimmen und aussuchen muß, in welchem eine hinlängliche Portion Fettigkeit vorhanden, daß man so viel möglich in der Auswahl des Saamens vorsichtig zu Werke gehen, und zur Aussaat keinen alten, verletzten, leichten Saamen wählen muß, erwägt; Vorschläge, welche zur Wirklichkeit zu bringen, zum theil höchst schwierig, wo nicht unmöglich, zum theil ein sehr undankbares, den Erwartungen nie entsprechendes Unternehmen ist.

§. 4.

Richtig ist es zwar, daß je besser und größer und gesunder der Saamen, zur Aussaat bestimmt, je fetter und nahrhafter das Erdreich ist, oder gemacht wird, desto reichlicher müsse auch die Erndte ausfallen. Da aber so viele äußere Umstände, als Luft, Wind, Regen und dergl. zur reichen Erndte mitwirken; diese aber nicht immer und nicht überall gleich günstig zusammentreffen; da die Fruchtbarkeit und Vervielfältigungskraft nicht bloß von dem Saamen allein, sondern auch von dem Erdreich und der Luft herrührt, so muß ein solcher Vorschlag, eine Baumschule zu errichten, der zwar theore-

tisch

alsch richtig, aber nicht praktisch und ausführbar ist, nicht nur höchst mühsam und beschwerlich, sondern auch höchst unbefriedigend in der Ausübung ausfallen, so daß es sich kaum der Mühe verlohnt, ihn befolgt zu haben, zumalen man weiß, wie leicht der Saame und auf wie mancherley Weise, das nicht immer vorherzusehen und zu vermeiden ist, Schaden leiden könne, und oft der stärkste, fette, scheinende Saamen die schwächesten und magersten Pflanzen hervorbringt, und ein fetter Boden zwar die ernährende, aber nicht die vervielfältigende Kraft des Saamens begünstige. Klüger verwendet man also seine Mühe und sein Nachsinnen auf die Verbesserung des Erdreichs, als auf dergleichen Einfälle.

S. 5.

Diejenigen aber, welche die Vervielfältigungskraft des Saamens zu befördern, das Einweichen vorschlagen, beabsichten dardurch zweyerley. Einige wollen dardurch den Saamen vor Würmer und Krankheiten verwahren, andere die Vervielfältigungskraft des Saamens erhöhen, welches einige dardurch zu erhalten vorgeben, daß durch das Einweichen die Haut und Rinde weicher werde; daß durch das Einweichen dem Saamen eine Kraft mitgetheilt werde, vermöge welcher sie bis zum Reif werden wachsen können.

S. 6.

Es wäre also nach dieser gedoppelten Absicht, die man durch das Einweichen erhalten will, vorzetz die Frage zu beantworten: können durch das Einweichen die Saamen wirklich vor Krankheiten und Würmer verwahrt werden? — Krankheiten der Saamen sind Verderbniß der Säfte, diese erfolgen, wenn der Saame zu alt wird, oder aus der Erde, oder der Luft: dergleichen verderbliche Beschaffenheiten erhalten hat. Rührt die Verderbniß vom Alter her, so ist wohl kein anders Mittel, als solchen Saamen mit gesundem, neuem zu verwechseln; ist aber das Erdreich
an



an dieser Verderbniß schuld, so muß man selbiges, wie zum Beispiel beim Rost oder Brand, mit zugemischtem Kalk oder Mergel etwa, zu verbessern trachten. Würmer beschädigen entweder den Saamen selbst oder die Saamenpflanze; Erfahrung aber hat gelehrt, daß die Würmer den alten Saamen weit eher als den neuen anfreßen, und man hat daher behauptet daß der Grund, warum die Würmer den Saamen anfreßen, entweder in ihrem Alter, oder in der durch Witterung, und andere Umstände veranlaßten, verderbten Flüssigkeit derselben zu suchen sey; daß sie sich wie in einem schwachen, verschleimten Kinderdarmen bloß in einem verderbten Boden aufhalten können, und daher kein besseres Mittel wider sie als Verbesserung des Bodens sey. Sie beschädigen aber auch die Pflanzen des Saamens selbst, indem sie die Keime und Blätter abfreßen, diß hat man an länglich haarichten Würmern; die sich am vierten Tag nach der Pflanzung an Bohnen sichtbar zeigten, wahrgenommen, und sie dardurch, daß man die Bohnen von nassem in trocknes Erdreich gebracht, und mit destillirtem Wasser begossen, vertrieben.

Ob nun diß, was ich bisher von den Krankheiten und den durch die Würmer verursachten Beschädigungen des Saamens oder seiner Pflanze gesagt habe, durch das Einweichen, oder Räuchern, oder Bestreuen abgewendet werden könne, muß ich bezweifelnd, angestellten Erfahrungen zur Entscheidung überlassen. Man hat verschiedene Mittel zur Vertreibung der Würmer, als das Schießpulver, Knoblauchsgeschmack: Auch zur Vertreibung der Sommervogel empfehlen einige Sankt, andere den Meertorf auf das Land hingeworfen, wieder andere Sühnerkoth. Wider die Würmer und Mücken, die Sommers durch die Gewächse anfreßen, Kalk und Ruß; mit jenem muß man aber in der Anwendung sehr behutsam verfahren.



§. 7.

Wir fragen weiter: ist es räthlich und nützlich die Saamen, ehe man sie unter die Erde bringt, durch Einweichen weich zu machen? Auf einer Seite betrachtet scheint es gut zu seyn; denn die Würzelchen und Keimchen können durch eine weiche Haut leichter durchbrechen und der Nahrungsfaft kan leichter einbringen; aber auf einer andern Seite drohen dem weichen Saamen so viele Gefahren und Ungemächlichkeiten, daß seine gute Seite, in diese sich verbirgt; dann wenn eine

- 1.) zu große Wärme nach der Ausfaat erfolgt, so muß nothwendig alles wässerige im Saamen und Boden wegdünsten, ein unersetzlicher Verlust, der das Vertrocknen und Verwelken zum Gefährten hat erfolgen.
- 2.) Oder eine Kälte eintritt so gefriert das innerlich verschlossene Wasser, und zerreißt die Gefäße.
- 3.) Oder eine allzufeuchte Luft folgt; so werden die Gefäße von den zu vielen Feuchtigkeiten ausgedehnt und verdorben; weicht man den Saamen so lang ein, biß er aufschwillt, so müssen natürlich durch das Wasser aus dem Saamen die Kräfte herausgezogen werden; welches auch die Farbe und der Geschmack des Wasser, worin der Saame eingeweicht worden, satksam verräth. Sollte aber ja ein solcher Versuch wohlgerathen, so ist es ein Glückswurf, den die gute Bitterung, gute Beschaffenheit des Lands, oder auch der Fleiß des Gärtners, nach Wunsche gelenket hat.

§. 8.

Uebrig ist jetzt noch die Frage; Kan, wie einige glauben, dem Saamen durch das Einweichen, eine Kraft ertheilt werden, wovon er bis zum Reifwerden wachsen kan? — Willig kan an der Wahrheit dieses Sa
jes



zes gezeuffelt, und derselbe, der Vernunft und Erfahrung gemäs, als Unsinn, verlachtet werden; in so ferne a) es wohl nicht möglich ist, daß dem Saamen eine solche bis zur Reife fortwirkende Kraft sollte ertheilt werden können, da sie nicht einmal der Embrio besizet, von dem die Erfahrung das Gegentheil behauptet; ferner, in so fern b) die für obigen Satz sprechende Behauptungen; daß diese Kraft, durch Uebergießen mit Oehl, dem Saamen und dem Salatsaamen durch Einweichen in Brandtwein und Vermischung mit Kalk und Taubenmist, ertheilt worden sey, der wiederholten Erfahrung widersprochen, welche gelehrt, daß diese Dinge den Saamen nicht nur keine wachsende Kraft mitgetheilt, sondern vielmehr die Blätter der Gewächse darvon vertrocknet und verdorben worden sind; und in so fern c) aus dem schon angeführten, satt erhellet, daß die Gewächse blos vom Wasser und bengemischten in Dünste aufgelösten Fett, ihre Nahrung erhalten.

§. 9.

Es ist aber dasjenige, worinn der Saame eine fruchtbarmachende Kraft erhalten soll und eingeweicht wird, entweder etwas einfaches, oder aus einer einzigen Materie bestehendes, oder etwas zusammengesetztes. Zu der erstern Einweichungsart, gehören, Wasser, Alkali, Salpeter, Urin, Oehl, Eßig oder Wein; letztere aber begreift folgende drey unter sich; seifigte, salpetrichsfette, und spirituös öhlichte.

§. 10.

Unter allen einfachen Einweichungsarten ist wohl die mit Wasser, Luft oder Regenwasser, die natürlichste und weniger schädliche; da ohnehin das Regenwasser wegen seinem zarten Salz und Fette die beste Nahrung vor Gewächse abgibt, und auch die innerliche Gährung nicht gehindert und unterbrochen wird. Doch bleibt auch diese Art, wie oben §. 7. dargethan worden, gefährlich.

§. 11.



§. 11.

Das mit dem Alkali, das ist Lauge aus Asche, oder einen Laugensalz, oder Kalk bereitet, vorgenommene Einweichen des Saamens hat, in Rücksicht einer zu ertheilenden wachsendmachenden Kraft, wie schon aus dem 11. c. 13. c. 11. S. erhellet, wohl keinen Nutzen, es sey dann, daß man diese Dinge mit dem Erdreich oder Mist vermische, vielmehr einen nachtheiligen Einfluß, indem aus der Erfahrung bekannt, daß ohnerachtet dergleichen Salze und der Kalk nur in sehr geringer Quantität in den Saamen eindringen kan, solche mehr eine zerschneidende und fressende und verhärtende, als fruchtbarmachende Kraft äußern.

§. 12.

Veranstaltet man das Einweichen der Saamen in Salpeterlauge, so hat man auch hie die Erreichung des gesuchten Endzwecks, den so manche vorspiegeln, wohl schwerlich zu hoffen; indem aus c. 13. S. 8 und 9. schon erhellet, daß solcher leicht schädlich werden könne, weil der eingeweichte Saamen leicht hart wird, und den Wirkungen des Frosts besonders ausgesetzt ist.

§. 13.

Der Urin kan wegen seiner öhlichten seifenartigen, mit dem Wasser leicht zu vermischenden, obgleich scharfen Beschaffenheit, der Erde oder dem Mist beygemischt, den herrlichsten Erfolg gewähren; allein aber gebraucht, auf das Land versprühet, oder zum Einweichen des Saamens angewendet, zeigt er wohl das Gegentheil, welches an dem bleichen Ansehen, ja Ausgehen und Ausrosten der Pflanzen und aus seiner bewohnenden Schärfe, die, die Haut, und Gefäße der Saamen beim Einweichen und der Pflanzen, beim als leinigen Aufspritzen, nothwendig zerschneiden und zerreißen muß, abzunehmen ist. Kein vegetabilisches Salz, findet sich wohl im Urin nicht; aber ein halbflüchtiges dem Ammoniaksalz gleichkommendes.

§. 14.



§. 14.

Nicht mehr so häufig gebräuchlich ist das Einweichen der Saamen ihr Oehl, um ihnen dardurch eine größere Fruchtbarkeit zu ertheilen. Diß kan auch wohl schwerlich durch das Oehl erzielt werden, da es gewiß ist, daß von selbigem die Gefäße verstopft, der Zufluß des Wassers zu ihnen gehindert, und dem Saamen dadurch seine Nahrung benommen wird.

§. 15.

Mit Recht verwerfen verständige Landwirthe, die Säuren den Eßig und den Wein, von dem die Alten bemerken wollten, daß die Pflanzen durch sie erquicket würden, welches aber längst, als unwahr erwiesen worden ist, zum Einweichen der Saamen; indem es bekannt ist, daß die Säuren die Gährung stören, das Auskeimen verhindern, und also den Wachsthum der Pflanzen gar nicht begünstigen.

§. 16.

Besser aber, als die einfachen, mögen die zusammengesetzten Einweichungsarten die Absicht des Landwirths in Fruchtbarmachung des Saamens, und der Pflanzen befördern. Unter diese gehören nun die seifenhaften Einweichungen. Es werden nemlich Laugensalze, Kalk, oder Aschenlauge mit Mistlachen Wasser oder Urin vermengeset, dem man zuweilen etwas gemein Salz oder Salpeter beifügt; durch dieses Salz oder den Kalk werden nun die fetten Theile mit den wässerigten vermischet, und eine den Gewächsen nicht undienliche Nahrung hervorgebracht.

Gleichwohl aber sind, die eingeweichten Saamen, 1) eben den Gefahren, wie mit den übrigen Einweichungen unterworfen; §. 7. 2) von den Pflanzen dieser eingeweichten Saamen, auch bei guter Witterung und Wärme, keine sonderlich fruchtbare Saamen zu erwarten; Denn solche eingeweichte Saamen treiben in einem etwas

etwas fetten Boden, starke Wurzel und dicke Blätter, welche sehr viel Nahrung aus der Luft an sich ziehen, wodurch die Pflanze zu schwer wird, der Halm sich umlegt, der Saame wässerigt wird, und nachdem das wässerigte weggedunstet ist, zusammenschrumpft, und gewähren 3) den gesuchten und gehoften Nutzen bey weitem überhaupt nicht.

§. 17.

Salpetrigtfette Einweichungen, aus Salpeter und Fett, oder Salpeterlauge und Mist bereitet, haben wohl den großen Nutzen nicht, den so manche sich von ihnen versprechen; vielmehr hat man von ihrem Gebrauch Schaden und Nachtheil zu erwarten, siehe §. 10. Sollte ja je auf ihren Gebrauch ein gesegneter Erfolg erfolgt seyn, so ist solches mehr dem ihm beigemischten Fette zuzuschreiben. Der Wahn, daß Salpeter fruchtbar mache, hat wohl seinen Grund darinn, daß man ihn als ein vegetabilisches Salz, welches er doch nicht ist, angesehen hat.

§. 18.

Die dritte Gattung zusammengesetzter Einweichungen sind die spirituöse, welche mit dem Wein oder Weinstein, aus dem Mist, oder Salpeter, oder aus andern Saamen, in Form einer Essenz, oder eines Extractes, herausgezogen werden, und welches Extract man andern Saamen zu ihrer Fruchtbarmachung beizubringen trachtet. Was ich von diesen geistigen Einweichungen, daß sie nemlich mehr Nachtheil als Nutzen bringen, oben §. 8. schon gesagt habe, wiederhole ich hier wieder mit dem Beysatz, daß Wein, Brandtwein, Weinstein u. um so unnützer zu diesem Endzweck verschwendet werden, je leichter diese spirituöse Dinge wieder verfliegen, wirklich eine Grille! —

§. 19.

Und so würde dann aus diesem allen, so viel von der Nützlichkeit dieser verschiedenen Einweichungen, geschlos-



sen werden können, daß sie alle mit einander nur mit Gefahr zur Befruchtung der Saamen können angewendet werden, und daß, wenn man sich ja zu ihrem Gebrauch entschließen wollte, die §. 10 und 17. vor allen übrigen den Vorzug verdienten.

§. 20.

Nun ist uns noch der dritte Weg übrig, den uns die Kunst, zur Beförderung der Vielfältigkeitskraft des Saamens anbietet und dieser ist das Bestreuen oder Räuchern der Saamen mit einer feingemachten Materie. Zu diesem Endzweck bedient man sich nun des Kalks oder des Ruses, welche man in trockner Gestalt mit dem auszusäenden Saamen vermischt.

§. 21.

Vergeblich ist wohl der trockne Kalk mit dem Saamen zu seiner Konservirung vermischt, wenn man das was c. 10. §. 8. und in diesem c. 14. §. 11. gesagt worden, beherzigt; indem er leicht wieder verfliegt, da er sich nur sehr ungern am trocknen Saamen anhängt, flüger handelt man also, wenn man ihn mit dem Erdreich vermischt.

§. 22.

Mehr Lob verdient der Ruß, der wegen seiner Bestandtheile sich mehr der Nahrung, und der Natur der Gewächse anschlieset. Gemein Wasser extrahirt fast den vierten Theil des Rußes, erhält von ihm eine gumöse Beschaffenheit, welche aus Oehl, Wasser, Erde, und Salz zusammen gesetzt ist. Wegen des mit dem Oehl vereinigten Laugensalzes, welches zugleich seine seifenhafte, dicke und zähe Säfte aufzulösen geschickte Eigenschaft zu erkennen gibt, hat auch der Ruß eine gewisse Bitterkeit, welche die Würmer scheuen. Er widersteht auch vermög seines enthaltenden brennbaren der Kälte und nimmt einen höhern Grad der Wärme aus der Luft an, und behält auch die Feuchtigkeiten länger bey sich.

§. 23.

S. 23.

Es kan also besag der erst beschriebenen Eigenschaf-
ten, der Ruß zur Fruchtbarmachung der Saamen sehr
viel beitragen; nicht nur auf eine materielle Art, so
wie der beste Mist, sondern auch auf eine werkzeuglis-
che Art, ist er Nahrung der Gewächse;

- 1.) dardurch, daß er einen höhern Grad von Wär-
me annimmt.
- 2.) Den Regen und die Feuchtigkeit länger aufbe-
wahrt.
- 3.) Die Würmer abhält.
- 4.) Das zähe und klebrichte im Saamen flüßig
macht.
- 5.) Die Säuren mittelst seiner alkalischen Eigen-
schaft sowohl im Land als im Saamen zerstört;

Aber er wird auch von nachtheiligen Folgen seyn,
wenn er in zu großer Menge gebraucht wird, denn als-
dann hält er wegen seiner Schärfe die Gährung auf,
und zerfrisst die Gefäße der Gewächse. Mit dem Erd-
reich, in geringem Maas vermischt, wird er also immer
die besten Wirkungen äußern, welche man aber, allein
mit dem Saamen vermischt, weil er sich nicht anhängt
und leicht verfliegt, nicht erhalten wird. Man merke
sich aber hiebei: nicht jeder Ruß ist gleich gut, der von
Steinkohlen ist nicht so wirksam, als der von Holz, und
der von dem einen Holz nicht so gut, als vom andern:
der in den Küchen-Schornsteinen ist fetter, dahin gegen
der in Stubenkaminen alkalischer ist. Jenen braucht
man auf sandigten, diesen auf thonigten Boden.

S. 24.

Aus dem Rauch entsteht der Ruß, einer ist also be-
schaffen wie der andere; dieß gab die Veranlassung, daß
sich einige statt des Rufes des Rauchs zur Beförderung
des Saamen Wachstums bedient haben. Daß der Ruß
in den Saamen eindringe, das zeigt seine aufs Räuchern



erfolgte Bräune und bitterer Geschmack, wie an dem Malz sichtbar ist! — Sein Nutzen ist, die der Gährung hinderliche Säure zu vertreiben, die Kälte und die Würmer abzuhalten und zu verschrecken. Weil aber jeder Rauch mit einer Wärme begleitet ist, so kan er auch schädlich werden, indem durch jene die wässerigen Theile verjagt, dem Saamen eine Schärfe bengebracht wird, welche die Gährung und das Auskeimen hindert.

Das Räuchern muß also nur sehr mäßig und mit kaltem Rauch geschehen, wenn er den gehofen Nutzen verschaffen soll.

Fünfzehndes Kapitel.

Von der künstlichen Beförderung der Fruchtbarkeit des Erdreichs, das ist 1) vom Düngen.

§. 1.

Unter dem Worte Düngen, denkt man sich diejenige Verrichtung des Landwirths, durch welche dem Acker diejenige Materialien zugeführt werden, welche zur Ernährung und zum Wachsthum, der von ihm hervorgebrachten Pflanzen erforderlich und hinreichend sind.

§. 2.

Oben c. 2. §. 6. wurde gezeiet, daß keine andere als homogene, der Natur der Pflanzen gleichartige Dinge zu ihrer Nahrung beitragen können. Zu diesen Dingen, können aber die Erde und die Salze an und vor sich nicht gerechnet werden, mithin müssen es, die in der Erde vorhandene öhligte und wässerigte Theile seyn. Das Erdreich Düngen heißt also nichts sonst, als ihme eine hinlängliche Menge fetter und wässerigter Theile zuführen.

§. 3.

Der beste Dung ist also derjenige,

- 1.) welcher etwas öhligtes mit Wasser vermischtes enthält; etwas sage ich, weil diese Dinge zu sehr



sehr verdünnt, und in zu großer Menge, nach c. 6. S. 11. 12. c. 14. S. 14. mehr Schaden als nutzen, und zu wenig mit einander vermischt, und aufgelöst, in die Pori der Gewächse nicht eindringen können c. 2. S. 4. also

- 2.) ein verdünntes Fett und in Dünste aufgelöstes Wasser liefert und
- 3.) einer innern Bewegung oder Fäulung unterworfen ist, wodurch das vorhandene Oehl, verdünnt und das Wasser in Dünste aufgelöst wird.

S. 4.

Hieraus, wie aus dem c. 2. ergeben sich nun folgende Schlüsse und Regeln.

- a.) Je näher der Dung der Natur der Pflanze und seines enthaltenen Oehls kommt, desto besser wirkt er. Es hat also das vegetabilische Fett vor dem vermischten: das vermischte vor dem animalischen einen Vorzug.
- b.) Je geschwinder das im Dung befindliche Oehl zerstört wird, desto weniger kan er nutzen. Diß geschieht an dem vegetabilischen Oehl und dem animalischen, besonders diesem, sehr leicht; daher verdient in dieser Rücksicht das vermischte zuerst, dann das vegetabilische, und dann das animalische genannt zu werden.
- c.) Je mehr Fett der Dung enthält, desto nahrhafter und andauernder ist er auch. Hier behält also das vermischte Fett, der Mist von wohlgenährten Thieren dem von mageren, den Vorzug.
- d.) Je geschickter zur Fäulung der Dung ist desto geschwinder wird selbiger auch verdünnt und in Dünste aufgelöst. In diesem Betracht, ist also das animalische Fett besser als das vegetabilische und dieß besser als das vermischte



mischte. Daher ist das Pferden und das Betreiben der Aecker mit dem Zugvieh eine wahre Wohlthat.

§. 5.

Des nährenden Fettes gibt es aber fünferley Arten; Luft, mineralisches, vegetabilisches, animalisches, und vermischtes Fett. Von dem Luftfett ist c. 5. bereits Erwähnung geschehen. Der Unterschied des mineralischen Fettes von dem vegetabilischen ist bey Zergliederung der Pflanzen c. 1. gezeigt worden. Es bleiben uns also nur die drey letztern Gattungen übrig, von denen wir jetzt im folgenden reden wollen.

§. 6.

Zu dem animalischen Fett gehört nun der Mist, eine klein zerschnittene mit dem Speichel, Magensaft und Gallensaft der Thiere vermischte vegetabilische Materie. Daß er Dungkraft besitze erhellet daraus, weil er wegen der allerley bennegmischten Theile zur Fäulung geschickt ist, Fettigkeiten enthält, die der Natur des vegetabilischen Fettes fast gleich kommen und lange andauern, und leicht und wohlfeil erhalten werden können.

Einige wollen dem Mist nur in so fern eine Dungkraft beylegen, in so fern er ein salzigtes Wesen bald in mehrerer oder minderer Menge antrefbar, enthalte. Man hat ihn aber mit sauren Geistern und Laugensalzen chymisch untersucht, und gefunden, daß außer einem flüchtigen Alkali, dessen größere und geringere Quantität sich nach der länger oder kürzer andauenden Fäulung richtet, und etwas, mit Wasser durch dieses Alkali vermischten Fett, nichts von dem vermeynten Laugensalz, Schwefel, Salpeter u. d. gl. anzutreffen sey. Es finde aber in dem Mist selbst, nach der Menge des Fettes, und dessen Auflösbarkeit eine Verschiedenheit statt, welches nach der Beschaffenheit der dem Thier
gereicht



gereichten Nahrung sich richtet. Noch merke ich an, daß je fetter der Mist, desto wärmer ist er auch.

§. 7.

Noch eine andere Meinung; die, die Dungkräfte des Mists, bezweifelt, darf man hier nicht ununtersucht vorübergehen. Man wendet nehmlich vor

- 1.) der Mist würde nur aufs Land, werkzeu-
glicher Weise, er trenne mittelst seiner Fäulung
oder Gährung die Sandkörnchen, mache das
Land, je nachdem man mehr oder weniger her-
begeführt hat, locker und poröser. Je löcherich-
ter nun die Erde werde, desto fähiger sey sie auch,
ihre erdigte Nahrung den Gewächsen mitzuthei-
len. Da diß aber eben so gut durch das Pflügen
bewirkt werden kan, so seye das Düngen mit
Mist unnütz.

Wir bemerken hier, daß dieser Schluß auf folgen-
den falschen Sätzen beruhe. a.) Daß die Gewächse ih-
re Nahrung bloß aus der Erde hernehmen. Diß ist aber
aus c. 2. und c. 7. und 8. als ungegründet widerlegt.
b.) Daß der Mist nur auf eine werkzeugliche Art
würke und zum Wachsthum befrage, vermöge seiner
durch die Gährung in der Erde hervorgebrachten Tren-
nung der Sandkörnchen; diß widerspricht aber der Er-
fahrung, dann diese lehrt, daß auch der schon versaulte
und vergährte Mist, Dungkräfte habe, und die gähren-
de Bewegung sich nur innerlich, nicht aber äußerlich,
auf äußere Körper, wirksam zeige. c.) Daß die Thei-
lung der Sandkörnchen eben so gut durch den Pflug be-
wirkt werden könne. Daß diß aber Irrthum sey, hat
jeder Gärtner und Bauer schon längst aus der Erfah-
rung gelernt.

- 2.) Der Mist theile den Pflanzen einen un-
angenehmen Geschmack mit. Diß kan aber
nur ein Laze von Pflanzenkennern behaupten, der
nicht weiß, daß die Nahrungsmittel in den Pflanz-



zen, während ihres Wachsthum's eine Verwandelung erleiden, daß die faulen Salze nicht in die Oefnungen der Pflanzen eindringen.

- 3.) Der Mist sey von giftiger, der Gesundheit der Gewächse nachtheiliger Beschaffenheit, indem sich mehrentheils giftige Thiere in selbigem aufhalten. Diß ist aber falsch, dann man hat Versuche gemacht, giftige Pflanzen in Mist gestellt, und gefunden, daß sie ihre giftige Eigenschaft, wo nicht ganz verlieren, doch nicht giftiger worden sind.
- 4.) Der Mist mache, daß das Land voll Unkraut werde; diß ist aber nur zum Theil, besonders vom Pferdemist wahr, meistens aber der unflüssigen Bearbeitung des Landes zuzuschreiben.
- 5.) Der Mist locke Würmer und Ungeziefer zu den Pflanzen hin. Diß ist nicht ganz zu leugnen; flüssige Bearbeitung des Felds aber kan hier viel verhindern.

§. 8.

Das vegetabilische, zum Düngen gebrauchte Fett, kommt entweder von frischen oder von zerstörten Gewächsen. Von frischen bedient man sich des Laubs von Tannen und Fichten, der Rinde, Nestchens, Holz und Sägspähne von Bäumen, zum Dünger für die Pflanzen. Dieses vegetabilische Fett hat den Vortheil, daß es die Säuren an sich schluckt; aber auch das Nachtheilige, daß es auf den Acker verstreut, eines Theils schwer in Fäulniß übergeht, und andern Theils auch, wenn es zu viel Säuren eingeschluckt hat, sie wieder von sich geben.

§. 9.

Für Dungmittel, von dem zerstörten Gewächsen erhalten, hat man anzusehen 1) Garten oder Torferde, siehe c. 8. 2) den Ruß, siehe c. 14. §. 24. und 3) den Kohlenstaub, den man bloß wegen seiner

Säure

Säure anziehenden Geschicklichkeit, als Düngmittel zu betrachten hat. Man pflegt auch diese frische und zer-
störte Gewächse mit Mist zu vermengen, und dann
heißt es vermischtes Fett, deren Nutzen, aus den erst
erzählten Eigenschaften zu Tage liegt; den Mist mit
Kalk und Asche u. würde die Güte des erstern mehr
verderben, besonders, wenn sie in zu großer Menge be-
gemischt werden.

§. 10.

Vieles kommt aber auch beim Düngen auf die Art
und Weise, Quantität, und geschickten, der Natur des
Boden angemessene Wahl, des Dinges an. Also vors
erste:

Wann, zu welcher Zeit muß man Dung aufführen?
die Zeit ist nicht leicht zu bestimmen; einige halten den
Herbst für die beste; doch ist es nöthig darauf zu sehen,
den Mist nicht eher aufzuführen; als biß 1) der Acker
zur bessern Aufnahme des Fettes gehörig trocken und
dürre ist, 2) denselben so bald als möglich wohl zu zer-
streuen und auszubreiten. 3) Bald darauf ihn mit dem
Pflug mit der Erde zu vermischen, und unterzuackern,
und zwar in einer solchen Tiefe, wo das öhligte und wäs-
serigte nicht so leicht verfliegen kan.

§. 11.

Wie muß man Düngen? nach der Beschaffen-
heit des Ackers; ist er warm und hizzig, so darf man
ihm nur wenig Mist geben, weil dieser sonst die Wärme
zu sehr vermehren würde, welches die Pflanzen der Ge-
fahr, zu verbrennen aussetzen müßte; ist er stark, so
gebührt ihm auch wenig Mist; denn viel Mist treibt gro-
ße Blätter, dicke Wurzeln und fette Halme und hindert
das Reifwerden und die Fruchtbarkeit, vid. c. 3. 8. n. 3.
c. 14. §. 16. n. 7.



S. 17.

Folgendes kan beyhm Düngen zur Richtschnur dienen.

- 1.) Je feuchter und kälter der Acker ist, desto fettern Dung.
- 2.) Je trockner der Acker, je weniger Mist.
- 3.) Auf thonigten, folglich auch kalten Boden, ungesaulten, vorzüglich Menschen, Vögel, Schaaf u. u. Mist.
- 4.) Die Gartenerde, die ohnehin auch trockne Natur ist, gehört nur wenig Mist.
- 5.) Sandigter Boden, auf warmen Boden liegend, ohnehin warmer Natur, fordert verfaulten Mist; den unverfaulten aber nur in geringer Portion.
- 6.) Alle sieben Jahr, binnen welcher Zeit das Fett versiegt, muß das Düngen wiederholt werden; auf sandigtem Boden aber und mit vegetabilischen Fett gedüngt, geschwinder und öfter. —

Der Herr Verfasser wird hier wohl zu sparsam mit seinen Düngmitteln seyn, indem man weiß, daß sie alle 3 Jahre, auch alle zwey gebraucht und wiederholt, nicht unnöthig und überflüssig sind.

In Rücksicht der Wärme folgen die verschiedenen Mistarten also aufeinander: Menschen, Vögel, weil sie sich bloß von Körnern nähren, Schaaf, Pferd, Rüb, und Ochsenmist.

Sechzehendes Kapitel.

II. Vom Vermengen des Erdreichs.

S. 1.

Nachdem was c. 2. S. 5. n. 2 und c. 5. S. 14. gesagt wurde, ergibt sich, daß zum ungehinderten Wachsthum eine gewisse Lockerigkeit des Erdreichs erfordert werde.

werde. Daher ist ein zäher Boden dem Flor der Gewächse nachtheilich, weil 1) seine Zähigkeit, und seine Härte bey eintretender Wärme nach vorhergegangener feuchter Witterung die Ausbreitung und Ausdehnung der Wurzeln hindert. 2) Die Wärme nicht überall gehörig, die Kälte hingegen, wegen der Risse und Spalten, zu leicht und zu ungleich, auf die Wurzeln eindringen laßt. 3.) Der überall gleiche Zufluß der Nahrungsmaterie zu den Wurzeln der Pflanzen durch die Zähigkeit theils unmöglich gemacht, theils erschwert wird.

S. 2.

Aber auch ein zu lockerer Boden hat, weil er die Fette und Feuchtigkeiten sehr bald durch Ausdünstung verliert, die Kälte überall leicht eindringen läßt, und von der Wärme leicht ausgetrocknet wird, c. 7. S. 3. für einen gedeihlichen Wachsthum auch nicht viel ersprießliches. Nur in Gärten würde man ein solches Erdreich, weil es leicht zu bearbeiten ist, und dem Ausdünsten, durch begießen vorgebeugt werden kan, einem andern vorziehen.

S. 3.

Beides also, der zähe, wie der allzu lockere Grund kan nicht eher den Wachsthum der Pflanze nach Wunsch erzielen, wenn ihm nicht vorher seine üble Eigenschaften benommen und bessere darvor ertheilt worden, und diß bewürkt man durch das Vermengen, wobei man vorzüglich darauf zu sehen hat, daß man dies gehörige Verhältniß zwischen der, mit der andern zu vermengenden Erde treffe. Diese ganze Kunst des Vermengens besteht in folgenden Regeln:

- 1.) allzuzähes Erdreich muß man locker machen, doch so, daß es immer eine gewisse Geneigtheit zur Zähigkeit behalte. Je kälter und zäher der Boden desto mehr bedarf er Sand; — ist er aber saurer Beschaffenheit, Mergel, Asche, Kalk oder dergleichen wärmere



mere Säure in sich schluckende Körper; ist er aber allzufucht, so ist Kohlenstaub nöthig. oder unzerstörte gewächsartige Körper. Ob man beynt vermengen die gehörige Proportion getroffen habe, kan man daraus erkennen, wenn sich die vermengte Erde, nach dem sie trocken geworden, in lauter kleine Klümpchen und Knollen zertheilet. Je zusammenhängender die Erde, desto mehr Sand; je brocklichter und mürber, desto mehr Thon, u.

- 2.) Lockeres und zu leichtes Erdreich muß durch Vermischung des Thons, auch Mergels, von seinen fehlerhaften Eigenschaften, befreit werden.
- 3.) Allzufuchttes muß mittelst des Sands in einem bessern Boden; in einem sauren Boden aber mittelst des Mergels, oder ungefaulten Kohlen oder Pflanzenstaub oder Ruß, verbessert werden; bey dieser Austrocknung muß aber immer auf die darauf zu bauende Gewächse und ihrer feuchtern oder trocknern Natur, Rücksicht genommen werden.
- 4.) Allzutrocknem Erdreich aber muß man durch Vermengung mit Mergel oder Thon, als welche die Feuchtigkeiten länger bey sich behalten, aufzuhelfen suchen.

§. 4.

Das Vermengen selbst geschieht auf eine dreyfache Art:

- 1.) entweder dardurch, daß man die Erde von ihrem Geburtsort weg auf den Acker aufführt, oder
- 2.) diese aufzuführende Erde vorher mit Dünger vermengt, damit sie einige Fettigkeit erhalte, oder
- 3.) die untere, unter der bearbeiteten und angebauten Erde, befindliche Erde herauspflüget, und mit der obern vermischt.

§. 5.

S. 5.

Natürlich und vernünftig ist; daß eine mit Fettigkeiten vermengte Erde mehr befruchtende Kraft äußern werde; es folgt also auch hieraus, daß der flüchtig und zu seinem mehrern Vortheil handle, der die zu vermengende Erde mit dem Dung auf Haufen bringt, und sie so gesellschaftlich auf den Acker führet. Lächerlich wäre es aber, wenn man sich durch diese zweyte Art des Vermengens eine Vermehrung des Dungs und der Fettigkeiten einbilden wollte. Denn die Erde bringt keines dieser Dinge mit, und hat weiter vor dem Dung keinen Nutzen, als daß er mit selbem vermischt, das schnelle verdünsten seiner öhligen Theile hindert.

S. 6.

Die Erde, welche nach n. 3. S. 4. heraufgeackert und mit der obern Erde vermischt werden soll, heißt man eine unfruchtbare, wilde oder Jungfernerde; letzters darum, weil sie noch nie den Wirkungen der Sonne, Luft, Witterung ausgesetzt gewesen, noch irgend ein Gewächs getragen und hervorgebracht hat. Sie ist verschieden; an einigen Orten kommt sie mit der Beschaffenheit des obern Erdreichs überein; an andern aber nicht, bald sandigt oder kiesigt auf der Oberfläche, bald thonigt oder mergelartig in der Unterfläche, bald thonigt oder mergelartig in der Oberfläche und sandigt und kiesigt in der untern; daher diese Jungfernerde auch entweder von schlechter oder guter Beschaffenheit ist; — diß lehrt aber auch bey dieser Vermengungsart Behutsamkeit gebrauchen, damit man nicht mehr Schaden als Nutzen davon habe. Es ist auch über die Nützlichkeit und Schädlichkeit dieser Jungfernerde vieles für und wider gesprochen worden. Nach folgender Vorschrift gehandelt, wird man ihr wohl nicht alles Gute absprechen können:

- 1.) man lasse sie unvermengt, wenn sie, die Jungfernerde, nicht besser ist als die bearbeitete Obererde oder ihrer Güte gleich kommt, wie auch



2.) wenn die Jungfernerde nicht mehr als eine Ehle tief ist, lasse man sie liegen. Man setzt sich sonst durch Wegnahme derselben einer leichtern Verflüchtigung der öhlichten und wässerigten Theile, von oben und von unten zu aus; auch dann hat diese Vermengungsart keinen Nutzen, wenn

3.) die Jungfernerde ein leichter und sandigter oder ihm ähnlicher Boden ist.

Will man sich aber dieser Vermengungsart bedienen, so lasse man

4.) die heraufgeackerte Erde lange an der Luft liegen damit sie verwittere, und die, den Gewächsen schädliche Dünste dazumal die dichterere Jungfernerde eine mineralische Säure bey sich führt, weggejagt und befre dafür zugesührt werden; welche sie desto begieriger aus der Luft an sich zieht, desto länger sie derselben unausgesetzt gewesen, und suche durch öfteres Pflügen seine Zähigkeit zu heben.

5.) Man wiederhole diese Vermengungsart nur sehr sparsam, etwa alle 10 Jahre einmal; dann da ihre Fruchtbarkeit, nur von den aus der Obererde, in sie übergesitterten, vorhandenen Fett und Feuchtigheit, und ihrer stärkern Anziehungskraft der Lufttheilchen vid. n. 3 und 4. herrührt; so muß auch beym Mangel dieser, der Mangel ihrer Fruchtbarkeit erfolgen.

Siebenzehntes Kapitel.

III) Vom Pflügen, Besäen und Bearbeitung des Ackers.

§. 1.

Was die Natur zur Fruchtbarkeit des Erdbodens be-
trage, insbesondere was die Luft in diesem Be-
tracht,

tracht, auf sie würde, haben wir c. 5. §. 8. und c. 16. §. 1. gezeigt; in letztem Kapitel besonders die Lockerheit des Erdgrundes, als einen Hauptgrund mit zur Fruchtbarkeit angegeben; da aber diese Lockernheit nicht bloß durchs Vermengen mit einem andern Erdreich erzielt, und durch Quecken, Unkraut und andere Neben-
dinge verhindert wird, so ist das Pflügen oder Ackern ein hiezu unentbehrliches Mittel, vermög dessen;

- 1.) jede Erdscholle dem Ein- und Zudringen der Luft und ihrer zu bewirkenden Fruchtbarmachung bloß gelegt.
- 2.) Das Abfließen des Wassers, daß es auf dem Acker nicht stille stehe, und sauer werde, bewirkt,
- 3.) das Unkraut vertrieben, und
- 4.) der Acker, zur leichtern Empfänglichkeit der ihm gedeihlichen Nahrungssäfte, durch die bewirkte Lockerigkeit geschickt gemacht wird.

§. 2.

Weil aber, wie wir oben c. 16. §. 2. angezeigt haben, eine allzugroße Lockerigkeit dem Acker schädlich ist, so ist auch das Pflügen, als das beste Lockerungsmittel, in ohnehin schon mürben Aekern nicht so häufig als in zähen zu gebrauchen.

§. 3.

Grundsätze des Pflügens sind folgende:

- 1.) saurerer mit Unkraut arg verwachsener Acker muß sehr oft gestürzt werden, und zwar so, daß die untere Erde samt den Wurzeln des Unkrauts, der Luft, Sonne und Wärme aus-
gesetzt werde, und verderbe.
- 2.) Beym Pflügen dürfen keine Bänke, das ist unzertheiltes Erdreich gelassen werden, welches man leicht mit Hülfe eines Horizontal ein-
gesteckten Straabs ausfindig machen kan.



- 3.) Das Pflügen muß so verrichtet werden, daß das zerschnittene und aufgehobene Erdreich halb in die Furche, halb in das annoch unbepflügte Feld zu liegen komme.
- 4.) Pflügt man den Acker zum zweytenmal, so müssen alsdann die Furchen des ersten Pflügens schief durchschnitten werden, damit die noch nicht gehörig zertheilten Schollen, besser zertheilt, das Feld locker gemacht und das selbe, von der Mittagesonne, wegen der ihr schief zugekehrten Furchen nicht so leicht ausdorren kan.
- 5.) Beym dritten Pflügen müssen so wohl die ersten, als zweyten Furchen überzweg durchgeschnitten werden.
- 4.) Das Pflügen muß in der Mitte eines jeden Beets angefangen werden, wodurch dasselbe, wegen der auf beiten Seiten, wechselsweiß hingelegeten Furchen einen Rücken, welcher sich seitwärts erniedrigt, erhält.
- 7.) Diese erst beschriebene Pflügingsart in der Mitte begonnen n. 6. ist feuchten Aekern, weil der Abfluß des Wassers dardurch befördert wird, zu tráglicher als trocknen, dürrer hochliegenden, woselbst in nassen und regnerischen Zeiten, auf dem Rücken etwas, gegen die Seiten hin, aber nichts, in trocknen und dürrer Zeiten aber auf den Seiten etwas und auf dem Rücken der Beete nichts, aufwachsen kan.
- 8.) Einen fetten Acker muß und kan man öfters pflügen, hingegen einen trocknen sparsamer, der durch das öftere Pflügen und mit ihm verursachten allzugroße Lockerigkeit, der Gefahr seine Nahrungsäfte zu verlieren ausgesetzt werden würde.

- 9.) Die Erdfloße die durch das Pflügen nicht klein und locker gemacht werden können, müssen durch die Haue und andere hiezu geschickte Werkzeuge zermalmt werden.

S. 4.

Die Zeit, die zum Pflügen schicklich ist, ist diejenige, in welcher das Erdreich am bequemsten und leichtesten von einander getrennt werden kan; also ist:

- a) weder ein allzunasses noch allzutrocknes Land zu dieser Verrichtung geschickt; ein allzunasses wegen seiner Klebrigkeit und Anhänglichkeit, ein allzutrocknes wegen seiner Härte, und großen Schollen nicht.
- b) Ein von Natur feuchter Acker muß bey etwas trockenem Wetter, damit das wässerigte verfliege; ein trockener, sandigter, dürerer, aus Gartenerde oder hartem zähen Thon bestehender, aber nach einem starken das Erdreich durchfeuchtenden Regen,
- c) Eine von Natur lockere Erde kan eher und geschwinder als zähe, und höherliegende früher als niedrige Erde gepflügt werden.

S. 5.

Wie tief darf man pflügen? — So tief, daß die Wurzeln sich gehörig ausbreiten und die Luft durch die Erde bis zu den Wurzeln gelangen kan. Allzutiefes Pflügen ist vergeblich, ja so gar schädlich, weil die unsere Erde dardurch aufgelockert, und die in ihr befindliche Nahrungssäfte zur Ausdünstung geneigt gemacht, und den Wurzeln entzogen werden. Die zu beobachtende Tiefe bey'm Pflügen richtet sich

- 1.) nach der Tiefe des Erdreichs; dann nicht alle Aecker zeigen gleich tief liegende gute Erde, einige in einer Tiefe von einer halben Elle schon tiefgr



ten Boden. Den Nachtheil des Aufspflügens dieser Erde sehe man c. 16. §. 6. n. 2.

2.) Nach der Tiefe, zu welcher sich die Wurzeln ausbreiten; diese Ausbreitung der Wurzeln ist aber nicht bey allen Gewächsen gleich stark, da einige mit längern, andere mit kürzern Wurzeln versehen sind.

3.) Nach der Tiefe, zu welcher der Saame ausgesäet werden muß. Davon in folgenden.

§. 6.

Der Saame muß in einer gewissen Tiefe unter die Erde gebracht werden, und zwar so, daß er vor den Vögeln und dem Ungeziefer sicher, vor dem Wind und Regen, der den Saamenfaß leicht herauszieht, und der trocknen Hitze verwahrt sey, und das Saamenkorn, wie dessen hervorgetriebene Knoten im verborgenen desto leichter ausschlagen und auskeimen können. Denn aus Erfahrungen wurde man belehrt, daß der Saame in einer Tiefe von 9 Zoll, 10 Jahre unverändert geblieben, in einer Tiefe von 6 Zoll ausgekeimt; aber in einer Tiefe von 1 bis 2 Zoll am besten hervorgekommen seye. Man darf also nicht tiefer als eine viertel Elle tief den Saamen austreuen, wenn die Luft ihm beikommen und er aufkeimen solle.

§. 7.

Nach der Güte des Saamens und der Beschaffenheit des Ackers richtet sich auch die Menge, in welcher man den Saamen auszustreuen hat. Daher säet man den Saamen

1.) desto dünner aus, desto fetter und wohlbearbeiteter der Acker ist. Zu dick gesäet auf ein solches Feld, würde den Wachsthum der Pflanzen nur erschweren, das Stroh würde sich bey kommender Höhe und Dicke niederlegen, und eine taube kleine Aehre erhalten.

2.)



- 2.) Desto dicker, desto magerer der Acker ist, weil in einem solchen Feld die Vermehrung und der Wachsthum nicht in so hohem Grad sich vorfindet.

§. 8.

So bestimmen auch entweder der Acker selbst, oder andere äußerliche Zeichen, die hier anzuführen zu weitläufig wäre, die Zeit der Aussaat der Saamen. Diese Aussaatzeit ist

- 1.) die Herbstsaat, die sich nach der Zeit richtet, welche der Saame braucht, bis er zur Reife gelanget,
- 2.) die Frühjahr Saat, wird allein von der Beschaffenheit des Ackers bestimmt; ob er weder zu trocken, noch zu feucht, und gehörig locker sey. *) Man wird also den Rücken der Beete besäen müssen, wenn man die Seiten noch unbesäet lassen muß.

§. 9.

Nun noch von einigen Nebenverrichtungen auf dem Acker, und zwar von dem unter die Erdebringen des Saamens. Dieß geschieht nun entweder mit der Egge oder mit dem Pflug, oder mit beenden zugleich. Mit dem Pflug kommt aber der Saame etwas tiefer in die Erde als mit der Egge; man muß daher auch an abhängigen Orten, wenn diese Verrichtung mit dem Pflug geschieht, quer Furchen ziehen, damit der Saame nebst der Erde bey einfallenden Platzregen von oben gegen unten hin gespült werde.

§. 10.

Beim Keimen und Austreiben der Blätter hindert oft die Härte der Erde, das Hervortreten auf die Oberfläche, und macht, daß die Blätter sich unter der harten Kruste umbiegen, ausbleiben und vertrocknen; daher ist

*) Diß wäre wohl wegen der ungleichen Keisheit, die dadurch nothwendig entstehen müßte, nicht anzurathen.



es nöthig das Auskeimen des Saamens zu befördern ; nicht nur die Erde, die den Saamen bedeckt, durch das zu geschickte Werkzeuge aufzulockern ; sondern auch die Krusten etwa mit der Egge zu zerbrechen.

S. 11.

Sind die Blätter aus der Erde heraus, so ist auch alsdann die Lockerheit der Erde nicht mehr so nöthig ; Nothwendiger aber wird als dann das Zusammenpressen, dichte und vestmachen des Ackers durch Walzen und andere schickliche Werkzeuge, damit die Fechtigkeiten und Feuchtigkeiten besser zuruck bleiben, die Knoten der Blätter auf und in die Erde zu liegen kommen, und sich so mehr in Halme vervielfältigen können.

Achtzehntes Kapitel.

IV) Von einigen abzuwendenden Ungemächlichkeiten des Ackers.

S. 1.

Ungemächlichkeiten des Ackers sind alle diejenigen Dinge, welche entweder den Zufluß seiner Nahrungssäfte hindern oder verderben, oder die vorhandenen Säfte rauben und wegführen, und solcher Gestalt den Wachsthum der Pflanzen aufheben, hindern, und schwächen. Solche Dinge sind nun: Wald, Wasser, Schnee, Steine, Thiere und Insecten.

S. 2.

Der Wald schadet, wie auch einzelne Bäume, der Fruchtbarkeit des Ackers, in dem sie die Wärme, die Winde, und die, sie begleitenden Luftfechtigkeiten hindern, zu den Pflanzen zu gelangen, den Schnee und die Kälte im Winter länger und stärker beyhalten, daher auch die kältern Ausdünstungen häufiger daselbst sind. Man kan diesen Nachtheil der Bäume und des Walds nicht anders abhelfen, als daß man sie, wenn ihr Ertrag nicht

so



so reichlich als der des Ackers wäre, ausrotte, oder die Aecker nur in weiter Entfernung davon anlege.

S. 3.

Nicht weniger schädlich sind die auf Aeckern stehende Bäume, Gesträuche und Büsche, die den Früchten die nöthigen Säfte wegsaugen, durch ihren Schatten, und abfallendes Laub das Auskeimen derselben hindern, und das Stillstehen des Wassers, das den Acker sauer macht, verursachen und begünstigen. Man muß also auch diese ausreuen und ausrotten, dem Saamen Platz zu machen.

S. 4.

Was das Wasser vor Schaden anrichte, ist oben c. 6. S. 11. gezeigt worden. Diesen zu vermeiden und ihm Einhalt zu thun, ist wohl kein besseres Mittel, als das Grabenziehen; hiebei ist folgendes zu beherzigen:

- 1.) daß diese Gräben nach der Lage der Aecker, die entweder abhängig oder eben sind, eingerichtet werden. Abhängige Aecker müssen also mit Quersfurchen und überzwerger Gräben; nicht aber mit abschüssigen nach der Länge gezogenen, versehen werden; weil durch abhängige Gräben alles Wasser und Fettigkeit von oben weggespült würden.
- 2.) Man muß desto mehr Gräben ziehen, desto feuchter und niedriger der Acker ist; desto höher und trockner er aber ist, desto weniger bedarf er ihrer.
- 3.) Sie müssen theils tiefer und breiter, die als Hauptgräben alles Wasser aufnehmen und über den Acker hinausleiten, theils schmaler und seichter, die das gesammelte Wasser in die ersten einleiten, gemacht werden.
- 4.) Die Tiefe der kleinern Gräben muß die Tiefe zu welcher die Pflanzenwurzeln sich ausbreiten



nie übersteigen. Dann es ist bekannt, daß die Pflanzen von dem aus der Erde ausdünstenden wässerigen Leben, welches wässerige den Pflanzen durch die zu tiefen Gräben abgezäpft werden würde.

- 5.) Alle Gräben müssen so geleitet werden, daß das Wasser von den kleinern in die größern übergehen, und durch diese zum Acker hinaus geleitet werden könne.

§. 5.

Gräben allein sind aber nicht hinreichend, das Stillstehen des Wassers zu verhüten; es wird auch überdies noch dazu erfordert: daß

- 1.) der Acker gleich und eben gemacht werde, daß kein Teich zum Aufhalten des Wassers sich vorfinde.
- 2.) Daß man nach der Saat mit dem Pflug größere Wasserfurchen ziehe, welche das Wasser zu den Gräben hinführen.

§. 6.

Nachtheilig ist der Schnee, wenn er fällt, ehe der Acker gefriert, wodurch die Kälte abgehalten wird, daß die Erde nicht veste friert, beim Aufthauen desto unhaltbarer wird, und der Saame alsdann ausreißt, wenn er im Frühjahr schmilzt, und so die Menge des Wassers vermehrt; wenn er sich auf Haufen legt, welche nur spät wegschmelzen; diesem Nachtheil wäre Einhalt zu thun, wenn man

- 1.) den Schnee im Winter durch den Schneepflug wegschaffen würde, könnte! und sollte man viel mehr sagen:
- 2.) das Schneewasser im Frühjahr durch Gräben und Wasserfurchen abzuleiten, bedacht wäre,
- 3.) alles das wegschaffen würde, als Steine, Gesträuch u. d. gl. was das Anhäufen des Schnees veranlassen könnte.

§. 7.



§. 7.

Die Berge, Hügel und große Steine schaden nicht nur, wie wir erst gesagt, dardurch, daß sie den Schnee aufhalten, und er sich ungleich tief bey selbigen ansamlet, sondern auch wegen ihren Schatten, daher er neben ihnen langsam wegschmilzt, und das Wasser in den niedrigen Orten stehen bleibt, und nachtheilig wird; Es ist diß aber nicht von den kleinern Steinen als Feuer- und Kieselsteinen, die mehr nutzen als schaden, zu verstehen. Des Landmanns Pflicht ist also, auch diese Hindernisse durch Ausgraben und Abgraben und Wegschaffen zu heben.

§. 8.

Wider den Anlauf der Thiere, sind wohl keine andere Mittel als Jäune, Secken, Gräben, und Windklappern, und dergleichen, nebst einer fleißigen Auf- und Nachsicht. Die Jäune müssen aber immer in einer weiten Entfernung vom Acker angebracht werden, damit nicht der §. 6. n. 3. erwähnte Nachtheil daraus entstehe.

Zuletzt noch dieß: Wenn man glauben wollte, daß ich dem Herrn Wallerius in allem beypflichte, so würde man sich betrügen; seine Theorie hält nicht überall und durchaus Stich; sie, die vielleicht in Schweden anwendbar ist, ist es nicht stets in südlichen Gegenden.

Daher habe ich meinen praktischen Anweisungen überall theoretisches beigemischt, und untergeleget, auch öfters mehr, als er, gesagt.

Man mag ihn also lesen und das meinige, mit seinem ihm eigenthümlichen vergleichen, abmessen, und dann nach Belieben auswählen; wir gehen hin und her von einander ab, doch seltener, als öfter.



Was er weglies, bringe ich an, und was ich leicht vergessen, und weggelassen habe, ersetzt er; wann ich etwas noch zur Einleitung beibringen, oder als lehrsenswerth hierinnen anrathen möchte, so wäre es Herrn Johann Gottlob Krügers Naturlehre und darinnen besonders das XIV. Kapitel: von den Pflanzen und Thieren.

Dieser Mann schrieb mir so schön, so begreiflich, so leicht und gründlich, daß ich ihn nie sat lesen, und nie lesen konnte, ohne, daß meine Wißbegierde sich sättigte und meine Erkenntnisse sich erweiterten.

Doch gelingt es mir, daß ein gewisser starker Chymiker und Vertrauter der Natur in Verfertigung eines Buches, welches die Geheimnisse der Landwirthschaft besser als bisher geschehen ist, aufschlöse und enthielte, woran er auch auf meinen Antrag und Ersuchen wirklich enfrigst arbeitet, so würde durch solches dies mein Buch viel gewinnen, und beede zusammen, würden erst ein vollkommenes Ganzes; Hievon mehreres in der Vorrede zu dem zweiten Theil dieser meiner Arbeit.



Erster Abschnitt.

ॐ नमो भगवते वासुदेवाय



I.

Die innere und äussere Beschaffenheit der Stelle, auf welcher ein Landguth mit Vortheil angelegt werden kan.

Man kan die Stelle, auf der ein Landguth angelegt werden soll, selten so aussuchen, wie man es wünscht, oder so wählen und nehmen, wie man gern wollte, man muß nehmen, was man nehmen kan und was sich uns dazu anbietet; gar selten ist also ein Landmann so glücklich, als ich, indem ich mir aus so vielen Gegenden, eine dazu aussahe, wie ich sie mir von jeher gewünscht habe, und diese, auf der

Ich allerley Erdsflächen, von allerley Erdarten, Höhen, Bergen, Tiefen, Sümpfen, Ebenen und dergleichen Verschiedenheiten vorfinde, und dadurch Gelegenheit erhalte, auf allerley und mit allerley, durch allerley Arbeiten Versuche machen, und damit also jeden, den ich gern auf dies oder jenes unterrichtete, unterrichten zu können; dann man wird mir wohl beifallen, wenn ich sage: nicht ein Feld kan wie das andere und nicht alles ohne Unterschied, wie eines behandelt werden: der Erfolg ist so verschieden als die Arbeiten, und die Erdarten sind so mannichfaltig, als die Gegenden selbst.

Mein Unterricht also: ist der einzige Gegenstand meiner Wünsche und Absichten: die Ursache, warum ich ein Landguth besitze, müßte sehr einfach herausfallen, wenn ich nur einerley: nur Berge, nur Ebenen, nur



Tiefen, nur leichte oder schwere Erdarten, oder nur ein Sandfeld zum Anbau gewählt hätte.

Ich finde mein Feld also gegen Norden, an einem mäſigen Gebirge, welches auf ſeinem Rücken mit Holz durchaus bewachſen iſt; an der Seite gegen Mittag herab, auf einer ſchönen Fläche hat es kieſigten, ſteinigten, weiter hin ſchweren Thonboden, nicht weit ab auf dieſer Ebene findet ſich leichter, weiſer Boden, hier iſt eine Anhöhe, die einen mäſigen Hügel bildet, von da ſinkt die Feuchtigkeiſt in eine eingetieſte Gegend, wo in einem mäſigen Thal, ein ganz ebenes ſumpfigtes Land hinläuft, herab, und über dieſem Thal hin iſt Sandfeld, welches ſich ſehr weit gegen Weſten und Süden erſtrecket und ausbreitet.

Da alles dieſes Einöde, Wald, Waide, mit einem Wort, Nichts war; doch aber erwartete, Etwas durch Menſchenhände zu werden, ſo konnte ich viele Morgen um wenigſes Geld, ankaufen; ich erkaufte es ſo, wie es in der Natur da lag: 150. Morgen *) erhielt ich um 2500 Gulden rheiniſcher Wehrung.

Ein ſehr geringes Geld; hätte ich den Wald ſogleich abholzen laſſen wollen, ſo würde ich mein Geld wohl wieder erlöſt haben; doch verlohr die Grundherrſchaft, die mir's verkaufte, dabey weit weniger als ſie gewann; wozu ein ſo weites Land, von ſo manchfaltigem guten Erdreiche ohne Cultur? Allerdings Verluſt, da es ſogar nicht genutzt wird, zumal da, wo man des Holzes genug hat und das meiste von der Stelle, doch nur Waide, Buſch untragbare Heide iſt.

Man muß mich nicht tadeln, wenn ich ein ſo lange ſchon verſäumtes und öde gelegenes Feld einkaufe und es
durch

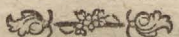
*) Wann ich von Morgen rede, ſo meyne ich eine Erdfäche von 256 Quadratruthen und die Ruthe zu 16 Nürnberger Schuen.



Durch Aufwand und viele Arbeit urbar zu machen, gedacht habe; man halte mir da meinen ökonomischen Eingesinn zu gut: ich glaube, daß man bey dem Einkauf eines schon wohleingerichteten Landguths fast allemal verliehre, selten gewinne; bey einem bißher aber übelberathenen, oder bey einem auf einer Einöde erst anzulegendem Guthe selten verliehre, fast allezeit gewinne; die Ursache meines Glaubens ist die: das erstere wird mit einer großen Summe; dies aber mit wenigem Geld erkaufte und bezahlt. Dieß Kaufgeld gegen jene große Kauffumme gehalten, wird mehr übrig lassen, als man zur Urbarmachung des verödeten Feldes bedarf: Der Erweis:

Ein Landguth von 150. Morgen, bereits wohl angelegt und unterhalten, würde bey uns mit nicht weniger als mit 30,000. Gulden im Ankauf bezahlt werden; da ich eine eben so große Strecke Einöde mit nicht mehr als 2500 Gulden ankaufte; ich konnte also mit weit wenigerem, als der Hälfte des Restes von jener Summe alle Gebäude herstellen und die ganze Urbarmachung des öden Feldes besorgen und vollenden und dabey doch noch mehrere tausende erübrigen und ersparen.

Ich bin überzeugt, daß, wenn man ein schon wohlhergestelltes Landguth, nach dem gewöhnlichen Preise der Güther des Landes, von fremder Hand einkauft, die jährlichen Abgaben an die Herrschaft, und die jährlichen Auslagen für benötigte Arbeiten der Handwerker, der Lohn für Dienstbothen, Tagelöhner und dergleichen, Speiß und Trancé aller Miethlinge und die Zinse des Kaufschillings, alles jährliche Einbringen übertreffen; also dies nicht, wie es doch immer noch einige glauben wollen, zwey oder drey vom Hundert, sondern gar nichts, bezahlt; im Gegentheil, die nöthigen Ausgaben manchmal gar noch Zuschuß erfordern; letzteres trifft bey Güthern,



thern, welche Herrschaften, oder auch alle andere, die nicht selbst Bauern sind, nicht selbst mitarbeiten, und nicht bey allen Arbeiten mit und dabey sind und sehr frugal leben, besitzen, sicherlich allemal zu.

Ich weiß es, daß mir hieben manche, und diese — doch auch nur eine Zeitlang widersprechen; einige günstige Umstände, andere Dinge, die aber nicht selbst in dem Landguth zu suchen sind, schaffen ihnen manchmal einige Vortheile und sollten mich widerlegen; aber wenn sie dahin sind, dann sprechen sie auch für mich und lassen meine Aussage als Wahrheit wiederum gelten, oder ihr Verlust zwingt ihnen ihren Beyfall wohl ab. 3. Ex.

Ein Beamter etwa besizet ein Landguth und gewinnt; — wie so? — weil ihm seine Amtsunterthanen umsonst oder nur bey Wasser und Brod alle Tage, der Reihe nach, frohnen; nehme man diese unbezahlte Tagelöhner hinweg, so nimmt man den vermeynten Gewinn auch mit dahin; also nicht das Guth selbst, sondern der arme, unbezahlte Tagelöhner zahlt durch das vorenthaltene Taglohn diesen Gewinn. So auch bey allen Güthern, die durch Frohnleute bearbeitet werden; wo nicht das Guth selbst, sondern die unentgeltliche Arbeiten den Gewinn einbringen; wo aber auch der Unterthan damit seine allermeiste Abgaben an die Grundherrschaft bezahlt und abreicht.

So viele Ursachen man also hat, allen Herrschaften und allen denen, die nicht Bauern von Profession sind, den Ankauf oder den Besiz der Landgüther zu widerrathen, so zufrieden und froh darf man doch seyn, wann immer wieder einige, da diese über dem Besiz der Bauerngüther verlihren, mit neuem Muth einkaufen, ihr Heil auch zu versuchen und also zum Besten des Publikums ihr Geld und ihre Mühe unnüze für sich selbst verschwenden; — durch ihre Versuche, sie mögen verunglücken oder glücken, sind doch Lehren für die Landleute,



the, und werden durch diese, die sie in der Folge erst nutzen, der Gewinn des Gemeinwesens, oder des Ganzen.

Ist iemand, der sein Vergnügen auf Aekern, Wiesen, in Gärten, in den Viehställen sucht, seine Freunde dahin einladet, sich da in ihren Gesellschaften zu ergötzen, der seze am Ende der Jahre eine Rechnung über dem Ertrag und der Auslagen die Rubrike: aufs Vergnügen, mit an: Nulle von Nulle wird ausgehen: man halte sich durch seine genossene Ergötzlichkeiten für bezahlt und glaube, daß der Bauer, der sich dieser Einnahmen von Ergötzlichkeiten entschlägt und blutsaure Arbeiten, bey Wassersuppen, Milch und Erdbirn thut, kaum das vierte Theil der Zinsen von seinem im Guthe steckenden Kapital einziehe; dann gewiß ist, wann er mehr gewinnt, so hat er den Gewinn durch die Einsicht in den Handel mit Getraide, Vieh und dergleichen; nicht aber durch den Ertrag seiner Felder selbst gewonnen.

Ich will meine Aussage durch die Rechnung, die mir ein Bauer, welcher einsichtig denkt und aus langen Erfahrungen samlete, fleißig arbeitete, ordentlich lebte, über alles in seinem Hause genaue Rechnung führte, und solche alljährlich in sein Hausbuch, eintrug, erweisen.

Berechnung des Ertrags des Bauernguthes eines gemeinen Jahres, welches nicht das beste, nicht das schlechteste war, indem der Ertrag und der Preis aller Producte, das Mittel hielten.

Dieser Bauernhof als er angekauft wurde hielte:

An Aekern 30. Morgen
An Wiesen 12. Morgen
An Gärten 1. Morgen



Der Rauffschilling war	—	6000. fl.
Das Rauffhandlohn vom 100 fl. 5 fl.	300. —	
Weinkauf — Schmaus, Rauffbrief, Einschreibgebühren und allerley an- derer Aufgang	— —	100. —
		<hr/> 6,400. fl.

Jährliche Ausgabe.

Als solche ist zu berechnen von 6,400. fl.	fl.	fr.
Interesse a 5. vom hundert — —	320. —	
Jährliche Schätzung — —	30. —	
Soldatensteuer — —	60. —	
Für Frohnbefreyung — —	20. —	
Dem Gemeinhirten, und andere Gemeinde Ausgaben, als dem Nachtwächter, zur Erhaltung Weeg und Steeg, u. s. w.	15. —	
Dem Schmid für Arbeiten — —	12. —	
Dem Wagner — — —	6. —	
Dem Sailer — — —	3. —	
Ein Capital von 1000 fl. zum Einkauf nö- thigen Viehes, die Interessen davon	50. —	
Zween Knechten Lohn a 30 fl. —	60. —	
Einer Magd Lohn — — —	16. —	
Des Jahrs durch Tagelöhner —	15. —	
Für benötigte Beholzungen und Feuerung	30. —	
Für Reparatur an Haus Scheune und Ställe	15. —	
Für Brod, Meel, Fleisch, Salz, auf die ganze Haushaltung, Vieh, und Bettelleute überhaupt — —	400. —	
Für Küchen, Keller und Waschgesehrr	5. —	
	<hr/> 1057. fl.	

Jahrs



Jährlicher Ertrag.

Der Acker in drey Fluren getheilt:

Winterfrucht durch und durch vom Mor-			
gen 40. Neunling a 10. Garben, von			
10. Morgen, den Neunling für 2 fl.	fl.	fr.	
angeschlagen — — —	800.	—	
Sommerfrüchte an allerley Haber Ger-			
sten 10. von 10. Morgen 150. Neunl.			
a 1 fl. 30 fr. — — —	225.	—	
Der Wiesen: 24. Wagenvoll Futter			
a 10. fl. — — —	240.	—	
Des Gartens — — —	30.	—	
Des Viehes von 18. Stücken gros und			
klein a 10 fl. Gewinn — —	180.	—	
	<hr/>		
	1475.	fl.	

Jährlicher Abgang.

	Der Winterfrüchte 40. Neunl.	fl.	fr.
	a 10. Garben von 400. Neunl.		
An Zer-	a 2 fl. — —	80.	—
henden	Der Sommerfrüchte 15. Neun-		
	ling von 150. ein geheimsten		
	Neunlingen a 1 fl. 30 fr.	22.	30.
An Aus-	Winterfrüchten —	80.	—
saat an	Sommerfrüchten: Gersten, Ha-		
	ber, Wicken, Erbsen, Lein 10.	45.	—
180 fl.	Gewinn aus dem Vieh; weil alle		
	Fütterung: an Heu, Stroh, Kör-		
	nern, aus welchen dieser Nuze kommt,		
	schon in den Ertrag gebracht worden;		
	wird also billig abgezogen — —	180.	—
		<hr/>	
		407.	30

Wird nun also die Ausgabe 1057 fl. und der Ab-
gang 407 fl. 30 fr. zusammen 1464 fl. 30 fr. von dem
Als Er



Ertrag 1475 fl. abgezogen, so bleibt dem Guthbesitzer reiner jährlicher Gewinn.

11 fl. 30 kr.

Ich denke nicht, daß ich der Ausgaben und des Abgangs zu viel angeschrieben; ich glaube, daß ich noch viel zu wenig angelegt habe;

Wo sind Kleider, wo die Geschenke, Auslagen ins Amt, zur Pfarre, zur Schule, u. d. gl. Strafen, Unglücksfälle, die Ehrenpfennige u. d. gl. Dies und anders mag auch die 11 fl. 30 kr. übriggebliebenes, noch gar wohl verzehren, so daß dem Bauern, als Bauern, wenn er nicht auch auf anderes, z. E. Handelschaften, raffinirt, nicht nur kein Pfennig übrig bleibt oder zu gute kommt, sondern noch ansehnlicher Zusatz erfordert wird. — So, wenn der Bauer von Profession Besitzer des Guthes ist; nicht so, weit weniger und schlimmer, wenn der Besitzer ein Herr und nicht Bauer ist! — wie gehen nun weiter! —

Die Lage eines Landguthes kommt bey der Wahl und Anlegung derselben allerdings in Betrachtung; dann es hängt von derselben für den Guthbesitzer ungemein vieles ab; es beruht darauf sein Verderben und Aufkommen, sein Wohl- und Uebelstand, sein Aufschwung und sein Sinken, oder, daß er der Mann bleibt, der ist, der er war und der er seyn wird.

Es muß aber die Lage eines solchen Guthes in die innerliche und äußerliche abgetheilt werden.

Die innerliche heiße ich die Lage der Gütherstücke, Aecker, Wiesen, Gärten, Weinberge, Wald, See oder Teiche, der Hofraithe: der Gebäude: Haus, Stall, Scheune, unter sich zusammen und gegeneinander gehalten.

Es



Es ist nicht gleichviel, wie diese gelegt sind: sie können so gegeneinander gelegt seyn, daß sie sich nutzen, und so, daß sie sich schaden:

Der Teich oberhalb dem Acker würde durch seinen Ausfluß diesem schaden, und seinen aufgepflügten Boden hinwegschwemmen;

Das würde er, so gegen die Wiese angelegt, nicht thun, vielmehr durch seinen Ausfluß, zu nutzen, vermögen.

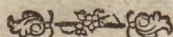
Der Acker oberhalb der Wiese dungt diese durch die Abflüsse des Regenwassers aus sich: diese samlet seine abgeführte Erde, wird, wann sie dadurch erhöht ist, wieder ausgestochen und ihr Nafen ist die beste Verbesserung des Ackers.

Der Ausguß der Mistjauche aus der Hofraith in den Baumgarten, verderbet alle Bäume; verströmt sie aber auf die Wiese, so ist sie da der erwünschteste Dung; so liegt also der Baumgarten nicht gut unterhalb jener Hofraith oder deren Ausgüsse; da aber liegt die Wiese in dieser Aussicht sehr gut und erwünscht.

Der Acker nahe an einen Bach wäre stets in Gefahr, weggespült zu werden; die Wiese würde da mehr Nutzen erwarten können, als Schaden befürchten müssen.

Da, wo nicht gepflügt werden könnte, wäre die Stelle des Weinbergs und des Waldes; nicht aber der Ort, wo der Acker hingelegt würde.

Die äußerliche Lage ist die Lage des Guths in der Hinsicht auf andere um sie her, nahe oder fern liegende Dinge: schiffbare Ströme, große Städte, große oder kleine Orte oder Flecken, Heerstrassen, gebaute oder chausfirtre Weege ganzer Länder von der oder jener Beschaffenheit und Gehalt.



Es ist nicht gleichviel, ob ein Landguth in der oder einer andern Lage in Absicht dieser Dinge ausser sich liegt; alle diese können ihm mehr oder weniger schaden; mehr oder weniger nützen; Auf einem Landguth bedarf man Ein- und Verkauf: Absatz und Zufuhr: eins wie das andere, wann es ganz gut genutzt werden soll.

Was ist es, wenn man auf einem Landguth allerley in Menge einsammelt und dazu guten, erklecklichen Absatz und Verkauf wünschet und man muß und wird ihn wünschen, so man anderst auf seinen Nutzen und besten Vortheil bedacht ist; solchen aber nicht hat, nicht haben kan, ihn nur zum theil hat: nur wenig vom Ertrag und das um halben Preis abzugeben, gezwungen ist? —

Man hat zu den Bauernarbeiten allerley nöthig: der Krämer und verschiedener Handwerksleute: Wagner, Sattler, Schmide u. d. gl. ist man fast immer, unvermuthet und so schnell benöthigt, daß ein Aufschub oder längeres Entbehren ihrer Arbeit und ihres Bestandes vielen Schaden verursacht.

Man sage mir also, liegt ein Landguth erwünscht, wann es fern von Städten, einsam, in einem Wald, abgelegen von einer Heerstrasse, einem gebahnten Weeg, weit ab von einem schifbaren Strohm angelegt ist? — Der Absatz wäre erschwert, die Käufer fänden sich nicht ein, die Abfuhr wäre kostbar, der Preis aller Produkte wäre auf der Stelle geringe; — Der Nutzen vom Guthe würde gegen dem eines andern vom gleicher Güte und GröÙe bey weitem nicht gleich seyn. Was wäre der Gewinn von einem solchen Guthe, welches, umrungen von einem Lande wäre, wohin es nichts verschuhren dürfte? wo alles wohlfeile Preise hätte, also kein Absatz wäre? — alles erzeugen, ohne Debit zu haben, heist man in den Wind arbeiten, und man sagt allerdings recht!

Das

Das Clima hat einen sehr starken Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Felder: warm und kalt macht hier den Unterschied groß: feucht oder trocken thut es wohl auch: Sonne oder Schatten: Winde, beständige Nebel, Kälte, Luft, späte Fröste, früher Schnee: kurzer Sommer, langer Winter sind von nehmlicher Wirkung auf den Unterschied der Fruchtbarkeit und des Ertrags meines Guths und kommen billig hiebei in Anschlag.

Das Clima hängt nicht vom Abstand der Sonne alleine ab; es kan in Absicht auf den Feldbau von mehr als von einer wirkenden Ursache hervorgebracht werden: Ein dichter, großer Wald, eine Höhe, ein mit Zeichen angefülltes Land thut eben das, was die Entfernung von der Sonne verursacht: Auf einer Ebene, in einem Thal, in einem offenen, von Holzungen freyen Lande wirkt die frey auffallende Sonne eben das, was sie in mehrerer Nähe hervorbrächte: das beste Land ohnedies; von jenem umrungen oder bedeckt, bringt das nicht, was das schlechteste, mit diesem begünstigt, zu geben im Stand wäre.

Ein Land umgeben mit Wald, mitten in der Hege, wo das Wildpret: Schweine, Hirsche &c. in ungebundener Freyheit irren, wo der Zaun niedergehauen wird, wäre das Land nicht, wo ein Landwirth bestehen könnte; das fruchtbarste, aufs beste bearbeitete Feld würde unter solcher Plage nichts abwerffen; so auch das Land nicht, wo die Schaafheerden der Despoten in ungebundener Freyheit raubten und den besten Gebrauch der Feldungen hinderten.

Auf alles dieses und auf noch mehrers: auf alles, was Lage heißen kan oder darauf einen Bezug hätte, sage ich bey der Anlegung meines Landguthes und ich gebe damit die Regel einem jeden Freunde der Landwirthschaft, ohne die Lage eines Landguthes wohl beherzigt zu haben, sich in einen Ankauf nie einzulassen; oder ohne die in-

ner:



nerliche und äußerliche Lage gut gewählt und theils geschaffen zu haben, nichts erkleckliches am Ertrage hoffen zu wollen.

Ich lege meine Gebäude auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte aller meiner Feldungen an: der Länge nach steht mein Wohnhaus mit den Stallungen von Abend gegen Morgen und steht also auf der einen breiten Seite gegen Mittag, wie mit der andern gegen Norden. Von Norden gegen Mittag steht meine Scheune, sie stößt an der Morgenseite des Hauses bis auf ein paar Schritte an, an ihrem Ende gegen Mittag ist der Brunnen und der Träncktrog: weil an der Nordseite meiner Felder ein Gebirge ist, so kommt von da der Lauf dieses Wassers herab und springt aus zwei Röhren in den Trog ein. Vorn gegen Mittag liegt dichte am Ausgange aus meiner Hofraithe der Kuchengarten, unter solchem mein Baumgarten, außer diesem der Kraut- oder Kohlgarten. Hinter der Scheune liegen ein Paar Morgen der besten Wiesen, auf welche die Mistjauche und alle Regenwasser mit dem in der Hofraithe abgespülten Unrathe Dung reichst hinfließen. Meine Aecker liegen fast alle auf Ebenen hin; doch sind auch einige, welche etwas mit der Erhöhung des Lands gegen den Berg gegen Norden vor und so an einem mäßigen Hange gegen Mittag herablaufen. Da, wo dieser Hang gegen Norden steiler wird, wo oben auf dem Rücken des Bergs mein Wald aufliegt, ist durch die Natur ein halber Cirkel, der sich ganz gegen Mittag wendet, formiret, auf diese Stelle und zwar in ihrer Mitte legte ich einen Weinberg und auf seine beide Seiten zwei Kleefelder mit Esparset an.

Meine Aecker, wie ich so eben anzeigte, laufen nicht ununterbrochen hin; in der Absicht: in einem hin fortspflügen zu können, wäre es zu wünschen; nach andern Umständen und wegen anderer Zwecke aber ist es wohl so nöthiger und besser.

Ich

Ich fand in meinem Felde hie und da feuchte Stellen, die von verborgenen Quellen und Zuflüssen herkommen; hie lag wohl die Wiese besser, als der Acker; so dann sind die Aecker hie und da etwas gegen eine andere Stelle erhöht; hier in die niedrige Stelle legte ich die Wiese, diese durch die Abspülung des Ackers zu wässern und zu düngen, und endlich die da gesamlere Erde von Jahren zu Jahren wieder auszuheben, und sie als die beste Verbesserungsmaterie auf den Acker zurück zu führen.

Die meisten meiner Wiesen liegen in einem etwas niedern Grunde aneinander, von allen Seiten her haben sie also: aus Aeckern und Anhöhen, so gar aus meiner Hofraith ihre Nahrung und die mehr oder weniger, so wie sie das ab rinnende Regenwasser aus allen Seiten auf sie herabspühlet und verläufet; das wichtigste aber, so sie begünstiget, ist ein kleiner Bach, welcher aus einer Gegend, wo mehrere Höfe, Weiher und Dörfer liegen, in welchem sich daher bey Regengüssen allerley und vieler Unrath samlet, herrinnet und durch die seinem Laufe gegebene Richtung den besten Dung auf sie verströmet und aufs vortreflichste dunget.

So liegen alle meine Grundstücke von verschiedenen Arten, in bestimmten Lagen gegeneinander und untereinander um meine Hofraith herum, daß ich also von diesem Punkt der Hofraith ausgemessen, auf des ganzen Aussenweis gleich ab bin: meine Gemarkung ist also nicht weitläuftig und dadurch so vortheilhaft, wie ich es wünschte; das Gegentheil würde mir die Vorthteile, die ich daraus ziehe und in der Folge nach und nach an geben werde, nicht zu gewähren, vermögen.

Wie ich nun so die innerliche Lage meines Hofguthes: die Lage meiner Grundstücke von verschiedenen Arten unter und gegen sich für die beste erkenne, so ist auch seine

Auss-



Aeusserliche Lage keine von den schlechten; ich habe in der Auswahl meines Landes dahin gesehen, daß es mit andern so verbunden seyn mögte, daß mir der Ein und Verkauf erleichtert seyn, und ich überhaupt einen guten Verkehr vorfinden und für beständig besitzen und haben könnte; was wäre sonst ein Landguth ohne dieses? — Man würde zwar, wenn man da allerley erzeugte, allerley haben, wohl essen, trinken und sich gut kleiden können; alleine, da man kein Geld hätte, so würde man mit andern unverbunden seyn und bleiben, und was wäre sodann das Glück, wenn man weder sich selbst, noch seine Nachkommen mit andern verbunden im gesellschaftlichen Leben sehen könnte? — wie will ein Vater, der so wenig oder gar kein Geld sammeln kan, ein Vater aus einem Geldarmen Land sein Kind in ein Geldreiches versetzen? — da Gärther, die alle einen hohen Preis haben, mit seinen wenigen Pfennigen, die da nichts oder nur sehr wenig seyn können, ankaufen? —

Ein Landguth soll so gegen andere Gegenden liegen, daß es aus ihnen Geld gewinnt und einziehet, dazu bedarf man Nachbarn, die es besitzen, sie seyen nahe oder ferne, wenn man nur Handelsdahn hat und solcher durch gute Wege, schiffreiche Flüsse befördert und erleichtert wird, wo Mauth und Accise ihn nicht verlegen und verschliessen: die Städte, sind gemeiniglich die Kisten, wo sich die Gelder der Länder sammeln; sie sind die Orte, wo die Herrschaften wohnen, die Gelder der Unterthanen hinziehen und verzehren;

Ein Landguth also nahe an Städten liegt erwünscht? — ich mögte hier ja; aber auch eben so gerne Nein sagen. —

Nein; es ist fast allgemeine Erfahrung und nach der Nachahmungssucht der Menschen gerechnet, kan es wohl auch nicht anders seyn, daß Landleuthe, nahe an den Städten oder auch entfernter von ihnen, wenn sie nur
 öfters

fters dahin kommen, die Sitten der Stadtleuthe annehmen, welche da sie gemeiniglich verderbt sind, für den Landmann zu kostbar ausfallen: Weichlichkeit verursachen und so den Landmann gegen seine schwere Arbeiten zu empfindlich, in der Folge nachlässig und faul machen, den Aufwand auf Kleider, auf besser Essen und Trinken verursachen und so eine kostbarere Lebensart, wozu doch Landleuthe das Einkommen nicht haben, unter ihnen einschleicht, nach diesem wäre füglich zu wünschen, daß die Landleuthe mit den Städten niemals unmittelbaren Verkehr hätten, oder nie mit ihren Innwohnern bekannt würden: der glücklichste Landmann ist, dessen Produkte in seinem Hause gesucht und von ihm da erkaufte werden: wenn der Fleischer selbst in seine Ställe kommt, er da Markt hält und seine Ochsen da an diesen abgibt; tausend Gefährlichkeiten, Schäden, Ausschweifungen, verderblichen, ansteckenden Sitten wird er dabei entgehen.

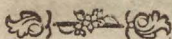
Jedoch aber hängt alles dieß nicht von den Städten selbst und allein ab; wüßte sich der Landmann zu bescheiden, zu maßigen, sich vor dem Verderblichen zu hüten, so würde er keine bessere Stelle zu seinem Wohnsitz wählen, als die nahe und zwischen mehreren reichen Städten; wo er das benöthigte wohlfeiler einkauft und alle seine Produkte ohne Aufwand auf Fuhren und durchs hintragen und dergleichen um fertige Zahlung in bessern Preisen allezeit absetzt.

Mein Landguth liegt ziemlich ferne von großen Städten, wo mein Mastvieh hin verkauft wird; doch nicht gar fern finde ich in Kornschranken Gelegenheit, mein Getraide abzugeben; ich habe die benöthigten Handwerker nahe, ich kaufe alles, was ich bedarf, in ganz nahen Landstädgen oder Marktflecken ein: ein schiffreicher Strohfluß fließt nicht an meinem Guthe, jedoch wenn ich meine verkäufliche Waare auf einem liefern wollte, so bedürfte ich zu der Hin- und Herfahrt kaum

B

kaum



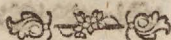


kaum zweien ganze Tage; ich habe dieses aber selten nöthig; der Becker, der Metzger, der Krämer kommen zu mir ins Haus, legen da aus, ich kaufe von ihnen, sie von mir: sie überheben mich der Reise, des Fuhrwesens, vieler Sorgen, vieles Aufwandes, und verwahren mein Haus wider alle Verführung und Ansteckung.

Die Lage meines Gutes ist auch in Absicht auf das natürliche und willkührliche Clima nicht uneben, weit mehr gut als schlecht: Es liegt in einem gemäßigten Erdstriche, auf dem fast alle Gattungen europäischer Gewächse gut wachsen und wo die Viehzucht gedeihet; auch ist dies natürlich — gute Clima nicht durch Wälder, Sümpfe und dergleichen verdorben oder verschlimmert; man hat Sonnenschein, Regen, überhaupt gute Witterung.

Zu dem noch, ist die Lage des Gutes auch dadurch sehr gut, daß alle die gewöhnlichen Plagen des Landmanns entfernt sind: es erleidet nichts vom Schaafheerden, vom Wildpret durch angränzende große Wäldungen oder durch die Jagdlust des Fürsten: es ist frey von allem dem Ungeziefer, welches sonst die Felder gewöhnlich verderbt: Raupen, Heuschrecken, Mäuse u. d. gl. sind da nicht in überhäufeter, ungewöhnlicher Menge; was von diesen Insekten noch da ist, das hat es mit andern Ländern, die die besten sind, gemein; man kan es also vor diesen nicht unglücklich heißen. Genug hievon! man denke sich von meinem Hofe alles, was sich sonst in einem andern wohlgelegenen vorfindet.

Ich will durch diesem Abschnitt sagen: was ich durch abgemessene Regeln zu sagen, nöthig gehabt hätte; die historische Lehrart empfiehlt sich mehr als der trockene Schulunterricht nicht thut, wie man mich handeln sieht, so handle und thue man auch: ich will durchs Muster und dem Vorgang die Regeln in diesem Fache gesagt haben und wünsche die Nachahmung da, wo man, mir nachzugehen, vermag.



II.

Das wahre und richtige Verhältniß aller der Stücke, welche ein Landguth in sich faßt.

Das beste Land: vom besten Naturstoff: von der vorzuziehlichsten Lage ohne richtiges Verhältniß aller Dinge in ihm kommt niemals zu der Vollkommenheit, die es durch dieses zu erreichen im Stand wäre.

Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Höfe, Mühlen, Menschen, Vieh, Waldungen, Aecker, Wiesen, Weinberge, Hopfengärten, Baum- und Küchengärten, Teiche u. d. gl. sind die Theile des Ganzen eines Landes; von diesen nun wird ein richtiges Verhältniß unter sich erfordert, wenn es gehörig angebaut und hinlänglich und so, wie es möglich wäre, genutzt werden soll.

Ein Land, in dem der Städte zu viel, und die zu groß; der Dörfer zu wenig oder zu viel; der Weiler und Höfe zu wenig sind; wo viel Land und wenige Menschen sind; wo das Vieh mangelt: alle Ebenen vom Wald bedeckt sind, wo die zu viele Fischteiche ein Meer machen; wo alles Acker ist, wenige Wiesen sind; wo nur Gras, Wiesen und Waiden sind, und wenig Land zu Acker verkehrt ist; wo man nur Blumen und Kohl pflanzt und bauet; wo nur Baumgärten sind: oder Ebenen, Thäler wie die Berge zu Weingärten geschaffen sind, da sieht es finster, neblig, dürstig, hungrig und arm her: zu viel Bollust oder zu viel Elend: kein Mittelmaas; zu viel oder zu wenig, in dem oder in jenem; in einem Uebermaas; am andern leer: zuletzt Nichts.

Eine Figur von einem zu großen Kopf, oder einem unmaßigen Bauche, von zu langen Füßen, zu kurzen Armen, zu keiner Arbeit geschickt; die Gestalt, die nicht sammeln kan, was sie bedarf; sich selbst zur Last wird, ihr Leben verwünscht, hinsinkt, und verfaulet.



Wirklich kein Gedicht! ich könnte solche Länder, wo alles Wald und See war, wo das Wildpret, Hirsche, Schweine, Gänse, Enten u. d. gl. aus jenem und diesem den Landmann Tag und Nacht anfielen; wo diesen die Armut und Schulden den Fürsten ganz und gar ins Elend hinabdruckten, wohl nennen, und wo man aber doch endlich die Quelle des Unglücks noch früh genug entdeckte, verstopfte, die Wälder ausstockte, die Leiche ablies, dem Landmann wider das Ungemach schützte, wo Patrioten erferten, noch erfern und den Unrath auskehren, wo das Glück aufblühet, wo die Cassen sich füllen, überlaufen und der Landmann vom Drucke erlöst, seinem Fürsten nun dankt, ehret und liebet, wohl anzeigen! —

Man sieht Länder, wo alles Acker, wo alles Waide war; wo man aber jetzt Klee baut und die Wiesen ersetzt, die Waiden in Wiesen verkehrt und die Stallfütterung einführt, wo ein besseres Verhältniß abgemessen, behauptet wird und das Glück derselben sichtbar in der Viehmastung, in mehreren Getraide und in eingezogenen Geldsummen reiset.

Ich mögte diese Länder nennen; weil sie aber so sichtbar jedermann daliegen, so kan ich mich vielleicht eines Unwillens erheben; denn man ist doch nicht zufrieden mit dem Lobe, wenn ein zwendeutiges Aber, solches wieder zur Halbscheid hinweg nimmt.

Paris, sagt ein Scribent, ist zu groß, ich setze hinzu: Frankreich hat zu viel Städte, der Dörfer und Weiler zu wenig, das Land, so vortreflich es auch ist, hat die armseeligsten Landleute: die Proportion fehlt in diesem und jenem: lauter Pferde, kein Rindvieh: die Regierung sieht es nun ein; die Pferde werden ausgemerzt und ein königliches Edict befiehlt statt ihrer mit Ochsen zu pflügen.

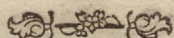


Den besten Ländern mangelt Volk, was ist Spanien: Portugall? viel Land, wenige Hände; also Schaafweide, wanns viel ist! — Mächtige Dörfer am Rhein mit 3. 4. 500 Haushaltungen besetzt, unüberschliche Markungen! fast lauter Aecker und die an den Gränzen der Markungen niemals gedüngt: der Morgen um 1. oder 2, wanns hoch kommt, um 3 Laubthaler feil!

Ich sehe auf ein Land, wo man mit Menschenblut Handel trieb! weil man Geldes herein zog, die Blüthe der Mannschaft dafür abschlachten, und unterdessen viele Felder unbearbeitet seyn ließ, ein unglückliches Land eines Goldreichen Fürstens! ohne Volk und das, was noch da ist, ist Krüpel, Lahme, Blinde, alte Leuthe: junge Dirnen ohne Männer, keine Kinder, kein Zuwachs an Mannschaft auf viele Jahre: der Sohn siehts and kehret es um! —

Alles fordert eine Proportion in allem! — ein Ebenmaas, eine Gleichheit zwischen dem nöthigen; was mehr ist, ist entbehrlich, ja schädlich, es seye vor sich so gut, so schön, als es nur seyn kann. So, wie es da im großen nothwendig ist, so ist es auch im kleinen: Städte, Dörfer, Höfe: Bauren, Stadtleuthe: Häcker, Handwerksleuthe, Fabrikanten und dergleichen: Aecker, Wiesen, Vieh, Menschen fordern das nehmliche unter sich auch; daß es so seye weiß jeder; der aber würde der große Mann seyn, den wir, zu hören wünschen, der, das Ebenmaas unter allen diesen ganz vollkommen gut anzugeben verstünde! — Hier ein Versuch nach meinen Kräften und meiner Erfahrung! —

Wie viele Menschen werden, ein Land zu beglücken und darauf zu wohnen, erfordert? man antwortet flugs: So viele, als der tüchtige und beste Anbau und die möglich beste Verarbeitung seiner natürlichen Produkte erfordern! Damit hat man zwar viel wichtiges; aber noch lange nicht alles gesagt! —



Wenige und viele können das Land bauen und die größere und geringere Anzahl Menschen, die leztern, wie die erstern, können gleiches hervorbringen; jener durch Beyhülfe des Viehes, diese durch ihre Hände und größerm Fleiße; denn das Land kan mit dem Pflug und dem Grabscheite umgebrochen und zum Anbau zubereitet und so auch durch Beyhülfe des Viehes oder ohne dasselbe abgewendet und die Ernde heimgebracht werden.

Ich pflichte lieber dem Ausspruche eines bekannten und berühmten Scribentens hier bey: *) Alsdann, sage es mir oft, ist das Ebenmaas zwischen Feld und Menschen eben und voll, wann diese jenes mit dem Grabscheite zu bearbeiten im Stand sind und des Pflugs mit dem Vieh gar nicht mehr bedürfen! — so lange jeder Mensch Brod als seine Nahrung haben kan, ist keiner zu viel und wenn jeder nur so viel Land hat, als er mit seiner eignen Hand zum Anbau bearbeiten kan, hat er sein Brod und seine Nahrung gewiß auch und hinlänglich.

Zimmerhin gelte dieser kraftvolle, kühne Ausspruch! wenn wir weiter sonst nichts, als Nahrung, bedürften; wir bedürfen aber noch gar vieles als unentbehrliches, noch gar vieles zum Wohlleben; man ist also deswegen, wann andere sehn müssen, die uns auch dieses verschaffen sollen, also sich nicht selbst mit dem Grabscheite unmittelbar ihr Brod gewinnen können, gezwungen, hier wohl jedem, der ein Feld bearbeitet, noch ein Drittel mehr Boden, dem er ohne Vieh nicht tragbar machen kan, anzuweisen, gezwungen, um noch soviel übriges zu gewinnen, als jene bedürfen;

Mich deucht immer, wenn man die Menschen eintheilen wolle, so müsse man zwey Drittel zum Anbau des Feldes und ein Drittel zu allen übrigen Geschäften bestimmen: Das Ganze mag so bestens bestehen!

Wäre

*) Herr von Pfeiffer, mein alter bester Freund.

Wäre diese Proportion als richtig erkannt, so wäre auch nach ihr die Zahl und Größe der Städte gegen Dörfer, Höfe und Weiler eines Landes gar bald und leicht zu berechnen.

Ich fordere, daß alle die, die nicht Bauern, Weinbergleuthe, Gärtner, Fischer, Waldleuthe u. d. gl. seyn wollen: Herrschaften, Gelehrte, Fabrikanten, Handwerker, Soldaten sind, und von jenem abgetheilt leben: Daß jede dieser beiden Classen von Menschen ihr eigenes haben und sich damit ohne Eingrif in des andern ihres beschäftige, also jeder in seinem Fache und Beruf bleibe, ihm getreu seye, und sich darinn übe. Der wird ihm untreu, der das, was des andern ist, angreift; der alte Hauslehrer Sirach saget in dem 38 Kapitel viel schönes und wahres hierüber, und verwirft alle die Stümper, die ausser ihrem Berufsgeschäften arbeiten: Der Gelehrte lehrt und pflügt nicht, und der dies thut, kan nicht lehren; ein jeder Künstler hat das seine und einem jeden ist ohnehin schon so viel empfohlen, daß er nicht mehr thun kan, als er soll.

Ich verschließe die zwote Classe in die Städte; ich nehme ihr alles das ab, was des Bauern ist und diesen allein seze ich zwischen die Felder: seye es, daß jene ihre Gärten behalten; Aecker, Wiesen, Waldungen gehören für die Landleuthe, die jenen davon zuführen, was sie bedürfen, und von ihnen, und aus ihren Arbeiten dagegen das, was ihnen nöthig ist, wieder mit zurück nehmen.

Es ist Ungleichheit, wenn alle Einwohner nicht ganz gleich gehalten werden; das Ebenmaas, wie man einseheth, ist da wohl nicht richtig: — Nur eine Stadt in einem größern Lande haben und da alle von der zwoten Classe verschlossen, gewährte zwar dem um sie nahe herumwohnenden Landleuthen viele Vortheile, aber die, welche davon sehr weit abwohnten, litten vielen Nachtheil;



theil; diese Betrachtung fordert, daß die kleinen Landstädte überallhin in das ganze Land vertheilt sind. Eine Einrichtung, die natürliche Billigkeit seyn muß! denn eben dadurch stehen alle Landesbewohner in einem natürlich guten und billigen Verhältniß unter sich.

Ich getraue mir nicht, die Proportion unter denen, die ich in die Städte verschloß, genau zu bestimmen: ich kan nicht sagen, wie viele von jeder Art dieser, um das Beste des Ganzen zu bewirken, erfordert werden mögten; gewiß ist, daß da oft eine sehr große Disproportion herrschet und schadet; gut wäre es allerdings, wenn die Policen darauf wachte: nicht mehrere studirent liese, als man bedürfte; die Anzahl der Meister jedes Handwerkes festsetze, auch der gemeinen Nothdurft dabey zu und abthäte und so das gemeine Beste auch dadurch besorgte.

Gehe ich hier nun auf die erste Classe zurück: die Landleute, in das ganze Land zerstreut; nicht bensamen auf einer Stelle, so daß diese durch sie angebaut; eine andere aber gänzlich vernachlässiget würde, ist eine natürlich — nothwendige Sache; — aber eben daraus folget,

Daß sie so angesetzt werden müssen, daß durchaus alles gehörig angebaut und genutzt werden kan: Dörfer sind wohl gut, Weiler besser, auf jene Absicht, einzelne Höfe durchs ganze Land verstreut, allerdings noch besser: dies Verhältniß wird in allem dadurch ebener und jeder Flecke genießt gleichere Bearbeitung.

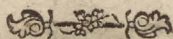
Alle Dörfer aus vielen Häusern, von großen Markungen taugen nichts; ich habe es vorn schon berührt, hier sage ich es wieder; zu oft kan es ja wohl nicht gesagt werden; denn alle die abgelegene Gütherstücke werden nicht und können nicht gehörig besorgt werden, daher die Disproportion unter dem Ertrage der nahen und fernen Felder;

Dann

Denn es ist nicht nur da, wo die Markungen zu groß sind, viele Zeit und Arbeit, ja auch Dung, durch den auf dem Wege verschlepten natürlichen Auswurf des Viehes verlohren; es wird auch wirklich, weil man diesem Verluste gerne entgienge, mehr Zeit zur Pflege der nähern Güther verwendet, ein solches fern entlegenes Feld verabsäumt und der sonst mögliche Ertrag fällt da nicht, wie dort, wenn die Arbeit proportional gethan worden wäre, heraus; die Güther verlieren den Werth und dieser ist mit anderer ihrem gar nicht mehr in einem sonst möglichem Verhältniß: der Bauer kommt so in Schaden und mit ihm die Grundherrschaft, deren Kauf und Sterbhandlohn sich ungemein sehr verringern: die Summe des Reichthums des Gemeinweesens leidet Verlust oder verliert den sonst möglichen Gewinn.

Das Verhältniß zwischen möglicher Bearbeitung und der Anzahl Grundstücke kommt auch sehr in Betracht, weil davon ungemein viel in Ansehung der Benutzungen abhängt;

Ein Mensch kan nicht so viel thun als zween, und ein Bauer übersieht nicht so viel, als mehrere. Man nimmt es überall wahr, daß die Landleuthe, welche die größten Höfe haben, in der guten Bearbeitung derselben gegen die, welche kleinere besitzen, sehr weit zurücke sind; es folgt also ganz natürlich, daß keinem Landmann allzu viele Grundstücke zugelassen werden müssen. Noch eine wichtige Ursache zu jener: durch allzugroße Höfe wird die Vermehrung der Volksmenge, die Basis und Stärke der Macht eines Landes, gar sehr zerrüttert, gehindert, geschwächt. Verwahrungswürdig bleibt mir die Regel, die hierauf Gott gab: Esaias V. 8, 9, 10. Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen, und einen Acker an den andern bringen, biß daß kein Raum mehr da seye, daß sie allein das Land besitzen. Es ist vor den Ohren des Herren Zebaoths, was gilt, wo nicht die vie-



len Häuser sollen wüste werden, und der großen und feinen öde stehen? dann zehn Aecker Weinbergs sollen nur einen Eymmer geben und ein Malter Saamens soll nur einen Scheffel geben! — Die Römer, die dies nicht hörten, gaben doch den Beweis von der Wahrheit des Fluchs, wann sie über ihres Lands Unterthanen flagen: *lati fundi perdidere Italiam!*

Man muß da nicht sagen, daß der Bauer auf vielen Grundstücken mehr Dienstboten anstellen könne; man muß bedenken, daß er doch nicht bey jeder Arbeit überall zugleich gegenwärtig seyn könne und wie geschieht dann so die Arbeit durch mehrere Dienstboten: — allezeit nachlässig, überhuit und schlecht; der Fluch hier ist die natürlichste Folge großer Bauerngüther, auf welchen die eigne Umsicht und Arbeit des Eigenthümers nicht zureicht! — und ist es nicht allgemeines, natürliches bey allen: auf wenigens mehr zu sehen, als auf vieles, wo man auch bey schlechter Arbeit nachdenket: doch wird mirs nicht fehlen! —

Es ist unbegreiflich, daß man in so vielen Ländern bis heute noch die großen Bauernhöfe so gar sehr begünstiget und das Land reich heisset, wenn man auf etliche wenige fette Bauern hin zu weisen vermag; dagegen tausend Arme, Tagelöhner, Bettler übergeheth: die Jugend, die keinen Raum, zu wohnen, findet, in Manns und Weibspersonen unnütze verblühen, und verkommen siehet und nicht die Helfste von Menschen, die doch da wohnen und ihr Brod reichlich haben könnten, wenn man nur das Land dadurch möglich gut nutzte, indem man die schlecht bearbeitete Höfe in zwey oder vier zertheilte, antrifft. Ich weiß Länder, wo der Bauer 2. 300 Morgen besitzt und kaum das Drittel davon anbaut, da er doch an 30 bis 40 Morgen sat und genug hätte; wäre es dann nicht die Sache des Fürsten die 300 Morgen Landes unter 9 Ehepaare zu vertheilen!

In

In der That, wann ich aus Erfahrungen sagen sollte, wie groß ein Bauernhof seyn könnte, so würde ich seine Größe zu 40 Morgen bestimmen (jezt noch nehmlich, da die Brache gehalten wird und alle Jahre das Drittel Acker öde oder brach liegt) und dabey würde ich, ohne gegründeten Widerspruch besorgen zu dürfen, behaupten, daß auch 30 und 25 Morgen noch genug wären, ja, daß sich der Fleisige bey 15 bis 18 Morgen noch so wohl befinden könne als der bey 40, wann dieser wenigern Fleiß, welches gemeiniglich ist, anwenden sollte.

Würde aber die so widersinnische Brache aufgehoben oder könnte aufgehoben werden, wenn man aus cultivirten Ländern die so schädliche Schaaf verweise, oder noch besser! nur die Schäferrey den Landleuthen eigen überließe, so wäre durchaus die Helffte hinlänglich, ihren Mann bey gutem Wohlstande zu erhalten.

Ich habe bisher von vielen Dingen richtiger Verhältnisse unter sich gesprochen und doch bleiben mir immer noch manche zurück: jedes wird billig gegen das andere gehalten und beede unter und nach sich gemessen: das ist die Ordnung, durch welche alles bestehet, glücklich fortschreitet und zu voller Reife gedenhet: Gott ist ein Gott der Ordnung und will, daß unter uns alles ordentlich zugehe! —

Ich eile und komme zu denjenigen Stücken der Landwirthschaft, deren richtiges Verhältniß unter sich, ich da zu bestimmen, mir ernstlich vorgenommen habe: man rechnet zur Landwirthschaft allerley Dinge; darunter aber doch nur einige wenige sind, die eigentlich des Bauern Sache seyn sollten:

Zur Landwirthschaft werden Wald, Schaaf, Zeiche, Weinberge und dergleichen gezehlet, eigentlich zu sprechen, gehört für den Bauern der Acker, die Wiese, das Vieh; jene Dinge und noch andere mehr sind
theils



theils besondere Geschäfte anderer, die nur hie und da, von dem oder jenem Bauern als ein Nebenwerk besorgt werden; wieder andere gesellen sich als unentbehrlich zu den Geschäften des Bauern z. Ex. die Dienstboten, die Tagelöhner u. d. gl.

Der eigentliche Bauer selbst nur allein betrachtet, mag Zeiche, Schaafe, Weinberge, Gärten, Waldungen haben; dieser Dinge aber muß er niemalsen so viel haben, daß sie ihn an der besten Bearbeitung und Besorgung seiner Aecker, seiner Wiesen, seines Viehes hindern oder abhalten.

Hieraus läßt es sich sagen: daß der Bauer einen mäßigen Teich haben könne, zumal alsdann, wann er ihn etwa zur Tränke seines Viehes, zur öftern Bewässerung seiner Wiesen, zum Auffangen und zur Sammlung des Uraths, der aus seiner Hofrauth oder sonstenwo her abgeschwemmt wird, den er alsdann als das Dungreichste auf Wiesen, Aecker und in Gärten versührt, und nutzen kan. Wie groß dieser seyn könne, das mag durch die Lage, durch das Bedürfniß der Wässerung, der Menge des Schlams bestimmt werden; ich denke ein Teich eines oder zwey Morgen groß, sene zu allem wohl hinlänglich: von eben dieser Größe habe ich auf Hofgüthern einen angelegt und bestens benuzet gesehen.

Mag der Bauer immerhin ein Stück Weinberg besitzen und bearbeiten: ein, zwey Morgen groß ist für ihn wohl nicht zu groß; jedoch, da der Weinberg sehr vielerley und schwere Arbeiten fordert, so schickt er sich für ihn eben so wohl nicht: um des Getränkes willen soll er diesen nicht anlegen; Wasser, Birnwein, Apfelmost schickt sich für ihn allezeit besser; jedoch aber, hätte er eine Stelle, die er mit dem Pfluge nicht befahren könnte und sie wäre so gar gut zu einem besten Weinberge gelegen, in einem solchen Halbzirkel, wie ich auf meinem Guthe einen angab, so mögte er sie immer als Weingarten nutzen.

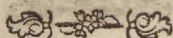
Hier

Hier ist die Stelle, bey der ich der Alten Eifer: überallhin Weingärten anzulegen, wo doch der Pflug gar wohl gebraucht werden könnte, wo überdies auf solchen Ebenen der schlechteste Wein wächst, antaste, und widerlege; — sehr gut gethan, daß man überall anfängt, die Unschicklichkeit und das Schädliche dieses einzusehen, die Stöcke auszugraben, dem sauren Most zu entsagen, und diese ausgestockte Weingärten in die besten Aecker, Wiesen und Kleestücke zu verwandeln: diese weise Operation sollte allgemein werden, wie vieles Brod würde man nicht mehr haben? für wie viele tausend Menschen würde nicht dadurch Nahrung erbaut werden? solcher unnützer, saurer, schädlicher Wein ist ja nicht Kaufmannswaare, wird nicht verführt, bringt kein Geld ein, wird im Lande als ein unnöthiges Getränk ausgesoffen, verderbt viele an Vermögen und Gesundheit!

Schaafe sind eine Waare und Viehart, die dem Bauern wohl anstehet, zumal alsdann, wann er ihre Wolle spinnet, Tücher verfertigt und sich darein kleidet; der Dung der Schaafe ist beynahe der vortrefflichste, und da sie sich meistens von dem nähren, was Menschenhände nicht sammeln können, so wird durch sie manches, welches sonst vergienge, genutzt; auf dieser Seite sind sie ganz gut; allein auf einer andern, und zwar in unsern Zeiten desto weniger;

Ich habe auf meinem Hofe 25 Stück Schaafe; hätte ein Bauer dazu eine Waide, wie ich habe, ein steiles Feld, wo nur Buschwerk und Dorn wachsen können, wo keines Menschen Fuß stehen, kein Pflug gehen, keine Hand arbeiten und wenden kan, der mögte mir immerhin nachthun; nur muß er aber das Verhältniß zwischen der Anzahl Schaafe, Waide und Winterfütterungen nicht verfehlen. Davon in der Folge noch mehr!

Waldungen, um seine nöthige Feuerung daraus zu nehmen, sind, wie jedermann, so auch dem Landmann,
eine



eine unentbehrliche Sache; daß er aber selbst Waldungen eigen besitze, ist so unumgänglich nothwendig nicht; er kan sein benöthigtes Holz von Jahren zu Jahren erkaufen; hat er aber doch Gelegenheit, ein Grundstück-Wald eigen besitzen zu können, so wird er sich dabey freylich noch besser befinden; dieser Besiz wird ihn auch in seinen Bauerngeschäften weniger hindern als irgend ein anderes; ja ich wüßte nicht, was ihn dabey beunruhigen könnte, als erwan die Walddiebe, auf die er ein Aug zu haben freylich gezwungen seyn würde; und so manche Stunde seinen Feldgeschäften zu entziehen, um jene zu belauern, zu verwenden, benöthiget seyn.

Unterdessen, da ich den Bauern einen Wald zur Abholzung wünsche, so will ich ihme damit keine Gelegenheit oder Materialien, ein Holzhändler, der mit seinem übrigen Holz auf den Markt in die Stadt fährt und seine Bauerngeschäfte darüber vernachlässiget und vergisset, verschaffen; habe er so viel, als er selbst braucht, so hat er genug und ich glaube 8 Morgen sind für ihn hinlänglich und sat; weiter unten schreibe ich davon mehr!

Bisher noch von Nebendingen des Bauern, ohne welche er auch immer noch Bauer ist, gesprochen! nunmehr aber von denen, ohne welche er es gar nicht mehr seyn kann: die so genau untereinander und mit ihme verbunden sind, daß man ohne sie keinen Bauern denkt und wenn man ihn denkt, das übrige zugleich mit ihme zu denken gezwungen seyn wird.

Acker, Wiese, Vieh, Bauer! — Bauer, Acker, Wiese, Vieh! hiebey soll man nun angeben, welche Proportion und welches Verhältniß zwischen diesen vieren das Beste wohl seyn mögte.

Man muß vor allem die Fragen beantworten: warum ist der Mann Bauer? und warum will der Bauer Güther? die Antwort ist allerdings diese: sich und die Seinen

nigen zu ernähren und sie zwar mittelst seiner Hände Arbeit aus diesen Gütherstücken zu ernähren: Er hat daher so viel Güther als er sich und die seinigen zu ernähren bedarf, und als er wohl zu bearbeiten, im Stande ist; er kan nur so viele haben, als er zu bearbeiten im Stande ist, sonst würde vieler Erdboden unbearbeitet bleiben, weil ihn sonst als Eigenthum, kein anderer, der doch auch Brod haben muß, so gern er sonst wollte, in Anspruch und unter die Arbeit nehmen dürfte oder könnte.

Es ist eine ausgedehntere Absicht in Ansehung der Nahrung; man sucht sie nicht allein für diesen Tag, darinnen man lebt; man sucht sie auch auf die Zukunft, die man erwartet: man hat gewisse und ungewisse Ausgaben: man braucht einen Pfening zur Nahrung, einen andern zur Ehre, den dritten zum Aufspahren auf folgende Zeiten, in denen man vielleicht nichts mehr zu erarbeiten und zu gewinnen vermag: Kurz! man denkt einen Vorrath auf die Zukunft zu besitzen, auch damit seine Kinder unter ein Obdach zu bringen; — dazu nun hat auch der Mensch Kraft und Verstand; wann er Gelegenheit dazu hat, so erarbeitet er jeden Tag mehr als er auf diesen Tag zur Leibesnahrung und Nothdurft bedarf. Nach diesem allen wird billig das, woraus er eigentlich seine Nahrung haben und hernehmen soll, abgemessen, bestimmt, zugestanden und zu bearbeiten, übergeben.

Der Acker ist's, auf dem er eigentlich sein Brod sucht und von wo aus er es auch hernimmt; hier wächst sein Kleid, hier seine Speise, hier wachsen die Materialien seines Handels, dieser Acker muß also vor allem der Größe nach für ihn bestimmt werden: das Maas, nach dem er ausgemessen werden muß, ist Nahrung, Vorrath, Kraft zur Arbeit, auch nach dem Raum für andere ausser ihm muß er berechnet werden; sie alle, die ein Land bewohnen, kommen da zusammen in Betrachtung: wo wenige Insassen sind, da mag man immer



mer reichlicher geben, als da, wo mehrere sind und so also, wie die Anzahl der Bewohner eines Landes wächst, und zunimmt, so muß man sparsamer theilen oder das schon reichlicher zugetheilte, wieder dividiren und also mit dem, so etwa einer hatte, zween, drey besorgen und sie dadurch in Arbeit setzen und beschäftigen.

Mann und Weib, diese sind die zwei Personen, welche den Acker zu ihrer und der Unterhaltung der aus ihnen kommenden ihrigen fordern; der Mann bearbeitet das Feld, das Weib besorget das Haus; es ist, zumal alsdann, wann man auf Kinder, Vieh u. d. gl. sieht nicht möglich, daß letztere auf dem Felde ist, so wenig als es für den Mann möglich seyn wird, Brod in's Haus zu schaffen, ohne stets auf dem Felde zu seyn und nur im Hause arbeiten zu wollen.

Was ist aber also das Weib im Hause und der Mann auf dem Felde alleine gelassen? Ich lasse da einen alten weisen Prediger sagen: — Ich wende mich und sehe die Eitelkeit unter der Sonnen: es ist ein Einzelner und nicht selbender und hat weder Kind, noch Brüder, noch ist seines Arbeitens kein Ende u. das ist je auch eitel und eine böse Mühe.

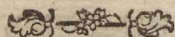
So ist's besser zween denn eins u. fällt ihrer einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Wehe dem! der allein ist, wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe. Auch, wenn zween beyninander liegen, so wärmen sie sich; wie kan ein einzelner warm werden? Einer mag überwältiget werden; aber zween mögen widerstehen, denn eine drehfache Schnur reißet nicht leicht entzwey. — Dieses saget uns, daß wir dem Mann einen Knecht und dem Weibe eine Magd geben, und also auch diese mit Arbeit und nothdürftiger Nahrung versehen müssen: die Möglichkeit ihrer Arbeit und diese letztere verbunden mit der Arbeit der erstern, welche sich durch ihre Vereinigung an Kraft gewiß um eines vermehrt, müssen wir
billig

büßig in unserer Rechnung und Bestimmung der Größe des Aekers mit ansetzen.

Aus Erfahrungen bey sehr vielen Haushaltungen und zum Theil auch aus der Berechnung der Arbeiten, die geschehen müssen, und des Ertrags, und des Jahres durch zum Unterhalt Nothwendigen, ist es unwidersprechlich gewiß, daß bey der noch gehaltenen Brache 21 Morgen Aecker hinlänglich sind, vier Menschen mit erlichen Kindern nicht nur mit Brod zu versehen und sie im Stand zu sezen, sich durch ihren Ertrag noch mehr anders nöthige zu verschaffen, sondern auch bey manchen Arbeiten und in manchen Zeiten sich so beschäftigen werden, daß noch ein oder zween Tagelöhner auf erliche Tage zum Benstand erfordert werden.

Wenn man in der Landwirthschaft alles nach Seckunden und Granen abzehlen und wägen wollte oder könnte, so müste ich hier Arbeit, Nahrung, Ertrag und Zeiten auf eine Waag bringen, sie zusammen vergleichen und darthun, daß alles so genau zusammen passe, daß niemals ein Fehler sich einzuschleichen, vermöge; ich sage aber, daß so was weder möglich noch nöthig ist: daß es genug ist, sagen zu können: hundert und tausend Bauern haben so viele Aecker, so viele Dienstbothen, und alle haben so ihre Nahrung, sie legen was zurück, bestehen für sich wohl, besorgen ihrer Kinder Wohlfart, und berathen sie zuletzt ihrem Stande gemäs nach elterlichen Wünschen vortreflich; — Wenn also diese bey so vielen Aeckern wol bestehen, so werden unter gleichen Umständen auch noch andere und mehrere hunderte und tausende wohl bestehen und auskommen.

Ich dachte, wenn man dies Maas allezeit und überall einführte und nach diesem alle Bauerngüter berechnete, es würde und müste in sehr vielen Ländern besser hersehen und alle Felder würden schöner grünen als so,



da man den Bauern willkürlich kaufen, besitzen und arbeiten läßt: ich kenne wirklich solche Länder, wo die Bauern ungeheuer große Felder haben, davon aber kaum das Drittel bearbeiten; zwei Drittel liegen allezeit wüste und kaum nach 5 7 9 Jahren werden sie wieder umgebrochen, dagegen das bisher bearbeitete wieder öde gelegt und unbenutzt gelassen.

Immer besser, der Landmann hat zu wenig, als zu viel; im erstern Fall grünt durch vielfältigen nöthigen Fleiß alles aufs beste; im zweyten siehet man auf allen Ecken des Landes Wüsten und so gar auf dem bearbeitetem Felde nur halben Fleiß: mehr Nichts, als Etwas.

Ein und zwanzig Morgen seye also das Maas, nach dem ich alles übrige eines Bauernguthes messe.

Ohne die Bearbeitung dieser Feldungen, wird man keine Getraide-Ernde zu dem benötigten Brod hoffen oder denken; Die Bearbeitung schafft dem Felde die Fruchtbarkeit an, denn ein Feld bearbeiten, heisset sonst nichts, als das Feld im Stand setzen, fruchtbar zu seyn, um reiche Ernde geben zu können.

Wenn man nun annimmt, wie man auch annehmen muß, daß die Fruchtbarkeit der Felder das seye: daß sie die Nahrungstheilgen der Gewächse enthalten, und im Stande sind, diese nicht nur geschickt anzunehmen und den Gewächsen hinlänglich und fertig mittheilen zu können: daß sich die Fruchtbarkeit derselben nach der Menge und Größe der Massa der Nahrungstheilgen und nach der Größe der Geschicklichkeit, sie aufzunehmen und in der Fertigkeit, sie den Gewächsen mittheilen zu können, vermehre, so folget natürlich, daß ihre Bearbeitung nichts anders seye, als diejenige Behandlung, durch welche man sie im Stand setzet, die Nahrungssäfte leicht, in vollem Maasse erhalten, anziehen und mittheilen zu können.

Diese

Diese Nahrungssäfte der Gewächse kommen der Erde aus der Luft zu; vermehrten aber durch Zufetzungen solcher Dinge, sonderten die natürlichen Auswürfe lebendiger Geschöpfe, die dieselben in größerm Maaße enthalten, welche durch das Wasser aufgelöst, verschluckt und mit ihm in die Haarröhrgen der Pflanzen eingehen oder eingeführet werden.

Natürlich gedacht, wird sie ein fester Boden nicht so verschlucken, das Wasser wird in solchen nicht so einsinken, die Wurzeln der Gewächse, in welche die Nahrungssäfte zuerst eingehen, werden sich darinnen nicht so ungehindert ausbreiten, und sie nicht von so vielen Seiten her und so weit um einnehmen, als in einem aufgerissenen Erdreich, welches auf diesen Zweck öfters umgepflügt, geeignet und bearbeitet worden ist.

Zur Fruchtbarmachung des Erdreichs bedarf man also eines öftern Umarbeitens desselben, und des natürlichen Auswurfs lebender Geschöpfe;

Die Menschen allein langen zu beeden nicht zu, man bedarf der Pferde und des Rindviehes; Man könnte wohl sagen: Schweine, Schaafe, Gänse vermögten zur Düngung hinreichend zu seyn; wohl: — sie taugen aber nicht zu der Bearbeitung des Feldes; beedes aber vermögen Pferde und Ochsen zugleich; daher sind sie für den Landmann geschaffen zu beeden: zur Düngung und zur Arbeit, die er allein zu übernehmen und zu thun, um sehr vieles zu schwach ist.

Arbeit und Dung, nach dem Maaße, wie sie nöthig sind, bestimmen also die Anzahl des Zugviehes: Zwen Paar Joche Ochsen sind immerhin hinlänglich, eine Feldung von nicht mehr als 21 Morgen zu bearbeiten, zu pflügen, das Getraide heimzuführen; allein ihre Auswürfe zur fatten Düngung der 21 Morgen langen bey weitem nicht zu.



Was ist also zu thun? — soll man mehrere Ochsen des Dungs wegen aufstallen? — Man bedarf zur Düngung dieser Feldungen, nemlich zu sieben Morgen jährlich wenigstens 8 bis 10 Stücke Rindvieh; Man muß immerhin so viele Stücke im Stall haben; dann was nützt es, viele Felder zu besitzen, zu bearbeiten und darauf schlechter Ernden zu gewinnen? lieber weniger Acker, mehreren Dung, wenigere Arbeiten und reichere Ernde!

Wir haben nun aber sieben Morgen zu dungen nöthig, und wie ist dann jetzt da zu verfahren? — Ich sage, wann weiter bey einer Haushaltung nichts in Betrachtung käme, als die Arbeit mit Vieh und Dung, so mögten immerhin noch fünf Ochsen die Lücke ganz ausfüllen; es würde in der Aussicht, dieselbe mit Arbeiten nicht zu ermüden, ihnen mehr Ruhe, besseres Wachsthum und festere Fettigkeit zu verschaffen, wann allezeit fünf Paare in den Arbeiten abwechselten, sehr zuträglich und gut seyn;

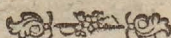
Allein, da man in der Haushaltung des Bauern auch der Milch und des Butters oder Schmalzes gar sehr und beständig benöthiget ist, so erfordert dieses wenigstens zwey oder drey Kühe; nimmt man an, daß der Bauer alle Jahre zwey Kälber erhält und gerne auch aus der Nachzucht was erlösen mögte, so hat er zwey Kälber, zwey zwenjährige Rinder, welche beede letztere er alle Jahre mästet und sich damit Baarschaft gewinnet, allerdings nöthig. Dieses, könnte man sagen, würde also sein Vieh seyn: zehn oder höchstens zwölf kleine und grose Stücke zusammen, die er zum Zug und zum Dunge nothwendig bedürfte; ich werde aber in der Folge bald zeigen, daß er über diese noch zwey Ochsen und zwey kleinere Stücke billig hinzuthut. Wie nun also der Acker das Vieh und dessen Anzahl bestimmt, so bestimmt nun auch das Vieh das nöthige Futter und die Morgenzahl der Wiesen.

Für das Vieh bedarf man die nöthige Fütterung, und zwar hinlänglich genug Fütterung, es beständig bey Leibe zu erhalten und dies zwar diesermwegen, den Ochsen mehr Kräften zu besserer Arbeit, den Kühen mehrere und fettere Milch, den Kindern besseres Wachsthum und Fettigkeit zu geben.

Es ist von vielen überschener, unbemerkter Schade, dem man sich durch schlecht gefüttertes Vieh zuziehet: Arbeit, Wachsthum, Milch, Butter und Schmalz gehen ab, und noch mehr. Der so unentbehrliche Dung taugt nichts; ist mager und unkräftig: Acker, Scheune, Küche, alles und zuletzt der Bauer selbst, kommt hiebey zu kurz. Man siehet also schon hieraus, daß die Fütterung des Viehes der Grund und das erste in der Landwirtschaft seyn wird, seyn muß und bleibet.

Es fragt sich nun aber hierbey: welches ist das rechte Verhältnis zwischen dem Vieh und den Wiesen? — oder besser: das rechte Verhältnis zwischen dem Vieh und der Fütterung? — wir haben angenommen, daß ein Bauer, welcher alle Jahre sieben Morgen Acker zudungen hat, zehn Stücke Rindvieh bedürfe und die zwar nur seiner sieben Morgen Acker wegen; er hat aber auch ein Stück Kraut oder Kohlland, einen Küchen- oder Gemüsegarten, diese müssen weit fetter als der Acker alle Jahre gedüngt werden, und wann er seine Wiesen in gutem Zustande erhalten und von ihnen den möglichen Nutzen ziehen will, so muß er davon wenigstens alle Jahre das dritte oder das vierte Theil dungen; diese allerley Felder, welche außer den Aeckern gute Düngung erwarten, fordern, daß er seinen Viehstand um wenigstens vier Stücke vermehret, also seinen Stall beständig mit wenigstens zwölf, besser, mit vierzehn Stücken besetzt hält.

Also wie viele Wagen Heu bedarf er neben dem Grumet und allem dem Geströb von seinen Aeckern zu 12 bis 14 großen und kleinen Stücken Rindvieh? —



Fünfzehn grose Wagen voll, jeder zu drey und vier Lagen, zu deren Abführung von der Wiese, je nachdem die Weege sind, 2, auch 4 grose Ochsen erfordert werden, bedarf er.

Hernach berechne man nun die benöthigte Anzahl Morgen Wiesen. Man wird weniger als acht Morgen nicht ansetzen, setze es auch, daß jeder zween solche Wagen voll Heu, als ich gefordert habe abgiebt. Ist hier schon ein Wagen mehr, so muß man bedenken, daß auch in manchem unfruchtbaren Jahre ein Wagenvoll zu wenig eingeerndet wird.

Und jetzt noch mehr! diese 8 Morgen Wiesen langen doch zur grünen Sommer- und Winterfütterung nicht hin; ich setze voraus, daß der Bauer auch einen Grass- oder Baumgarten zu etwa einem halben oder ganzen Morgen besitzt, den er den Sommer hindurch aufs Krüppenfutter verwendet, daß er ein Krautland hat, und das Abkraut verfüttert, daß er noch überdies einen halben oder ganzen Morgen Acker mit Klee angesäet, abzumähen und grün zu verfüttern hat; hat er dies alles, so hat er Sommer- und Winterfütterung gar wohl genug, doch biß er seine vier Ochsen alle Jahre mästet (hievon werde ich weiter unten schreiben) wird er davon wenigens übrig behalten dürfen oder können.

Man wird mir wohl recht lassen, wann ich behaupte, daß keine schlechtere Einrichtung in der Landwirthschaft zu denken sey, als die, da man fast lauter Acker, wenige oder gar keine Wiesen anleget, und das konnte man vor dreyßig, weniger oder mehreren Jahren mit größerem Rechte als heute behaupten, wo man den Abgang des Heues mit nichts sonst als mit elenden saftlosem Stroh ersetzen zu können glaubte; — heutiges Tages ersetzt man es durch andere eingeführte Futterkräuter, sonderlich durch Klee: das ist wohl recht gut; allein ich mögte doch
 fraz

fragen: warum nicht natürliche Wiesen anlegen, da man doch überall die schicklichsten Plätze dazu vorfindet? — Eine Wiese, einmal angelegt, bedarf keines weitem Ansehens mit theuer erkauften Saamen, keines Pflügens, und mich deucht immer, daß das Gras, von ihr gedörret, dem Vieh sehr willkommen seyn müsse, auch im dörren so viel Arbeit bey weitem nicht mache, als der Klee aller drey Arten verursacht. Gewiß, wann ich auf einer guten Wiesen genug hätte, so würde mich, zum Klee ansäen, so leicht Niemand bereuen. —

Diese Berechnung der Verhältnisse zwischen dem Bauern und seinen Leuthen, dem Acker, der Fütterung, der Wiese und dem Viehstande ist aus Begriffen und Vergleichen aus allgemeiner Erfahrung so richtig, wahr und einleuchtend für mich, daß ich selbstn mein ganzes Guth darnach abmas und bestellte.

Ich habe hundert und funfzig Morgen Landes erkaufte, im Besiz und die anzulegen, wie ich wollte, hatte ich völlige Freyheit: ich nehme nach dem Maasse der 21 Morgen Acker, 63 Morgen zu Aekern, 30 Morgen zu Wiesen, 47 Morgen blieben auf einem Berge Holzung, an den steilen Seiten Haide und Buschwerk, und zwey Morgen Weinberg, 3 Morgen enthält ein Teich, drey Morgen nehm ich zu Baum: Küchen: und Krautgarten weg, 1 Morgen gieng für meine Gebäude und ganze Hofraithe ab, 1 Morgen mag auf Weege weggeschnitten seyn. Ich habe, diese Guther zu bearbeiten, einen Bauern mit seinem Weibe, 3 Knechte, 3 Mägde: der Viehstand enthält 6 Paar Ochsen, 6 Kühe, das übrige Vieh bestehet aus 1. 2. 3 jährigen Kindern, die ganze Summe ist 40 Stücke, dazu kommen noch 25 Schaaf, 6 Schweine. Der Schaaf wegen habe ich die Morgenzahl der Wiesen um 2 Morgen vermehret.

Man wird wider alles dieses nichts einwenden; nur wird man sagen: daß noch 4 Personen abgiengen; denn,



wann bey 21 Morgen Aecker 4 erfordert würden, so würden bey 63 Morgen zwölfse wohl nöthig seyn. Hier auf wolte ich antworten: daß verbundene Kräfte immer mehr thun als einfache, und ein Bauer hinlänglich und im Stande seye, 6 Dienstbothen zu regieren, ihnen ihre Arbeiten von Tag zu Tag, von Stunden zu Stunden angeben und unter ihnen nachsehen zu können.

Für so nothwendig ich auch dies Verhältnis zwischen den Aeckern, den Wiesen und dem Viehe erklärt habe, so wird man doch sagen, daß man die so unumgängliche Nothwendigkeit desselben nicht einsehe: nun könne, sagt man, wenigstens diese Unentbehrlichkeit jenes bestimmten Verhältnisses zwischen Wiesen und Aeckern nicht ausmachen, wenn man schon das übrige als ganz richtig und für nothwendig erkenne; man will den Abgang eines theils der 8 oder 9 Morgen Wiesen durch Futterkräuter, Klee und dergleichen ersetzen.

Ich gestehe es zu, man kann's; deswegen aber ist mein Satz: so viele Wiesen muß man haben, dennoch nicht umgestossen; dann ich schränke mich ja nicht auf natürliche Wiesen allein ein; seyen sie künstliche oder natürliche, daran liegt mir nun wenig oder gar nichts; daran aber liegt alles: so viele Fütterungen an Gras, Heu und Grumet zu haben, um so viel Vieh füttern und davon so vielen Dung zu Aeckern und Wiesen erhalten zu können;

So kan man jetzt thun; aber vor 30. 40. Jahren, in dem und einem andern Lande, konnte man, da man weder Klee, noch Futterkräuter kannte, wohl nicht so; hätte man nicht Wiesen, so ersetzten sie noch so viele Aecker wohl nicht, und der Bauer könnte mit allen seinem großen Besitze an Aeckern nichts erspriesliches ausrichten, zumalen alsdann, wenn man nicht einsähe, wie es auch möglich seye oder werden könnte, sein Vieh ohne Weidgang, stets im Stalle gefüttert, gesund und dazu so viele

le nöthige Fütterungen erhalten zu können. Jeder Bauer, so nicht genug Wiesen hätte, wäre zuverlässig verlohren, hätte schlechtes Vieh, nicht genug guten Dung, schlechte Aecker, kein Geld. Fütterung bleibt einmal für allemal das Fundament einer guten Oekonomie! —

Unterdessen, da man sich meiner Ausrechnung des jährlichen Gewinns aus einem Landguth in dem vorhergehenden Kapitel, welcher wenig oder nichts ist, hier erinnert, so wird man ausrufen: was aber alle diese Einrichtung, wenn man dennoch nichts gewinnt? hat der Bauer sonst nichts aus seinem Guthe als Wasser und Brod bey blutsaurer Arbeit, was nuzt jedes Verhältnis und alles Oekonomisiren?

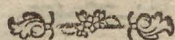
O ja, meine Leser! so wie ich sagte, ist wirklich das traurige Schicksal der Landleuthe: bey dermaliger Verfassung und dem Drucke durch die häufige Abgaben werden sie ihrer Arbeiten kaum froh: aus ihren Güthern haben sie kaum Wasser und Brod: die Interessen ihres in den Landgüthern steckenden Kapitals, blieben ihnen nur diese! das was sie aus dem Handel haben, ist das, was sie für ihre Kinder zurücklegen allein! — Erbarmet euch ihrer, gönnet ihrem Leben, Brod und Freude! — ich bitte!!! —



III.

Die Anlegung des Landguthes selbst.

Hier legen nun meine 150 Morgen wüste, mit Dorn und Disteln bewachsen, sonst aber so ziemlich eben, dahin; Ein Bach legte hin und her Sümpfe an, rieß Löcher aus, zeugte Weidenbüsche in Menge: bey einer



genauern Untersuchung unter der Arbeit, fand ich hin und her die deutlichsten Anzeigen, daß sie schon ehemals gepflügt waren: Selbst da, wo ich meine Gebäude errichten wollte, fand man Mauern, zuletzt ein noch ganz wohlbehaltenees Gewölb, welches zu einem Keller gedienet hatte; ein See oder Teich von ein paar Morgen, lag ohnehin noch auf der Anhöhe wohlgepflegt da; lauter Beweise, daß ehemals schon ein Bauernhof auf dieser Stelle errichtet und angelegt war.

Die erste Frage war nun: wie da zu verfahren und welche ist die erste Arbeit, jeden Platz zuzubereiten, wo zu er auf die Zukunft bestimmt wird?

Dergleichen öde Plätze, die vormals schon angebaut waren, findet man in Deutschland noch ungemein viele: die alten Deutschen wohnten gemeiniglich einsam und hatten ihre Feldgüter rund um ihre Hütten her, bauten auch einige, etwa eine Freundschaft: Vater, Kinder, Enkel auf einem und eben dem Platz zusammen an, so waren es doch wenige Häusgen, und formirten einen Weiler; größere Dörfer sahe man wenige oder keine; Städte waren was noch seltener, und mehrere Häuser umzog man erst spät, zu den Zeiten der sächsischen Kaiser mit Mauern und Wällen; wie nun diese die Kriege und die Einfälle der Feinde nöthig gemacht haben, um sicherer zu wohnen, so drängten auch eben diese Unsicherheiten, bey so zerstreuten einzelnen Wohnungen, wo kein Nachbar dem andern bey einem Ueberfall so schnell als oft nöthig war, zulaufen und beystehen konnte, die Landeute näher zusammen, sie bauten aneinander an, und hieraus entstunden Weiler, endlich Dörfer und Flecken. Der dreißigjährige Krieg zeigte sich hierauf in voller Kraft; ich glaube gewiß, wenn dieser nicht Unsicherheit, Verheerung, Brand und Tod ganz unbarmherzig, wild und grausam, seine Fackel in der Hand, als eine Furie verbreitet hätte, wir würden heute noch ungleich mehr Weiler und einzelne Höfe vorfinden, als jezo noch
da

da sind, und es würde sich dadurch die Landwirthschaft um vieles mehr verbessert haben, die Einwohner würden reicher seyn, und der Luxus würde nicht so viele weidlich gemacht haben; es ist ungemein vieles gewonnen, wenn man seine Feldgüther um sich herum hat, oder wenn man nur nicht weit auf dieselben hin hat. Menschen und Vieh ersparen Zeit, Arbeit und Mühe, selbst der Wagen leidet weniger und alles Geschirr dauert länger.

Ich konnte mir nicht besser rathen, als einen Hof, so ganz einsam gelegen, zu suchen und zu besitzen, und ich wüßte einem Landesherrn, für ihn und den Unterthan nichts zuträglichers zu empfehlen, als da, wo große Dörfer und Markungen sind, das Ausbauen der Unterthanen auf die Gränzen, wo die Güther vernachlässigt, selten oder schlecht gedungt, gepflügt, bearbeitet worden, zu begünstigen, sogar zu unterstützen, zu befehlen, oder Unterthanen die erst um Unterthanen-Schutz ansuchen, nicht anders als unter dieser Bedingnis: daß sie ausbauen, aufzunehmen und zu beedigen.

Ich klage bey einer jeden alten Brandstädte, bey jedem eingegangenen Weiler, bey jedem öde liegenden Hof, bey zerfallenen Mauern der Landhäuser der Alten, deren es doch überall sogar viele giebt; man muß es mir verzeihen, daß ich hier klage, ihre Herstellung wünsche, und neue dergleichen einzelne Anlagen nachdrucksamst und angelegentst empfehle; sie sind einmal das erwünschteste für eine bessere Pflege der Feldgüther! —

Ich werde die Art und Weise, wie ich meine Gebäude errichtete; auf die Folge meiner Erzählung versparen, hier sage ich nur das, was eigentlich die Zubereitung meiner Grundstücke angehet. Ich sahe gleich anfangs wohl ein, daß ich auf nichts eher als auf Fütterung, als der Grundlage des Ganzen zu denken haben würde, daher wünschte ich nur vorerst diese zu gewinnen.

Auf



Auf diesen Zweck zu arbeiten, war nöthig, das Feld von Gebüsch, Dornen, Steinmauern zu reinigen; ich that's und lies dieselben überall ausgraben, wegräumen, die Steine theils in die Gruben versenken, sie mit Erde von den weggehobenen bucklichten Gegenden überschütten, Theils in die Sümpfe werfen, und ebnete so nach und nach alles nach Möglichkeit aus.

Nichts beschäftigte mich mehr als die sumpfigten Derter, welche der unordentliche Lauf, der verhinderte Ablauf des Baches verursachte; hier war nun mein erstes, daß ich dem Bach ein ordentliches und richtiges Beet gab: Ich ließ es ausgraben, die Weidenstöcke die da wuchsen, herausnehmen; allein bey dem allen vertrocknete dennoch der Sumpf nicht; wo ich nun einen solchen Ort antraf, der ohnerachtet, daß der Bach ungehindert ablief, dennoch nicht trocken werden wollte, da lies ich vom Bach an einen tiefen Graben hinziehen, und fand da endlich eine bisher verborgene Quelle; Als ich aber endlich bemerkte, daß alle diese Gräben nicht hinreichten, das ganze Feld ins Trockene legen zu können, so mußte ich diese Operation in eine ganz andere noch umändern.

Ich war überzeugt, daß alle Quellen, daraus diese sich überall hin verbreitende Masse entstand, aus den ringsum höher liegenden Gegenden verborgen herabflossen und sich so überall hin vertheilten, also dem Uebel nichts sicherer, geschwinder und vollkommener abheifen könnte, als ein tiefer Graben, den ich unten am Fuße des sich ringsum erhebenden Landes herumziehen lassen würde, in welche die Wasser ein und sodann durch einen alles in sich fassenden Graben in den Bach eingeleitet werden könnten; — ich unternahm's und sahe gar bald, daß hie eine Quelle und dort eine hervorsprudelte, sich alle in meinen Graben ergossen, und so, ohne wieder in die zur Wiese bestimmte Strecke laufen zu können, abflossen.

Nun

Nun sank das Erdreich auch wieder, und um das merk-
samer und geschwinder zu bewirken, lies ich allen Aus-
schlag aller meiner Gräben auf das künftige Wiesenstück
verführen und da überall obenhin ausbreiten.

Es war nun geschehen, ich lies mich meine mehrere
darauf verwendete Gelder gar nicht gereuen; die letzten
Wochen des Frühlings waren noch nicht ganz vorbei,
so lag schon alles so da, wie ich es wünschte.

Nun war noch übrig, das Feld zu vermögen, mich
auf künftigen Sommer mit hinlänglicher Fütterung zu
meinem Zugvieh und zu den benötigten Kühen verses-
sen zu können.

Nichts als Grasarten von schlechter Art schienen
hervor; doch, da ich überzeugt war, daß aller Erdbod-
den durchaus mit Klee bedeckt seye, der nur Nahrungen,
um fett und hoch hervorzuwachsen, erwarte, so richtete
ich Sorge und Arbeit dahin, ihme diese zu geben: Aus-
würfe vom Vieh zu erhalten, war mir ohnmöglich, das
Feld war zu groß, in der Nähe kein Ort, wo ich ihn
erkaufen und herführen lassen konnte; was war mir
übrig als auf Surrogata der natürlichen Düngung zu
denken.

Mich führte, ich weiß nicht was, auf den Einfall,
daß der See oder Teich an der Stelle, wo ich die Rui-
nen eines alten Gebäudes vorgestanden hatte, einen zum
Dungen nützlichen Bodensatz enthalten könnte, ich befahl
ihn ablaufen zu lassen, es geschah und ich fand in ihme
einen Schatz von uralten schwarzen Schlamm, der ver-
muthlich noch von dem da eingegangenen Landguth, aus
dem aller Koth dahin abflos, herkam: es war nicht mög-
lich, diesen Schlamm sogleich ausführen zu können, ich
that aber auf der Stelle alles wodurch er zur Festigkeit
und Austrocknung gebracht wurde: ich lies den ganzen
Teich durch viele übereinander hinlauffende und sich creu-
zende



zende Gräben in Stand setzen, sein Wasser ausschütten zu können, ich merkte dabey sonderlich auf die hie und da auffsprudelnde Quellen und ließ auf sie tiefere Gräben hinziehen; schon gegen den Herbst war ich im Stande hie und da Erde auszunehmen; ich thats, und bey jeder schließlichen Witterung fuhr ich damit biß in dem Frühling des folgenden Jahres fort, so daß also allerley Gegenden, die zu Aeckern, sonderlich aber die, die zu Wiesen bestimmt waren, mit dieser herrlichen Düngungsstaate überdeckt waren. Ob nun schon also der natürliche Klee mir alles versprach, so war ich doch damit noch nicht zufrieden, ich bestreute alles Feld, sonderlich das, so zu Wiesen angelegt werden sollte, diesen Frühling und Sommer durch mit dreyblättrigten rothen Kleesaamen, welcher wohl keimte und biß zum Herbst noch sichtbar wohl herwuchs; — als nun der folgende Frühling eintrat, der im Winter durch zerfrorene Seeschlamm umgereicht, die Stellen vom Urath, Steinen, Wurzeln, Rohr, u. dgl. gereinigt waren und sich endlich warme Regen einstellten, so war der Wuchs aller Grasarten auf einmal so heftig, daß ich in einem Sommer drey reiche Heu und Grumet-Ernden hatte.

Schon bald im Frühling konnte ich aus dem fettesten hervorkommen aller Gräser gewiß vorher sehen, daß ich die besten Ernden haben würde; daher war ich, wie ich dann auch schon Winters durch darauf Anstalt gemacht hatte, im Stande, eine Scheune zu erbauen, die auch biß gegen Johannis aufgeschlagen und eingedeckt, obgleich noch nicht ganz in seinen Wänden ausgemauert war; hinein brachte man nun die Ernden, wo sie vom Regen verwahrt lagen. Nun war's gewonnen, ich war nicht nur wider alles Widrige gedeckt; ich sahe schon den besten Ausgang meiner Unternehmung froh und hoffnungsvoll entgegen.

Man ist damit zufrieden und räumt mir ein, daß man durch so ein Hülfsmittel gar wohl im Stande seye,
eine

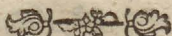
eine solche Einöde auf einmal in eine gute, fette, tragbare Wiese zu verkehren, sich auch die nöthige Fütterung und in einer Zeit von einem Jahre anzuschaffen, vermöge;

Allein, sagt man, gesetzt, dieses Hülfsmittel gieng ab, womit sich alsdann zu helfen und zu rathen? tausend Stellen sind, auf denen man so was nicht vorfindet!

Man erlaube mir, ehe ich hierauf Vorschläge thue, zu sagen, daß ich schon mehr als eine, schon etliche dergleichen Stellen, wo man ein ähnliches vorhatte, gesehen habe, wo man dergleichen und eben diese Aushülfe durch von ältesten Zeiten her nie ausgegrabenen fettesten Seeschlam haben konnte, wo man sie theils nutzte, theils zu abgesetzt nutzte, theils zu faul war, sie recht zu nutzen oder die Kosten scheute, sie recht nach Würden zu nutzen: gewiß, es ist selten so ein Unternehmen gewagt worden, wo man nicht auch eben dies oder ein anders Aufhülfsmittel in der Nähe aufzufinden vermögt hätte.

Es ist noch nicht gar lange, sahe ich einen dergleichen Versuche mit zu: Ein von einer abgebrannten Stadt an der Stadtmauer hingeführter Schutt abgebrannter Gebäude, welcher schon etliche Jahre da lag, den Beeg versperrte, überhaupt gar nicht am rechten Orte lag und schon längst weggewünscht wurde, gab, ihn ausführen zu können, das allertüchtigste Mittel; er gelang das durch wider alles vermuthen auf das beste; anderst konnte es wohl nicht seyn; dann was wirkt vorher auf die Fruchtbarkeit der Aecker und der Wiesen, der elendesten öden Plätze als so was, wo Salze, Oehle in außerordentlicher Menge da sind, und nur ihren Aufschluß und ihre Entbindung durch den Regen erwarten? Es ist Schade, daß in so vielen Städten, wo stark gebaut wird, dergleichen Schutt nicht sorgfältig gesammelt, als Dung nicht gebraucht, sondern in Flüsse zum Wegspülen geschüttet wird.

Man



Man pflegt in einigen waldigten Gegenden als z. E. im Ottenwald die Holzungen bald als Wald, bald als Acker zu benutzen, und zwar so, daß man das Holz in Jahren niederhauet, das dickste zur Feuerung heimbringt, das strauchichte aber ausbreitet, anzündet, auf der Stelle zu Aschen brennet, den Wald besäet, den Saamen mit dem Karste einhacket und so 2—3 Jahre lang die besten Ernden aberndet.

Könnte man so nicht jede buschigte wilde Einöde nützlich zu Wiesen, zu Ackern verkehren? ich glaube allerdings! —

Ich selbst habe auf einigen Stellen meiner Einöde das Buschwerk, Dornen u. dgl. verbrennen, die Asche umstreuen lassen und darauf den besten, fettesten Graswuchs erhalten.

Die Ungarischen Busten auf denen Winters hindurch viel Gras, Rohr u. dgl. abstehet, dürre also unbrauchbar wird, werden alle Frühlinge angezündet und abgebrannt; gleich auf dem ersten warmen Regen grünen sie fett und liefern den Sommer durch die allerbesten Weiden für Pferde und Rindvieh.

Die Engländer ahmen der Natur nach: sie erbauen von gelbem Leimen, haben sie den nicht, von jedweder Erde, Hütten von vielen Wänden, füllen und stopfen sie mit Stroh, Reisig, und altem Holz aus, zünden alles zusammen an, lassen es so zusammengebrannt, ein, zwey auch drey Jahre unter freyem Himmel übereinander liegen und dungen damit endlich Acker und Wiesen mit dem besten Erfolge.

Ein großer Fürst, der Cavallerie hat, und solche auf einer Haide einen Sommer durch lagern ließe, würde dadurch das nehmliche und vielleicht das noch tüchtiger bewirken.

Ich

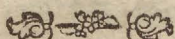
Ich habe Sümpfe ausgraben sehen, man hat den Rand auf beyden Seiten eines Bachs ausgestochen, sein Beet zu erweitern, die Erde auf Haufen gelegt und nach einem Jahr auf die dürresten Wiesen gebracht, welche hiedurch das fetteste Ansehen bekommen, und zwey, drey Jahre lang die reichsten Ernden gegeben haben.

Man hat in einem Orte, wo viele Juden wohnen, welche sich mit Gänsemästen beschäftigen, und weil sie die Kunst verstehen, die Gänse so zu füttern, daß sie überaus große Lebern, die als Leckerbissen ihre Gänse zum Verkauf sehr empfehlen, sich damit erhalten und ernähren, folglich sehr viele mästen, welches ihnen vielen Gänsemist verschafte, der aber vom Landmann aus Vorurtheil verworfen und gar nicht als Dung genutzt werden wollte, den sie auf große Haufen vor dem Orte draussen hingebacht, der von jeher so da lag, endlich damit einen Versuch gemacht und befunden, daß gar nichts so dungerich seyn könne, als vergohrner Mist dieser Thiere.

Diese und viele dergleichen verachtete Dinge liegen oft sehr nahe und man könnte Thaten damit thun, wollte man sie nur aufheben und nützen.

An einer Spiegelhütte lag von ewigen Zeiten her das, womit man die Spiegel schleift und polirt, es ist Asche, Fett, Dehl u. dgl. auf Haufen, es war von jedem Bauern gesehen, als unnütze angesehen und verworfen, biß endlich ein Mann, der nicht Dung hatte, eine Butte voll aufsuch, heim und auf sein Wiesgen trug, es rein umbreitete und das fetteste Gras herwachsen sahe, und damit gute, nie vorher erhaltene reiche Ernde gewann.

Dies hat nachher das Haalbözig, dieses endlich den Dornschlag empfohlen; der Gyps kam jetzt dazu, und diese sind lauter Surrogata vom natürlichen Auswurf lebender Thiere; dem gewöhnlichen Dung, womit man



beym Abgang dieses im Stande ist, auf den dürresten Feldern großes zu thun; es ist von mir nicht eines ungebraucht geblieben; ich hatte von allen recht gute Wirkungen gesehen.

Gewiß ist, will man sich nur umsehen, so wird man zu jedem guten Zweck gute Mittel überall auffinden; ist dazu nicht das eine, so ist's doch das andere.

Ich würde mir auch beym Abgang alles dieses dennoch auf eine andere Weise, und zwar durch diese, wie ich sogleich sagen werde, geholfen haben: Ich würde alle meine zu Aeckern bestimmte Felder haben umbrechen, sie mit Haber, dem ich das Drittel Wicken untermischt hätte, besäen haben lassen; diese beede Früchte bedürfen keine sonderliche Pflege, auf schlechtem Felde, frisch nur einmal umgepflügt, gedeihen sie wohl, hat man Gyps und bestreut sie damit, so hören die Wicken auf zu wachsen und treiben ein sehr langes und fettes Gestroh; beede Sorten würde ich, biß sie Körner getrieben hätten, und fast, doch nicht ganz gezeitigt gewesen wären, haben stehen und dann abmähen, so untereinander als Heu abdörren, heimbringen, zu langen Häckerling schneiden und verfüttern lassen; diese Fütterung thut beym Viehe mehr als selbst Heu oder Grumet.

Alles dieses, welches ich hier aufgeschrieben habe, nehme man als die Vorschläge an, die ich in solchen Fällen, den einem unter diesen, dem andern unter andern Umständen geben würde.

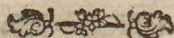
Ueberhaupt, will ich sagen, alle Geburten kosten viele Schmerzen, und jede neue Anlage fordert große Mühe und Kosten, wer da nicht setzen und voraus auf Hoffnungen auszahlen kan, der bleibt billig davon;

Damit aber will ich nicht sagen: daß man thun müsse, wie jener, der bald darüber verarmte, gethan hat

hat: der alles im Großen anfieng, der Kostbarkeit und Schönheit, das Entbehrliche mit dem Unentbehrlichen, alles zugleich haben wollte, im Kleinen aber endigte, also weder das Nothwendige, noch das Schöne je genoß, wann unterdessen ein anderer sein Gütchen einnahm, vom Kleinen zum Größern übergieng, und in Ruhe sein Leben dabey hinbrachte und begüttert als guter Vater seiner Kinder verstarb.

Nichts nachtheiliger als der eifertige Gedanke oder der Wunsch, das geschwinde sehen zu wollen, zu dessen glücklichem Entstehen und beständiger nützlichen Fortdauer Jahre erfordert werden: nach diesem sieht man, das Vieh zu einem Landguth in solcher Menge als es kaum, wann es schon ganz urbar gemacht und bestens cultivirt wäre, ernähren kan, sogleich jetzt, da noch kaum ein Bund Gras wächst, oder doch kaum die Hälfte Viehes davon jetzt ernähret werden kan, eingekauft, eintreiben und anstellen, da sich denn auch im kurzen die Nothwendigkeit einstellt, die Fütterungen und die Streue zu erkaufen und der erste Aufwand wird in vielen Jahren durch den Ertrag nicht mehr vergütet oder bezahlt; dergleichen Uebereilungen sahe ich bey dem Fürsten zu * * * mit an, die jeden zur Warnung dienen und ihn von dergleichen unzeitigem Unternehmen abwarnen könnten und sollten.

Da ich nun, daß ich in Erzehlung meiner Unternehmung hier fortfahre, also einmal einen hinlänglichen Vorrath an Fütterungen erhalten hatte, und mich nicht mehr in der Gefahr sahe, in dergleichen betrübte und verderbliche Nothwendigkeit durch irgend einen Zufall versetzt werden zu können, so versah ich mich nunmehr auch mit dem benötigten Zug- und Melkvieh, und nun den folgenden Frühling baute ich zwey Drittel meiner Aecker mit Haber und Wicken, auch Schottenfrüchten zur Küche schon an, ich pflügte Sommers durch das



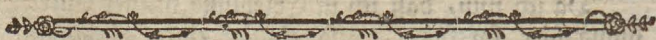
übrige, welches ich nun auch schon etwas zu bungen im Stande war, zur Wintersaat auf den Herbst um. Die Anlage war also geschehen und in der Zeit, die meinem Zugvieh, welches bisher in von Brettern erbauten Hütten stand, von der Feldarbeit übrig blieb, wurden die Baumaterialien zu Haus und Ställen nach und nach angeführt. Blieben den Dienstbothen, die bisher in Baracken lebten, Stunden von Arbeit leer, so wurden sie zu den Arbeiten in meinen Gärten verwendet.

Geld, Zeit, Mühe, Aufsicht und standhafte Geduld sind das Unentbehrliche bey dergleichen Unternehmungen; wer sich dazu entschlieset, muß sich auch im voraus schon mit allen diesen versehen und damit wider alles widrige, dessen es dabey nur zuviel gibt, schützen, aufs allerbeste verpanzern und wapnen.

Ueberwindet man einmal auf so wohlfeil erkauften Einöden, dann bezahlt der Ertrag alles reichlich, und ein so frisch angelegtes oder öde gewordenes, wieder hergestelltes Guth ist auch das einzige, auf dem und aus welchem man zu gewinnen, im Stande ist.

Ein schon cultivirtes, hochbezahltes Guth zahlt nie die Interessen des auf dasselbe verwandten Capitals.

Auch hier sagte ich Lehren im historischen Vortrag; ich habe ihn gewählt, um weniger abstract, sinnlicher und angenehmer zu lehren: den Erfahrungen lernt man bald ab und formt sich aus ihnen die Regeln sehr leicht von selbst.



IV.

Ueber die Bestimmung jährlicher Abgaben an die Grundherrschaft des Landguthes.

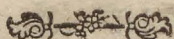
Ein mit Unterthanen vollgepfropftcs Land, die dasselbe wohl anbauen, tüchtig bearbeiten, und daraus allen möglichen Gewinn ziehen, ist mehr, als noch so viele

le Länder besitzen, wo jene mangeln, und das meiste vom Felde öde und wüste liegt; der Held, der Länder gewinnt, aus denen er die Bewohner versorgt oder auf ihren Feldern ermordet, ist mir wie nichts gegen den, der ohne Eroberungssucht im Frieden und in der Ruhe lebet, dabey auf die Vermehrung seines Volkes und auf die möglichst beste Cultur in der Stille denkt und arbeitet.

Ein weiser Regent wird nicht nur alles das, was ihm, diesen großen heilsamen und menschenfreundlichen Endzweck stets vor Augen zu haben, zu erreichen und beständig und andauernd zu machen, hindert, sorgfältig vermeiden, sondern auch alles darauf verwenden, ihn zu gewinnen und zu erhalten.

Er wird von aussen und innen sein Volk vermehren: durch eine sanfte, weise Regierung Fremde von aussen einladen und hereinziehen: unter den alten Unterthanen die Ehen begünstigen, die Erziehung der Kinder erleichtern, für die Gesundheit, das Leben und das fröhliche Bestehen der Seinigen aufs möglichste sorgen; hievon hängt seine Größe und sein eigener Wohlstand allerdings — darf ich's wohl sagen? — alles Gute ganz und gar ab! —

Verstehen kan ich es wohl nicht, es ist und bleibt eine unbegreifliche Sache, wie auch Länderbeherrscher seyn können, die den Preis ihrer Unterthanen so gering schätzen, auf fremde und ihre eigene so widersinnisch wirken, daß jene ihre Länder verabscheuen und diese die Auswanderung durch alle Wege suchen: der Druck der Landes-ingebohrnen wirkt auf sie, und auf ihre Nachbarn, ist also auf zwo Seiten schädlich, und doch sind so manche, die jenen alle die Stunden ihres Lebens verbittern, ihre Arbeiten erschwehren und unter ihnen, so wie die Diebe vom Raub leben. Man sollte die Ehen nicht nur nicht hindern, sondern sie begünstigen; es ist nicht genug, ei-



nige von dem Coelibate zurück zu halten, man sollte jedem sein Weib geben und ein dem ganzen Staate so äusserst schädliches Verboth der Ehen vor allem andern liberal aufheben, zerstören und vernichten; wollte man sich auch bereden, oder hätte man sich bereden lassen, daß es von Nutzen seyn könne, und hätte man auch erwiesen, daß es Nutzen gäbe, so ist doch der Schade gegen jenen vom unendlich grösserm Gewichte und ich bin überzeugt, daß der strengste Ascete durch innerliche Ueberzeugung, wann er auch von Politik einmal was gehört hätte, gezwungen ist, zu bekennen, daß so ein Gesetz, aus welchem mehr Schaden als Nutzen kommt, aufgehoben zu werden, verdiene. Ich bin auch mit der Ausrottung eines Uebels, wann ich mir's als einen unnützen und schädlichen Baum bilde, den man ausrotten wollte, und anfänge, seine Aeste vorerst abzuhaue, und so von da langsam bis zur Ausgrabung seiner Wurzeln fortgieng, so übel zufrieden, daß ich vielmehr diese Operation, da man sogleich die Art an die Wurzel legte, ihn mit Stumpf und Stiel, Wurzeln, Stamm und Aesten in einem Nu hinstürzte, jener weit vorziehe, und als die allerbeste, kürzeste und nützlichste empfehle.

Der Unterthan muß seiner Arbeiten froh werden und von ihnen Genus haben, ihr Bitteres zu verschmerzen; sind seine Abgaben (Abgaben bezahlt er billig an den, der ihm Gelegenheit gibt und einräumt, was zu gewinnen und seinen Gewinn schützt) so hoch angesetzt, daß er für die Mühe, nichts sonst als ein grämliches Brod, hölzerne Schue, Stroh zum Lager, den Himmel zur Decke hat, so, daß er seiner Arbeit nie froh wird, so verliehrt sich aller Eifer, er wird seinem Herrn unnütze, sein Leben ist ihm Last und das Land bleibt unter seiner Hand eine leere Wüste.

Ich war zwar unbesorgt, daß meine Grundherrschaft, die ihre Unterthanen eben so schätzt, wie der sie
liebt



liebt und verehrt, ja denken könne, sie zum Vieh herabzuwürdigen, ihre oder meine Güther so hoch in Anlage zu nehmen, daß uns nichts übrig bleiben könnte als Arbeit und kümmerliche Nahrung; unterdessen wollte ich doch vorher, ehe ich mein ödes Feld ankaufte und bearbeitete, wissen, wie viel meiner Abgaben Jahrs hindurch seyn sollten.

Man bewilligte mir das völlige Eigenthum meiner Güther gegen jährliche Abgaben nach dieser beständigen Anlage 2500 fl. vom Hundert.

1 fl. Schazung	•	•	25 —
1 fl. Kriegsgeld	•	•	25 —

50 fl.

Bei Veränderungenfällen, wann der Besitzer des Gutes stirbt, 5 fl. vom Hundert; wann er es verkauft, 5 fl. vom Hundert des Kauffschillings, wann er oder die Seinigen aus dem Lande ziehen, 10 fl. vom Hundert der Summe des Vermögens, welches sie mit hinausziehen; den zehnten Theil oder den sogenannten Zehenden von allen Produkten auf dem Felde, und den Zehenden von allem Blut in den Ställen nach Landesgewohnheit: einige vestgesetzte Frohnen mit Hand und Vieh.

So viele jährliche Abgaben sind nicht zu viel und dämäßig, wo die Güther gut und regelmäßig gebaut und besorgt werden; alle umliegende Landleuthe liegen so, wie ich, in der Schazung; es ist billig, daß wir zusammen gleiche Last tragen und die Vorsorge unsrer Obrigkeit für uns mit Dank, Beystand und Gegenliebe bezahlen; so, wie der Herr nicht ohne den Knecht; so der Knecht nicht ohne den Herrn: einer besteht durch den andern; einer fällt mit dem andern: sie haben nur ein Interesse zusammen.

Es ist nie zu viel gefordert, wo man viel dazu einnimmt: der Brannen wird nie erschöpft, dem seine rei-



che Quelle nicht verstopft wird; er füllt sich jederzeit wieder: das Land wird niemal vom Gelde leer, welchem es auf allen Seiten wieder zukommt: wo der Unterthan volle Freyheit hat, es auf alle Weise zu gewinnen und an sich zu ziehen. Ueberhaupt ist die Freyheit die wohlthätige Mutter aller Gewerbe, oder wie ein anderer sagt: die Seele der Manufakturen: ohne die ist alles ein Nichts: diese genießen wir durchaus bey unsern Abgaben im Lande.

So wurde mir auch eine Zeit von 10 Jahren verstattet, in der ich, als ein neuer Anfas, der eine Einöde urbar machte, keine Abgaben zu entrichten hatte: eine mächtige Beyhülfe zu meinen vielen Auslagen! Weiter kein Abgang jährlicher Einnahmen für die Landesobrigkeit, also kein Schade; aber eine gewisse Aussicht für sie aufs Künftige, mehrere Einnahme zu erhalten. Ich weiß nicht, soll man über den Neid, bey so einer Befreyung, wann er ausrufet: Was hab' ich dieweil! — lachen oder weinen; es gibt solche armselige Despoten, denen bey jeder Sache die Zeit zu lange wird, ihre Beutelschneiderkünste üben zu können, vom Raube zu leben; diese hindern alles Gute und ersticken alles Gute und verderben alles Gute bis auf den Grund.

Mein gnädigster Herr, ein einsichtiger, liebesvoller Vater seiner Lande, hörte mich mehr. Ich war von jeher so für die Freyheit und für einen beständigen Zweck meiner Handlungen und alles dessen, so ich mir fürnahm, der mir nie, durch irgend etwas verrückt werden konnte, daß ich auch hier, ob ich schon mit diesen meinen festgesetzten jährlichen Abgaben ihrer Summe nach vollkommen zufrieden war, doch dies in Ansehung der Entrichtung und der Einsammlung nicht seyn konnte.

Nichts fiel mir so sehr auf als daß ich die Zehenden auf dem Felde und im Stalle in Natur, so, wie sie erzeugt werden, abgeben, Sterb und Kaufhandlohn alsdann

alsdann erst bezahlen sollte, wann ich verstorben seyn werde, und das letztere allemal da, wann ich verkaufen oder einkaufen würde.

Gar zu vieles Widrige habe ich mir von jeher dabey gedacht und auch wirklich schon mehrmalen auf den Feldern und in den Häusern anderer gesehen, auch auf herrschaftlichen Cammern bemerkt.

Ich will es hier nacheinander vorlegen, wie sich's mir darstellte: Es ist gewiß, daß jeder Hausvater alsdann am besten stehet, wann er seine Einkünfte bestimmt weiß, und dieselben nicht auf einen ungewissen Fuß stehen, da sie sich zwar bald erhöhen, aber auch eben so oft wieder über alle Vorstellung und Vermahrung verringern können; Er weiß so seine Einnahme und kan darnach seine Ausgaben berechnen und bestimmen, und gibt, wann er will, nie zu viel oder mehr aus, als er einnimmt; hiebei kan eine Haushaltung gut andauern, sie kann voll und reich; aber niemals bankerot werden; wann die vom Gegentheil ihres Bestehens niemals gewiß ist, und man da gleichsam in den Tag aufs gerathe wohl hineinlebt;

Wie es nun da bey der Haushaltung eines Tagelöhners ist, so ist es auch auf einer herrschaftlichen Cammer: wo man eben so wenig weiß, was man einnimmt und wie viel man ausgeben darf und kan: wo die Ausgaben bald größer sind als die Einnahmen, da fällt gewiß bey Zeiten alles über den Haufen: Eine Cammer, deren meiste Einkünfte auf dem Ungewissen beruhen, ist in diesem Fall und kan nie mit Gewisheit sagen: hieben thuts gut: so lange wirds bestehen: uns kan's nie manglen! — —

Die Cammer aber, wo die wichtigsten Einkünfte: Kauf und Sterbhandlohn, die Zehenden der Felder, die Nachsteuergebühren auf ungewisse, unbestimmte Zeiten,



ten, auf das Wollen und Nichtwollen der Leute, auf ihre Treue und Untreue, auf fruchtbare und unfruchtbare Witterung, Regen, Sonnenschein, Hagel, Frost und Wind auf Krankheiten und Sterben ausgesetzt sind und davon abhängen, ist gewiß nicht so sicher als die, welche beständige, bestimmte und gewisse Gefälle, dabey man sagen kan: so viel nehme ich heuer ein, so viel kan ich davon ausgeben, so viel bleibt mir noch übrig, einziehen. Ich weiß einen Edelmann unter jenen Umständen, der sich die Frage: ist die Viehseuche noch nicht unter meinen Bauern? — durch seine so ungewiß eingehende Einkünfte so nothwendig gemacht hat, daß er sie, unter dem Ankleiden, an seine Jäger alle Morgen thut und wiederholt, und seinen armen Unterthanen alle Tage den Tod an den Hals fluchte, um alle Tage Sterbe und Kaufhandlohn berechnen, fordern und davon als einem ungewissen Raub leben zu können; er hat auf manches alten Bauern Tod etliche Jahre voraus schon in den Schenken, beym Becker und Metzger aufgeborgt, beym Juden Gelder aufgenommen, und seine Bauern tod und lebendig versetzt und verpfändet. — Sollte es nicht bey manchem Fürsten eben so her sehen? — — Der gleichen und noch mehr cruelle Niederträchtigkeiten, die alle die Ungewißheit der Einkünfte zur Quelle haben, würden gewiß nicht seyn, wenn man alles auf einen gewissen Fuß festsetzte.

Niemal, so lange diese Ungewißheit der Abgaben fortdauert, können Herrschaften auf etwas gewisses ihres Einkommens rechnen; die Betrügereyen sind allgemein: bald der Bauer, bald der Zehender, bald der Verwalter, bald die Drescher, bald der Castenmesser u. so fort, spielen Betrug; wer kan da liberal aufsehen und wer da, wann einer dem andern nachsieht, einer dem andern vom Diebstahl was zuwirft? tausenderley Schleiwege, Gelegenheiten und Decken gibt es, wodurch diese mancherley Betrüger den Nachstellungen ausweichen, die Entwendungen fortsetzen und ihre Gänge verdecken.

Und

Und bey allen diesen Betrügereyen ist man doch gezwungen, sie in Gold und Brod zu erhalten, will man anderst, das nöthige viele Geschreib, die allerley Geschäften besorgt wissen. Die aber eben dadurch öfters mehr kosten, als sie eintragen oder werth sind;

Eine jede Sache und also auch diese, kommt ohne hin Herrschaften höher zu stehen, wird schlechter besorgt, ist in größern Gefahren als die des Bauern seine, bey der er selbst ist, sie besorgt und bearbeitet; je kürzer also die Herrschaften ihre Sachen fassen können, durch je weniger Hände sie gehen dürfen, je mehr erhalten sie, je weniger bleibt davon da oder dort hangen. Könnten Herrschaften Sterb- und Kaufhandlohn, Zehenden und dergleichen alle ungewisse Abgaben der Unterthanen in jährliche gewisse umsetzen, sie müßten dabey allemal sehr vieles in allerley Aus- und Absichten gewinnen.

Und wie vieles müste nicht dabey auch der Unterthan gewinnen? — Die Freyheit ist wohl der Unterscheidungscharakter, der dem Menschen eigen ist, und ihn von allen seinen Mitgeschöpfen als das würdigste auszeichnet; wer ihm diese wegnimmt, setzt ihn in die Classe unvernünftiger Thiere, und vernichtet sein Menschenglück ganz; soviel nur überhaupt vom Raub der Freyheit und der durch denselben herabgewürdigten Menschheit, die nun ohne Freyheit in Banden liegt und zu gar nichts Großem mehr fähig oder froh ist. — Ob ich Wahrheit rede, — das beurtheile man alsdann, wenn man das Land eines absoluten Despoten, der mit der Despotengeißel seine Leibeigene treibet, und das Land eines menschlichdenkenden Fürstens, der nur, um Menschen glücklich zu machen, regiert, übersehen und durchgedacht hat! —

Die Freyheit ist und bleibt die Mutter aller Gewerbe; ohne sie, ist und bleibt alles nur todt; Nimmer kommen Lande mit Leibeignen besetzt, die nichts eigen besitzen, empor!



Ein Land im Zwang durchs Wildpret und durch Schaafheerden, welches nicht berechtigt seyn soll, wider jene umzäunt werden zu dürfen, bey diesen nicht nach Gefallen benutzt, angesäet werden zu können, wird von der Höhe seines Glückes in die untersten Tiefen des Verderbens gestürzt. Ich gestehe es, wann der Flecke meines Guthes mit beeden oder auch nur mit einer von beeden diesen Landplagen von weitem her, nur halb belegt oder bedrohet gewesen wäre, nimmermehr würde ich mich entschlossen haben, ihn urbar zu machen. Ich halte selbst Schaafe, aber ich kan ihnen selbst nach Gefallen, die Waide anweisen; wenn dies alle Bauern könnten, und selbst die Schäferenen im Besiz hätten, so würde ich nichts wider sie sagen.

Zehendbare Feldungen sind dem Besizer gewiß auf manchen Seiten sehr lästig; nicht dadurch daß er den Zehenden gibt, das willigt er schon ein, wann er ein kauft; aber dadurch, daß er unter der Zehendpflichtigkeit, wann Herrschaften, Amtleuthe, die Zehendknechte selbst nicht Einsicht und Rechtschaffenheit besizen, auf allerley Weise gehudelt wird:

Man läßt den Landmann nicht ernden, wie und wann er will; die Sense, durch die man zwar bald und mit halben Kosten aberndet, schadet mehr als die Sichel, er darf nicht mähen, er muß schneiden, kommt dadurch, daß er auch mehr Körner verliert, in ansehnlichen Verlust, und wird mit zweifach härterer Arbeit belegt.

Er binde die Garben, wie er will, und bestreife sie, dieselbe so gleich zu machen, als er kan, so ist's doch nicht geschehen, er ist ein geflissentlicher Betrüger, und wird bestraft.

Der Zehendknecht, der ihm nicht wohl will, hindert den Zehenden zu nehmen; er selbst darf es unter Strafe nicht wagen, selbst auszugehen, er muß war-

ten

ten biß jener kommt, das Vieh am Wagen ist ohne Arbeit, bedarf eines Wärters, eine Gewitterwolke droht, es regnet, was soll man nun thun? er ist nun in zwey und drenfachen Schaden verſetzt: —

Der Zehende liegt auf dem Acker, es iſt unterſagt, da irgend eine Viehgattung biß nach Abführung deſſelben zu weiden, es gehen mehrere Tage hin, ehe jenes geſchieht und ſo erwünſcht und nothdürftig dem Vieh des Beſizers die Waide wäre, ſo iſt ſie doch vermahrt; ſein Schwein, eine Gans, ein Hun, ſo auch wider Willen deſſelben dahin kommt, verurſachet ihm Strafe.

Seines Leibes und Lebens: ſeines Leibes und ſeiner Seelenkräften auch nicht mächtig oder leißeigen zu ſeyn; das größte und letzte Unrecht, welches der Menſchheit angethan wird: das beſtändige Frohnen zu ſeinem unzuverſchmerzenden Schaden, dies und alles dergleichen, verbitterte mir den Beſiz eines Landguthes dermaßen, daß ich mich lange nicht entſchließen konnte, eines zu erkaufen, und ich würde mich auch ſicherlich dazu niemals entſchloſſen haben, wann ich nicht bey dem Ankauf des meinigen eine gänzliche Abänderung in dieſem Punkte beſonders vorausgeſehen hätte, und ſie mir nicht hätte verſprechen können;

Wie will je da, wo Frohnen überhäuſt ſind, was Gutes geſchehen! — wo man alle ſeine Kräfte, den Dienſt ſeines Viehes, den Dung mit der Fütterung verſchleppen muß, ſeine Güther weder tüchtig bearbeiten, noch düngen kan? — die Grundherrſchaften ſelbſt leiden hierunter; wenn auch ſchon ihr eigen Feld durch Frohner bearbeitet wird, ſo können doch des Frohners Güther nicht beſorgt werden, Land und Leuthe müſſen ſo verarmen, die Güther haben keinen Werth, die Leuthe kein Geld, ſo wird Handlohn und Sterbfall, ſo Schazung und Aſſe andere mit weniger und das nur unter Exaction bezahlt werden.

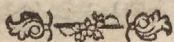
Nicht



Nicht weniger ist es einem Haushalter, einem Mann und Vater, der seinen Gatten, seine Kinder liebet, und sie, bey seinem Sterben durch nicht noch mehr andere Ungemächlichkeiten in grössere Bekümmernisse und ängstlichere Sorgen versetzt sehen möchte, auch bey dem Antritte seiner Haushaltung soviel in der Hand zu haben wünschet; womit er einen Gewinnreichen Anfang machen könnte, auffallend, — hart, gleich im Anfange seiner Haushaltung das Kaufhandlohn — und gleich auf seinen Tod das Sterbhandlohn bezahlen zu müssen; — im ersten Fall: bey dem Anfange der Haushaltung manglet die Baarschaft am meisten, und hat man da nicht, Baarschaft und kan nicht sogleich setzen — wie will man denn auch in der Folge je gewinnen? — Beym zweyten: wann hat man mehr Jammer, wann haben Wittve und Waisen mehr nagende, kummernde Sorgen als da bey dem Sarge des Mannes und Vaters, und dabey noch so manche Auslagen, ihn ehrlich zu Grabe zu bestatten? und jetzt vor dem schwarzen Vorhang der sie schreckenden Zukunft, fordert der Beamte den Fall in einer oft nicht geringen, sehr drückenden Summe und betrübt damit Betrübte noch mehr. —

Wie die Freyheit auf allerley Arten beschränkt oder gar weggenommen werden kan, so ist auch dieses eine für den Landmann sehr beschwerliche und verderbliche Behandlung, wenn gewissen Leuten, sie seyen nun Unterthanen oder Fremde, ein Alleinhandel zugestanden, oder ein Monopolium, auf dies oder jenes ertheilt, der Unterthan gezwungen wird, mit diesem und auf keinerley Weise mit einem andern zu handeln, oder von dem oder jenem andern etwas verfertigen zu lassen.

Herrschaften glauben dabey, wenn von dergleichen Monopolisten was bezahlt wird, zu gewinnen, und achten es nicht, wann sie dadurch in und mit dem Unterthanen doch wieder mehr verlihren; Der Schaden des Unter-

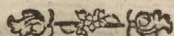


Unterthans ist nimmermehr der Gewinn des Herrn; allerley schädliches erwächst hieraus für die Lande, die gute und bessere Bearbeitung, die Industrie, der bessere Betrieb aller Gewerbe, der wirksamere Umlauf des Geldes, die Bemühungen auf die Verbesserungen in allen Fächern, in allen Handwerksstuben wird aufgehalten und gehindert, alles wird verdrossen, alle Lebhaftigkeit im Handel und Wandel hört auf, und wer leidet also dann, wenn zehn, hunderte nichts zu thun haben und verarmen, da unterdessen etwa zween, drey dabey reich werden, mehr als der Herr? der Unterthan ist gezwungen, alles im hohen Preis einzukaufen, schlechte unschickliche, nichts taugliche Waare einzuhandeln, angrenzende Herrschaften untersagen gleichfalls den Handel in ihre Länder, so wird dann der wechselseitige Verkehr gesteckt, und alles Leben hört auf.

Diese Betrachtungen gewannen so viel über mich, und die Vorstellungen welche ich aus solchen meinem Fürsten machte, hatten über ihn und mich so viele Macht, daß ich ihm alljährlich ein gewisses für die Freyheit von allen diesem anbot, und er sie mir für solches also gleich zugestand und bewilligte, allen Zwang anshub, um mich in Stand zu setzen, mein Guth nach eigenem Willkühr behandeln und benutzen zu können.

Die Cammer berechnete den Zehenden auf meinen Aeckern: 21 Morgen im Winter: 21 Morgen im Sommerfeld; im erstern auf jedem Morgen 40 Neunling, im zweyten 15 Neunling Ertrag, also an Zehenden vom ersten 84 Neunling, vom zweyten 31, in allem aber 115 Neunling Zehnden.

Diese Berechnung schien beeden Theilen billig; ein Morgen kan zwar mehr geben; er gibt aber auch öfters weniger, im Durchschnitte ist wohl obiges Maas annehmlich.



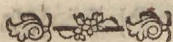
Man setzte mir den Neunling, einen gegen den andern gehalten, gute und schlechte Früchte, gute und schlecht eingeerntete, hohe und niedere Preise gegeneinander geschätzt, und das mittlere ausgehoben jeden zu 1 fl. an, so, daß ich den Zehenden auf den Feldern jährlich mit 115 fl.

Den kleinen Blut und Obstzehenden mit 5 fl. zu bezahlen, und so ich auch künftig etwas, was es auch seyn würde, auf dem Brachfelde anbauen würde, den Morgen Zehenden mit 2 fl. zu lösen hätte.

Nun war noch übrig, mich von allen Frohnen und der Leibeigenschaft zu befreien, auch eine andere Zahlung des Sterb- und Kauf- Handlohns zu bewirken; bey einem Fürsten von der Einsicht und der Güte des Herrzens, als der meinige ist, konnte ich kaum den Antrag darauf machen, so war mir alles schon bewilliget; das Wohl seiner Unterthanen neben seinem und seines Hauses eigenem Besten, vermogte über ihn alles; er hieng gar nicht am Alten; jedes Neue und Bessere war ihm angenehm und willkommen.

Die Cammer tarirte die Frohn- und die Leibeigenschaft, welche letztere ohnehin für sich schon nichts werth ist, unter Christen und zwischen Brüdern gar nicht gehört werden sollte, auf jährliche 2 fl. vom Hundert der 2500 fl. Kauffschilling auf alle folgende Zeiten; so, daß ich also für dieselben jährlich 50 fl. zu entrichten hatte; ich nahm diese Taxe willig an.

Das Handlohn bey Kauf und Tod kan öfter und seltener fallen, je nachdem der Gutbesitzer früher oder später mit Tod abgehiet; wir wählten eine Zeit von 30. Jahren, und setzten, daß innerhalb solcher sich beede Fälle: Kauf und Tod, jeder einmal eräugnen könnte: beederley Handlohn mit 5 fl. vom Hundert, aus der gesetzten Summe von 2500 fl. Anlage, betrug also 250 fl.
im

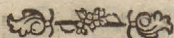


im Durchschnitte, auf jedes Jahr von 30. aber 8 fl. 20 kr. welche alle Jahre abgetragen werden sollten.

Nichts war nun noch übrig, als die Nachsteuern von dem Vermögen derer, die das Land verlassen und wegziehen würden; hier war nun fast kein jährliches gewisses zu bestimmen, weil keine Zeit, keine Anzahl, Personen und keine Summen bestimmt werden konnten; doch wollte ich auch mich und alle folgende Besitzer meines Guthes hiervon befreien; wir wußten aber alle nicht, wie ohne meinen Verlust und ohne Schaden der Herrschaft.

Was uns zu berichtigen ohnmöglich zu seyn schiene, das berichtete der einsichtsvolle, gütige Fürst: er berechnete den Zins von den 250 fl. in 30. Jahren nach und nach, und also zum größten Theil im Voraus schon bezahlten Handlohnsummen, und weil er überhaupt über den Nachsteuergeldern anderst dachte als seine Kammer, (er sahe sie als Abgaben an, die man von keinem Menschen fordern sollte, weil dadurch die Freiheit gehindert werde, weil die Bevölkerung darunter leide, weil es unbillig seye, Gelder, die man von dem bereits verzehndeten, verhandlohten Ertrag eines Gutes erspahet habe, nochmal zu vernachsteuern; zu dem könne es ja geschehen, daß jemand mit einer Summe herein, und mit einer weit geringern, weil er im Lande nichts gewonnen, vielmehr darinnen verlohren habe, wieder hinaus ziehe, wie man dann da, sagte er, mit gutem Gewissen Nachsteuer fordern könne? —) so befohl er auch die Nachsteuergelder von den Besitzern meines Gutes niemals zu fordern, und befreite sie davon für jezt und auf alle folgende Zeiten — er war mit dem Zins der voraus bezahlten Handlöhner zu frieden.

Diese Begnadigung dehnte er in der Folge so weit aus, daß er, da er benachbarte Fürsten zu gleichen Ent-



selbste, in Ansehung seiner Lande bewog, alle seine Unterthanen davon losmachte und befreiete.

Ich bin also nach allem diesem gehalten, folgende Gelder alljährlich von meinem Guthe an die Kammer in vier Terminen zu zahlen.

	fl.	Kr.
Satzung — — —	25	—
Kriegssteuer — — —	25	—
Zehndgelder für großen kleinen und Blutzehnden	120	—
Frohn gelder — — —	50	—
Kauf- und Sterbhandlohngelder —	8	20
	<hr/> 228 fl. 20 Kr. <hr/>	

Für diese jährliche Abgabe, die so groß nicht scheinen wird, so bald man abrechnet, was mir dabey an Zehnden baar wieder zukommt, und ich damit im Voraus schon zur Erleichterung der Last der Meinigen bezahle, kan ich nun in vollster Freyheit meine Felder bearbeiten: ich kan ohne es bezahlen zu müssen, frey athmen, leben und sterben, ab- und wieder hereinziehen, ich bin frey von allen sonst gewöhnlichen Plagen des Landmanns, des Wildprets, der Schaafe; des Büttels: keines incommodiret mich je; Ich schätze mich so glücklich und wünsche, daß jeder Landwirth so gesetzt wäre, wie ich, so würde jeder das seyn, was ich bin: eben so glücklich! —

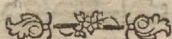
Wie er sich dann niema! zu diesem Glücke aufschwingt, so lange er nicht freyer Herr seines Eigenthums seyn kan: so lange ihm jezt Schweine und Hirsche, dann die Schaafe seine Felder verderben, den Ertrag rauben, den Anbau erschwehren, ihn nach seiner Willkühr betreiben zu können, verbieten; die Brache als eine Schaafwaide ansprechen: so lange die Frohnvoigte ihn und sein Vieh, also den Feldern die Bearbeitung, den Dung
die

die Pflege, hinwegnehmen: so lange Beamte und ihre Büttel unter allerley Vorwand vor die Thüre kommen, bald gebieten, bald verbieten, und ihn so lange peinigten, bis er zollet, zahlet, schmieret und darüber verdirbet — und — so lange der Bettel: der hohe und der niedere: — der privilegirte und unprivilegirte — unter allerhand Namen ihres vorgeblichen Rechts und Anspruchs, auf des armen Bauern Güthern, betteln, terminiren, in Lumpen, Säcken, Kutten von brauner, grauer, schwarzer oder bunter Farbe einfordern, erdrohen, erpressen, erpochen oder für und gegen allerley Schnurpfeisereyen aus ihrem Krambuden eintauschen, und ihn so nach und nach ausaugen und abzehren, wann sie unterdessen wohlleben und rüchisch genug den Layen verlachen, ist alles Aufblühen eines Landes Chimäre. |

Auch von dieser Landplage und verderblichen Pest machte uns der Fürst durch seine Arbeits- und Zuchthäuser, durch seine vortreffliche Armenanstalten und Aufhebungen landsverderblicher Complotte und Zusammenrotzungen los.

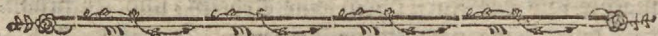
Gewiß! wenn man, das physiokratische System einzuführen dächte, (wenn anderst sonstwo, als auf einer einzeln Insel, die mit Niemand sonst, als mit sich allein, einen Verkehr hat, einzuführen, Möglichkeit ist) wenn man nach ihm den fünften Theil aller Landesproducte, vom Bauern also allein, alle Einnahme ziehen wollte, so würde man unredlich gegen ihn handeln, wenn man ihn nicht vorher von allen Bettelen und Erpressungen: der erzwungenen und durch Dummheit, in der man ihn geistlich erhält, bewilligten Schenkungen, losmachte;

Dann gewiß ist es, daß für das Ungeziefer des Bettels, auch der fünfte Theil aller seiner Einnahmen bey weitem nicht zulanget; der Bettel kostet den evangelischen Bauern schon mehr, als seine Herrschaft, was



wird dieser dem catholischen, wo er noch mehrmalen mehr Gewalt über ihn hat; dann die ungleich mehrere milde Stiftungen in catholischen Ländern, machen da ungleich mehrere Faulenzen und Bettler, die sich alle zur Ungebühr auf sie verlassen, darauf in der Jugend faulenzten und im Alter davon leben, nicht wegfressen, wegfaufen, wegtragen? was wird er ihnen freiwillig, oder erzwungen, nicht selbstn noch zutragen? — Fürsten sollten, wie es einige nachahmungswürdigst schon gethan haben, hier allerdings aufsehen! —

Die Lasten eines Fürsten, der Despote ist, zu tragen, drückt wohl nieder; aber doch nicht so tief, als die Lasten, welche unter dem Schein und Glanz der Frömmigkeit, der Heiligkeit und des Verdiensts um den Himmel von privilegierten Bettlern aufgehals't werden!



V.

Von der Anlegung der Gebäude meines Landguthes.

Bey einem Landguthes sind die Gebäude eine nothwendige Sache; Wohnungen für Menschen, Wohnungen für's Vieh, Behältnisse zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel für diese und jene: Keller, Scheunen, Getraideböden u. dgl. sind unentbehrliche Dinge.

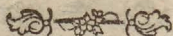
Die Heu und Strohschober oder wie man sie sonst heisset, die Heu und Strohhäufen, welche man aus Mangel des Raums oder wegen Abgang der Scheunen: die Rüben: die Getraidelöcher, die man im freyen Felde aufstellt, ausgräbt, sind mehr ein Ueberbleibsel des alten Nomadenlebens, als ein Erweis einer wohlseingerichteten Wirthschaft; wie viel Heu, Stroh, Getraide, Rüben u. dgl. da zu Grunde gehen, lasse ich diejenigen selbst sa-

sagen, welche sich noch an eine solche Art der Aufbewahrung halten, oder sich aus Mangel der Gebäude daran halten müssen. Alles will bey rauher, nasser Bitterung einen trocknen Ort, eine warme Decke wider Frost und Regen; Krankheit bey Menschen und Vieh. Fäulnisse und Vermoderungen aller Dinge, entstehen beym Ggentheil dem natürlichen Lauf nach ohnfefhbar.

Den Ort, auf welchem ich meine Wirthschaftsgebäude anlegte, habe ich bereits angezeigt: ich wählte dazu eine etwas erhabene Gegend, die gewiß bey so einer Anlage erwünscht und in manchen Absichten sehr nützlich ist;

Unsere Alten bauten gemeiniglich auf Berge oder in Thäler; nach ihrer Lage, wo sie sich entweder auf Bergen wider Angriffe besser vertheidigen; in finstern Thälern aber wider das Aufsuchen besser verbergen und sicher seyn konnten; wann sie da auch Wasser und Brunnen hatten, so bauten sie sehr klug; in unsern Zeiten, da man wider solche gewaltsame Angriffe ungleich mehr gesichert ist, hat man auf beede erste Zwecke weit weniger zu sehen.

Die Gegend, wo ich anbaute, wies mir einen sehr vortreflichen Brunnen, der vom Berg herab kommet, an; bey einer Wirthschaft ist er ein wirklicher Schatz, zumal alsdann, wann der Ablauf zugleich einen Reich machet, wohin alle Unsauberkeiten der Hofraithe abgewaschen, von da aus in die nahen Wiesen in einem beständig lauen Wasser verschwenmt werden, und da ich dann von dieser Anhöhe aus alle meine Güther übersehen kan, auch die Anfahrten, um gar nichts, erschwehrt wurden, dann die Anhöhe lauft nicht steil, sondern ganz unmerklich, nach und nach an, so wußte ich mich auch dabey recht glücklich: ich bin draussen, bey meinen Dienstbothen aufm Felde oder zu Hause, so habe ich sie vor Augen oder sie müssen wenigstens stets besorgen, daß ich



sie belausche, Faulheit und Vergehen an ihnen wahrnehme und rüge.

Ich habe schon mit ein paar Worten gesagt, wie oder nach welchen Gegenden ich Haus und Scheune angelegt, wie ich sie mit einander verbunden habe; hier aber will ich mich über allem mehr einlassen und meine Ursachen und Erklärungen darüber geben. Da ist also mein Plan! (man sehe die Kupfertafel).

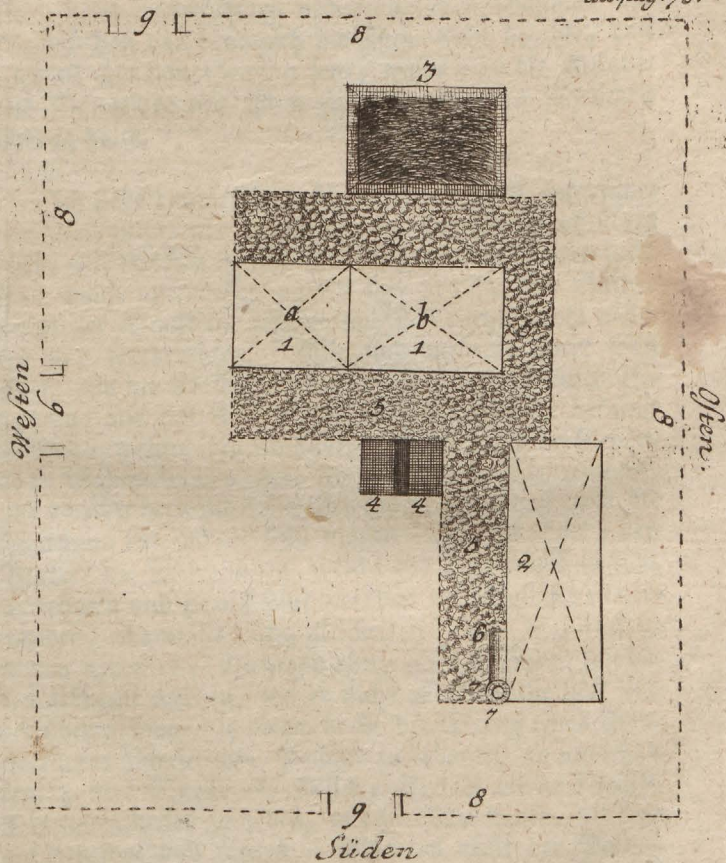
Nummer 1. bemerket das Haus und die Viehställe, N. 2. die Scheune, N. 3. die Miststätte, N. 4. die Gültenkästen, N. 5. ein Pflaster von Steinen, N. 6. den Viehtränkrog, N. 7. den Brunnen, N. 8. eine Umzäunung der Hofraith, N. 9. drey Thore.

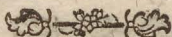
Ich will die Ursachen, warum ich alles eben so und nicht anderst anlegte, nach und nach angeben.

Mein Haus, welches ein Bauernhaus und kein Bau zur Wohnung eines Herrn: auf den Nutzen, nicht zur Plaisir aufgeführt werden sollte, liegt auf der Nordseite, und ist nur von einem Stock oder Geschos; So auf der Nordseite gelegen, kehren sich die Fenster der Stube meistens gegen Süden, und verschaffen im Winter etwas Ersparniß an Feurung, da die Sonne, welche sie beständig bescheinet, zur Erwärmung viel beiträgt; es wird auch eine recht gute Bedeckung der Miststätte wider die Hize der Sonne und Ausdünstung der fruchtbaren oder Dungtheilgen, und verschafft so vielen Nutzen bey dem Dunge, welcher da gesamlet und aufbewahret wird.

Es ist wider die Absicht gebaut und die meisten, welche nicht Bauern von Profession sind, pflegen so zu bauen; zu diesem rechne ich bey nahe alle und jede Herrschaften, wenn man auf einem Feld: Land oder Bauernguth einen Bau auf was anders anlegt, als auf Nutzen und Gewinn;

ad. pag. 70.





winn; Es gibt sogar Landleuthe, welche durch Bauernstolz verleitet werden, bey ihrem aufzuführenden Gebäuden mehr auf Glitter als auf Bequemes und Nützliches zu sehen; in der Folge hört man von manchen, ja auch gleich beim ausgeführten nichtstauglichen Bauplan die Klage, daß das Landguth die Zinse nicht bezahle, daß Verlust und kein Gewinn seye, wenn man die Ankaufs- und Baugelder mit ihren Zinsen gegen den jährlichen Ertrag halte.

Ich habe Landleuthe gesehen, denen nach aufgeführtem Bau nichts als der Stock und der Bettelsack übrig blieb, mit welchen sie nun ihr Brod vor den Thüren suchten; wann unterdessen andere ihre Häuser und Güther wohlfeiler erkauften, besaßen und sich darauf wohl nährten und fortbrachten. Mir sind mehrere unter dem Adel: aus der Classe der Gelehrten: herrschaftlicher Bedienten: aus der Zahl reichsstädtischer Bürger bekannt worden, welche ihre Landgüther durch städtische Gebäude zu Sammelplätzen ihrer Freunde rundumher gemacht, und darüber verarmt sind; ich wünsche aber, daß diese die Warnung für andere seyn mögen: nicht die Eyer, den Butter, die Milch u. dgl. welche ein Bauernhof abgibt, zu nehmen und sie auf seine Freuden und Wollüste zu verwenden, wann sie nicht gleiches widriges Schicksal zu fühlen gedenken; Niemand eher, als der Bauer kan dahin gebracht werden, wo er nicht alles zurathe hält und versilbert; dann nimmermehr ist der Ertrag eines Bauernguthes hinreichend, Palläste zu erbauen, zu unterhalten, andere Speise als Milch, Mehl, etwas Fleisch, Käs und Butter zu geben, und zwar nur denen, die darauf arbeiten und dienen. Wäre es nicht der Polizen Sache, sich alle Bauplane eines Landes vorlegen zu lassen, und die Besten nach Absicht und Vermögen zu wählen? — allerdings!



So baute ich, wie ich sagte, nicht: mein Bauernhaus hat einen Stock oder Geschos; warum wird man fragen, nicht zwey? — ich antworte:

Ein Haus zu einem Stocke ist für einen Bauern schicklich und bequem, kostet auch niemalen so viel, als das von zween Stöcken; wiewohl ich auch dieses aus guten Gründen nicht unter jenes herabsetze, wenn ich das einzige, daß es im Aufbau mehr kosten wird, wegstreiche; dieser Artickel aber ist einem Bauern allezeit von grossem Belange.

Der, welcher ein zweystöckiges Haus bauet, wohnt in der Höhe etwas gefünder, hat bessere Aussicht; sind so seine Ställe unter seinen Stuben und Kammern, so mag er mit wenigerm Holze feuern, die erwärmten Ställe, wärmen auch den über ihnen liegenden Fußboden, der Stube; er kan gar leicht die Unruhe, die etwa im Stalle unter dem Viehe ist, vernehmen, und schliesen, daß da etwas widriges vorgehe, er kan herbeeylen und helfen.

Eines ist wahr! — eine Stiege, auf welcher der Bauer allerley auf seine Dachböden zu bringen, und von da herab zu tragen und zu hohlen hat, ist weniger dort als da, unterdessen einmal so gewohnt, achtet man es nicht. Nur die mehreren Kosten würden einem Landmann, das zwey vor den einstöckigen Hause widerrathen; ich würde es aber doch jedem der liegendes Geld hätte, vor diesem empfehlen.

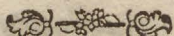
Mein Haus ist einstöckig, um ihm aber doch alle mögliche Vollkommenheit zu geben, hat es vornen Num. 1. a gegen Westen die Wohnung: eine geraumige Stube, die dem Bauern, wegen den Dienstbothen und den mancherley Arbeiten, die Winters durch in derselben geschehen müssen, 3. E. Strohänder stricken, Besem, Körbe binden u. d. gl. unumgänglich nöthig ist, drey Kammern, eine Küche: eine für dem Bauern und sein Weib,
eine

eine für die Kinder, eine für die Mägde; (die Knechte haben ihre Betten im Stalle). Ueber diesen Kammern und der Stube sind die Getraideböden, welche nur da ihre Stelle finden, wo es stets trocken ist; die daher über den Stallungen, da es durch häufigere Ausdünstungen des Viehes immer mehr feucht ist, wodurch das Getraide auf allerley Art Schaden nehmen kan, nicht angebracht werden können.

Um die Ställe und diese Wohnung, die miteinander verbunden sind, gewissermaßen zu trennen, und die Feuersgefahr von der Küche aus, für die Ställe, wo nicht ganz zu verwahren, doch zu verringern, setzte ich eine steinerne Mauer, welche über das Dach hervorragte, zwischen dieselbe, und ließ von der Wohnung aus keine Thüre in die Ställe.

Diese Ställe laufen nun gegen Osten hin, Num. 1. b. und sind so durch Schiedwände getheilt, daß das Milchvieh nebst den Kälbern den ersten Platz an der Wohnung; das Zugvieh aber den zweiten; das Mast- und Zuchtvieh den dritten einnimmt. Zwischen diesen sind die Betten angebracht, worinnen die Knechte schlafen, um so auf die Unordnungen im Stalle und die Gefahren, die sich etwa für das Vieh ergeben könnten, merken, und sie so gleich abwenden zu können.

Ueber diesen Ställen ist eine besondere Kammer zum Häckerlings schneiden; der übrige Theil enthält ein paar Kammern, zur Aufbewahrung allerley Hauß- und Bauengeräthe, und dann ist der übrige Raum, wo das zum Häckerling schneiden benötigte Grummet und Stroh hingelegt wird; von der Häckerlingskammer aus, gehen Oefnungen herab in die Kästen, in welche der Häckerling geschüttet, wo die Fütterung zubereitet und zum vertheilen unter das Vieh aufbewahret wird.



Die Einrichtung in den Ställen selbst ist so, daß genugsame Oefnungen und Luftzüge darinnen oben hinaus als Camine angebracht sind, durch welche die etwa schädliche Dünste verflüchten können; jeder Stall hat deren zween: einen gegen Mittag, den andern gegen Norden; Fenster, durch die das benöthigte Licht einfallen kan, gehen eben so wenig ab.

Das Pflaster von kleinen festen Steinen, auf dem das Vieh stehet und ruhet, auf welchem es, da es aus kleinen Steinen besteht, nicht leicht ausglitschet, lauft gegen dem Futtertrog etwas an, damit die Feuchtigkeiten und der Urin rückwärts ablaufen können, wie dann hinter dem Vieh ein Canal von etlichen Zollen in zusammengefügtten Sandsteinen eingehauen ist, durch, und in welchen sie ab, zum Stalle hinaus in die außerhalb dem Ställen befindliche Güllenlöcher ablaufen, und solche zur Abführung nach und nach anfüllen. Hinter diesem Canal liegen auch abgespizte, 2. fast 2 1/2 Schuh breite Sandplatten durchhin, auf welchen man bequem, und ohne besudelt zu werden, im Stalle gehen kan.

Der Mist wird rückwärts gegen Norden, wozu in jedem Stalle die dazu benöthigten Thüren vorhanden sind, auf die Miststätte gebracht.

Die Raufen sind über den Trögen fest angemacht, damit von der langen Fütterung, wenn sie vom Vieh zu häufig auf einmal herausgerissen wird, nichts in die Streue, sondern in die Tröge falle.

Die Futtergänge gehen in der Mitte vom Mittag gegen Norden durch dem Stall durch, so daß man auf beeden Seiten, auf denen das Vieh angebunden ist, die lange Fütterung auf die Raufen einlegen; die kurze aber in die Tröge einschütten kan: die Oefnungen, durch welche letzteres geschieht, sind mit Fallthürchen versehen, welche beim Einschütten aufgeschlagen, und darauf wie

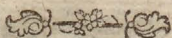
wieder, wann es geschehen ist, herabgelassen werden. Beym Ende jedes Füttergangs, gegen Mittag, wo sie auf einen starken Schritt oder zu drey auch vier Schuhen auf beeden Seiten offen sind, um dadurch die Fütterungen von Zeit zu Zeit eintragen zu können, sind zwei Thüren angebracht, die allezeit nach geschehener Fütterung verschlossen werden, damit nicht etwa ein Stück Vieh, wenn es ledig würde, eingehe und im Uebermaas fresse, sich also nicht überfressen möge.

Eine solche Einrichtung mit dem Futtergang hat viele Bequemlichkeit; der kleinste Knabe, von etwa zehn Jahren, ist im Stande die Fütterung ohne Gefahr zu geben; wollte man damit zwischen dem Vieh eintreten und sie vorlegen, so wäre man stets in Gefahr, gestossen, getreten, gedrückt zu werden; das Vieh würde gierig nach der Fütterung langen, und verursachen, daß man solche verschüttet: es würde Gras und Heu aus dem Arm reissen und in die Streue streuen u. s. w.

Die Höhe des Stalls ist der Höhe der Stube und der Kammern gleich: acht Schuhe hoch; allzuhohe Ställe sind in der Winterszeit zu kalt, und sind auch für das Rindvieh ganz unnöthig.

Jeder Stall hat zwei Thüren, damit das Vieh auf beeden Seiten der Futtergänge bequemen Ein- und Ausgang habe. Die Thüren in den Zugochsenstall sind noch einmal so weit als die andern: so weit, daß zween Ochsen angejocht nebeneinander wohl ein- und ausgehen können.

Weil ich es sehr gut finde, daß man sie im Stalle noch an den Ketten anjochet, und sie auch so angejocht wieder in den Stall bringet; dann so kan ein Mann sie an- und abjochen, da man bey dem Gegentheil, wo man sie draussen vor der Thür erst anjochen wollte, wohl zween bedürfte, wenn man anderst nicht wollte, daß der zuerst
aus-



ausgeführt und angejochte unterdessen entlaufen sollte, bis man den zweiten heraus holet.

Der Haufstenne oder Aehren ist zimlich geräumig an gegeben; man bedarf ihn aber also; man hat ihn aber nöthig zu allerley, so man in der Geschwindigkeit dahin legt, stellt oder schüttert, um es zu dem oder jenem Gebrauche da zuzubereiten, zu nehmen, zu nutzen.

Auf diesem Raum findet man die Thüre zu der Magd Cammer; neben der die Thüre zu der Bequemlichkeit, welche in die Miststätte geleitet ist; Besser würde es seyn, wann die natürlichen Auswürfe vom Menschen in die Güllenlöcher kommen und dahin ablaufen könnten, oder auch von Zeit zu Zeit von dahin bequemer gebracht würden.

Man findet auf der Seite gegen Norden im Kälberstall einen Schwein und Hünestall angebracht und dazu eine Thüre in der Küche gegen Norden, von woraus man den erstern das Fressen sehr bequem zuträgt, und durch die am Troge angebrachte Schlagthüren einschützet; die Hünere im Viehstalle zu haben, wo sie im Winter immer warm sitzen und so frühe zum Eyerlegen gebracht werden können, ist allerdings müßlich und auch deswegen erwünschter, weil sie da wider den Iltis, der durch das rollen und schellen des Viehes, welches sein Nollenband auch im Stalle am Hals hat, vertrieben wird, ganz gedeckt und gesichert sind.

Ein Keller ist in jedem Hause eine sehr bequeme und fast unentbehrliche Sache; nicht dazu eben, daß sich der Bauer Wein einlege; dieser ist für ihn nicht: weder nöthig noch müßlich; vielmehr auf allen Seiten schädlich und entbehrlich; hat er immer seinen Birn- oder Apfelmoss, den er von seinen Bäumen samlet und ausdrucket, so braucht er doch auch dazu einen Keller, sondern deswegen, daß er da viele Produkte verwahre; hier sam-

sammelt er Erdbirn, Rüben, Kohlrüben und vieles andere dergleichen; hier bewahrt er Sauerkraut, Fleisch u. s. w. wider den Frost; hier hat er sein Kübel und Goltengeschirre wider das Zusammenfallen gesichert.

Da ich ihn nun als nöthig erkannte, er aber unter den Ställen, wegen den Feuchtigkeiten nicht anzulegen war, so grub ich ihn unter dem eigentlichen Wohnhause aus, und da ich ihn wölben wollte, und dazu eine große Menge Zopfstene nicht ferne von meinem Hause entdeckte, so war er um so wohlfeiler erbauet, das Gewölbe, wegen der Leichtigkeit dieser Steinart, sehr leichte und doch sehr dauerhaft errichtet.

Es entstand auch beym Aufbauen die Frage: soll das Stockwerk des Hauses von einer Mauer aus lauter Steinen oder aus einer Holzwand mit vermauerten Riegeln verfertigt werden? —

Ueber die Dauerhaftigkeit beeder Wände war bald entschieden; eine Mauer von Steinen hatte diese allerdings mehr, als eine Wand aus Holz mit vermauerten Riegeln; der größere Aufwand auf jene als auf diese, machte mich so lange noch unschlüssig, bis ich mich durch den Bau meines Kellers aus Zopfstein dahin geleitet sahe, auch diese Mauern daraus verfertigen zu lassen; — die Maurer, der Sache unkundig und im Zweifel, ob so eine Mauer die Schwere des Dachs und dem Aufschutt des Getraides auf den Böden ertrage, brachten mich dahin, daß ich ihnen doch, weil ich von meinem Entschlusse mit Zopfstein zu mauern, nicht-abgehen wollte, auf einer Seite nachgab, in der Mauer von gewissen Weiten zu Weiten, Stückgen Mauer von 3. 4. Schuhen von unten bis oben, aus lauter festen Heichel oder Kalchsteinen aufzuführen liese, um dadurch das Ganze tragbarer zu machen. Sene es nun, wie es sene, mein Haus steht eisenfest da, und ich bin überzeugt, es würde auch so stehen,



hen, wenn alle Wände durchaus aus lauter Zophsteinen erbauet wären.

Mein Entschluß: statt der Holzwand eine Mauer zu wehlen, war in allen Absichten sehr gut, und sonderlich deswegen sehr gut, weil ich sie aus Zophsteinen erbaute; dann eben dadurch erhielt ich eine stets trockene Wand, wenn es in andern aus Heichel oder Kalksteinen erbauten, beständig hinnässet; wie nun dies zur Erhaltung der Stuben, der Kammern und der Ställe stets beiträgt, so muß jenes die Wärme in denselben unterhalten und vermehren; kein Stein nimmt den Mörtel so gern und gut an als der Zophstein; seine unendlich viele Löcherchen verschlucken ihn, und dadurch wird das ganze der Mauer geküttet und unauslösbar; ich wollte diesen Stein, wenn man ihn überall haben könnte, vor allen andern zum bauen empfehlen; er verringert alle Baukosten bis auf die Kosten des Fuhrlohns; dann 7. bis achtmal mehr muß man fahren, eine Mauer aus Sand oder Heichelsteinen zu bauen, weil man 7. bis 8mal mehr Zophsteine, als Steine von andern Arten auf einmal zu führen im Stand ist.

So viel von dem innern Gehalt meines Hauses! daß ich kein Stroh kein Schindeldach wehlte, sondern mein Haus mit Ziegeln belegen ließ, wird man für sich schon vermuthen; besser, etwas mehr Kosten aufwenden, als bey geringern in steter Feuersgefahr leben müssen!

Meine Scheune ist geräumig und groß: in zween Zennen und drey Bahren, d. i. in drey Abtheilungen, worinnen man Getraide, Heu u. d. gl. aufbewahret, vertheilt; sie hat überdies noch eine Schuppe, worinnen man Wagen, Pflüge, überhaupt allerley Bauerngeräthe trocken und verschlossen haben kan. Es ist auch ein geräumiger Getraideboden, wo man das ausgedroschene aufschüttet, angebracht; eine Bequemlichkeit, welche sehr groß ist; so trägt man das Getraide unmittelbar aus
der

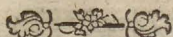
der Tenne auf den Speicher oder Boden, und hat nicht nöthig, sich damit bis in's Wohnhaus zu bemühen, um es da auf die Bühnen zu tragen.

Ich habe Num. 5. mit kleinern Steinen ein Pflaster vor und hinter meinem Hause und vor der Scheune bis zum Brunnen legen und verfertigen lassen, dadurch Menschen und Vieh einen bequemen Hin- und Hergang aller Orten am Hause, an der Scheune, zum Brunnen und zu der Miststätte zu verschaffen. Diese gepflasterte Gänge sind schmaler oder breiter, je nachdem ich sie benöthigt zu seyn glaubte; der ist am breitesten, auf welchem das Vieh zum Brunnen hin, und von da wieder in die Ställe zurückgehet. Hieben wäre noch allerley zu sagen als von dem Mist, der Gulle, dem Wasser des Brunnens; allein weil ich in der Folge von allem insbesondere zu reden habe, so will ich das abgehende bis dorthin versparen.

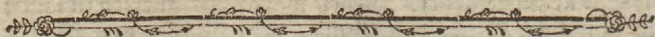
Hier nur noch dies: daß dies Wasser oder die Mistjauche aus der Miststätte in die Güllenlöcher und auch nach Gefallen in meinen Teich oder in eine anstosende Wiese abgelassen werden kan; — daß ich den Zaun um die ganze Hofraith der Schweine, Gänse, Hühner wegen setzte, um sie dadurch abzuhalten ausser dem Zaun in den Feldern Schaden thun zu können; daß ich ihn enge, aber nur von schwachem Holz setzte,

Weil ich beschloffen hatte, künftig statt des Zauns, eine Wand von Erden, Leimen, mit Roth aus der Hofraith und Stroh gemischt, aufzuführen, und sie allezeit nach Verlauf etlicher Jahre wieder einzustürzen und als einen vortreflichen Dung auf Wiesen und Aecker zu bringen.

Mein Haus und meine Scheune stehen zwar etliche Schritte von einander; aber nicht so weit von einander entfernt, als man es wohl wünschte oder der Feuersgefahr



fahr wegen für räthlich ansehen mögte. Es ist wahr, entfernter wäre es in dieser Absicht besser; ob es aber räthlicher wäre in Ansehung der täglichen Hin und Hergänge aus dem einen in das andere Gebäude, ist wohl ein anderes; ich wenigstens glaubte, daß ich durch die Entfernung nur von etlichen Schritten beide Zwecke so viel möglich erreicht habe oder ihnen nahe gekommen seye; der täglichen Geschäfte wegen ist eine weitere Entfernung schädlich und beschwerlich, und ich glaube meine Feuermauer zwischen der Wohnung und den Ställen, sichert mich wider etwaigen Ausbruch eines Feuers hinlänglich genug.



VI.

Die Personen, welche zu der möglichst nützlichsten Bearbeitung eines Land oder Bauernguthes nöthig sind. Von ihrer Behandlung und ihren Arbeiten.

Ohne Menschenhände kan ein Landguth so wenig bearbeitet werden als sich dessen möglich beste Benutzung ohne sie denken läßt. Alles Gute liegt zwar von der Hand des Schöpfers aus in den Geschöpfen; es wird aber erst durch Menschenhände aus ihm genommen und geformt, wie man es brauchet.

Ich habe, mein Guth zu bearbeiten, acht Menschen nöthig zu seyn, befunden und angesetzt: Ich habe über dieser Zahl der Arbeiter auf meinem Hofe das Nöthige schon in dem zweyten Abschnitte geschrieben, und will es hier nicht wiederholen.

Von diesen Leuten hanget allerdings das Wohl und Wehe des ganzen Hauswesens ab; tausenderley Wege öfnen sich ihnen, auf welchen sie zu schaden und zu nützen im Stand sind; und eben so viel, auf denen sie sich außer Stand finden, etwas für dasselbe zu gewinnen, oder Schaden zu verwehren; vieles hängt von ihrem Willen; vieles von ihrem Unvermögen allein ab.

Es fehlet ihnen bald an Einsichten, bald an Fleiß, bald an Treue, an der Fertigkeit, an Handgriffen: bald an Können, bald an Wollen: an einem oder dem andern, auch öfters an beeden zugleich.

Es kommt also bey einer Haushaltung ungemein viel darauf an, daß man in der Wahl der Knechte und Mägde das Glück hat, solche zu erhalten, denen es am Wollen und Können nicht fehlt; sie sind allerdings selten; könnten aber, wenn man nur wollte, immer noch so gefunden werden, wie man sie zum Wohl eines Hauswesens bedarf.

Es gibt Hausherrn, welche bey der Wahl des Gesindes: der Knechte und Mägde, nur allein darauf, daß sie Einsichten, Fertigkeit und Vermögen haben, zu thun was sie thun sollen, sehen, und von diesem auf das Vollbringen desselben folgern und schließen: wollen sie nicht, sagen sie, so müssen sie doch; man kan sie auch wohl dazu zwingen! — sie irren aber sehr.

Können und Wollen fließt nicht aus einander heraus; eines nützt so viel als das andere, und der Abgang des einen schadet so viel als der Abgang des andern; man hat auf beede gleichhin zu sehen, und ich, ich sahe von je her fast mehr auf das Wollen als auf das Können; dann obschon eines ohne das andere alltägliche Plage im Haushalten verursacht, so bin ich doch hierinnen mit dem Könige David in seinem 101 Psalm vollkommen einig, daß der Hausherr allemal unumschränkt wohl
thut



thut, welcher auf die Treue seiner Knechte, die die wahre Frömmigkeit hervorbringt, alles sezet und das Wollen daraus abziehet und ohne dies das Können im Haushalten allein sogar wie für Nichts hält; was nützen die Pfunde und wenn sie auch Centner sind, welche muthwillig vergraben und nur da die besten Gaben genutzt werden, wo man sich, damit Schaden anzurichten, entschlieset und bemühet? Kan der mit wenigem Vermögen bey seiner Frömmigkeit weniger nutzen, so wird er mir doch so viel nutzen als er kan; mit Vorsatz niemals Schaden, ich werde mich stets beruhiget finden, über ihn niemals zürnen; wann ich im Gegentheil bey dem Boshaftigen, alles Vermögenden stets in Gefahr lebe, durch ihn vorsezlich vieles zu verlihren, gar nichts zu gewinnen, mich über ihn beständig zu ärgern. — Auch hier muß man vornehmlich das: folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn! wahrnehmen und üben.

Wie aber sich tüchtige Dienstbothen zu verschaffen und solche durch gute Auswahl zu erhalten? — Eine Frage, deren beste Beantwortung einem jeden Haushirthe nur allzu wichtig seyn muß!

Man könnte so obenhin antworten: alles, was den Verstand aufhelle, den Willen bessert und lenket, die Leibeskräften stärkt, das gibt auch gute Knechte und Mägde; allein damit hätte man durch vieles doch gar nichts gesagt und die Frage wäre zu wiederholen; sogar würden aus einer, drey zu beantworten, entworfen: 1) Wie hellet man ihren Verstand auf? 2) wie bessert, wie lenket man ihren Willen? 3) wie stärkt man die Kräfte ihres Leibes? —

Die Vorschläge, die überhaupt in Absicht auf die Erziehung jezt in so großen Summen ertheilt werden, mögten doch wohl einige enthalten, die auch da anwendbar seyn könnten.

Ich

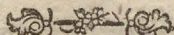
Ich fordere für unsere halb weggeworfene Landleute eine eben so gute und ihrem Stande eben so angemessene Erziehung, als man den andern übrigen Ständen zu geben für billig erkennet und ansiehet; ist ja doch der Landmann das erste nützliche und unentbehrliche Glied in der menschlichen Gesellschaft! —

Lesen, schreiben, rechnen, Glaubenslehren, Sitten regeln, Vernunftlehre, sich helle Begriffe formiren und tüchtige Schlüsse machen zu lernen, etwas von der Natur und den Weltbegebenheiten zu wissen, ist ihm so nothwendig als sonst irgend einem Bürger des Staats;

Rechtschreiben bedarf er; man muß aber das Schönschreiben von ihm oder von seiner durch harte Arbeiten schweren Hand ja nicht begehren.

Alles jenes zu wissen und zu thun, wäre ihm eine mögliche Sache; wären nur seine Schulmeister und Lehrer, so, wie sie seyn sollten und könnten; weit entfernt von den Schulorten, auf einzelnen Höfen, in Weilern, abgehalten die Schulen zu besuchen, durch Schnee, Frost, Regen, häufigere Arbeiten, wie können unter diesen Umständen die Bauernkinder das Nöthige so erlernen, wie man's von ihnen fordert, wie es ihnen allerdings gut wäre? —

Die Schullehrer oft aus der Hefen der schlechtesten Leute genommen, wanns viel ist, nur von ungehobelten Lehrern selbst belehrt, können Kinder nicht lehren, wie sie gelehrt werden sollten; mich wundert, wann Regenten Schulverbesserungen durch Vorschriften an die Schulmeister zu bewirken, gedenken, wo doch die Verbesserung dieser durch Schulen für sie noch nicht geschehen ist; sie, die Schulmeister müssen recht lernen, wann sie andere wieder lehren sollen. Die Schulmeistersseminarien sind erwünscht, und wann es durch die Ansetzung mehrerer Schulmeister hin und her auf Dörfern



und größern Weilern dahin kommt, daß die schwachen Kinder nicht so weit hin über Feld und Fluren, unter Regen, Wind und Frost zur Schule zu gehen haben, also gemächlicher dazu kommen können, dann läßt sich erst für die Bauernjugend was erspriessliches hoffen. —

Kann man von den Kenntnissen des Verstandes auf die Lenkung des Willens, auf die Milderung rauher Sitten schließen und hoffen, so wird man die Landleute, indem man so ihren Verstand und Kopf aufhelle, ihren Willen verbessern.

Höflinge suche man bey ihnen niemalen; sehe man zufrieden, wann man gute Leute unter ihnen antrifft; ihre grobe Nerven und Empfindungsfasern, welche unter den schweren Arbeiten immer mehr und mehr verhärten und unempfindlicher werden, lassen sie das auch hart auffallende so wenig empfinden, als sie das fühlen, was sie täglich arbeiten und andere von mehr fühlenden Händen gar schwer empfinden. Ein rauhes Wort muß man ihnen nicht anschreiben; man verliehrt dabey nichts; man darf es ihnen, ohne daß sie es übel nehmen, auch geben. Es ist nicht gut, wann die Landleute Weichlinge werden und ihre Festigkeit verliehren. Der Feldbau und alle ihre Arbeiten würden darunter leiden und verliehren; die schweren Lasten, die sie doch tragen sollen, legten sich ihnen zu schwer auf, als daß sie darunter nicht erlügen, und um nicht zu erliegen, würden sie solche bald abschütteln; wer würde für uns alle sodann arbeiten?

Es ist nie genug zu verdankende Wohlthat des Schöpfers, daß die lebendige Creatur durch den richtigen Gebrauch seiner Kräfte die Stärke und die Summe derselben vermehret: daß die öftere Wiederholung ihres Gebrauchs, Gewohnheit, und diese die Fertigkeit zu der Arbeit, die Unempfindlichkeit, die Leichtigkeit, dieselbe zu thun und zu ertragen, verleihet.

Wann

Wann der Mensch also in seiner Kindheit schon zur Arbeit angeführt, und die ihm nach dem Maasse seiner Kräfte zugetheilt wird, so wird nicht nur die Summe derselben zunehmen, sondern auch Fertigkeit in der Arbeit geben, und so alle Mühe in derselben erleichtern; alle Arbeit wird Spiel seyn;

Es ist aber gewiß, ich sehe es auch so vor mir, wie es sich auch aus dem Ganzen gar wohl erklären, erläutern und begreifen läßt, daß anhaltende Arbeiten, die mit Anstrengung und daher entstehender Erschöpfung des nicht zulänglichen Maasses der Kräfte gethan werden, den Bau der Nerven schwächen, ihr Wachsthum mit dem Wachsthum des ganzen Menschen hindert, und wann schon alsdann durch Gewohnheit, Fertig- und Geschicklichkeit zu der Arbeit gewonnen würde, so würde doch die Möglichkeit, solche zu thun, nachhero mangeln. Ein Land, wo die Jugend faul aufwächst, hat mehr große Leute in sich als das, wo der Knabe schon früh zu schwerer Arbeit in einem hin angehalten wird: vor vierzig Jahren sahe ich um mich bey vielen das erstere; jetzt aber bey manchen das zweyte: fast alle Schaaffnechte haben eine ansehnliche Größe, wann neben ihnen arbeitssame Bauernsöhne diese Länge nicht haben: so ein hoch aufgewachsener starker Schäfer würde mehr thun können; er will es aber, der Arbeit ungewohnt, nicht; da der schwächere Bauer, der Arbeit von Kindesbeinen an gewohnt, will, es aber nicht so, wie jener vermag.

So, wie es nun in dem äussern Nervensystem, wann ich so abtheilen darf, ist, so ist es auch in dem innern: der Magen, welcher starke, schwer zu verdauende Speisen gleich bald erhält, und damit in einem hin nach dem Maasse seiner zunehmenden Kräfte versehen wird, verstärkt sich nicht nur je mehr und mehr dadurch, sondern wird auch je mehr und mehr fähiger, immer mehr schwerere Speisen verzehren zu können, kocht bessere Säfte



und erhält sich und dem ganzen Leibe eine robuste Gesundheit, in der er die schwersten Arbeiten, eine andauernde Mühe ohne Ermüdung übernehmen zu können, vermag.

Weiche Speisen erschaffen den Magen; Speisen im Uebermaase genommen und den Magen damit beladen, setzen ihn außer Stand, zu verdauen, entkräften ihn eben so, wie er Saft und Kraft da verliert, wo er zu karglich gesüttet wird.

Die kirchliche und die politische Policen wird hier, über Kindheit und Jugend zu wachen, erfordert; wie man den Menschen sich nicht selbst allein überlassen kan, sich selbst Kenntnisse zu geben, so steht der, der sie auch hat, immer noch billig unter der Vormundschaft der Gesetze, welche andere handhaben; der Mensch ist seiner niemals selbst ganz mächtig. Mich aber nicht zu weit in diese Materie einzulassen, dann sie ist die Sache des Policenamts, will ich nur sagen:

Wie man gute Leute an Leibe und Seele zu Dienstbothen erhält und wie man dieselbe halten soll, um sie im Dienste zu haben und sich derselben wegen sicher stellen zu können.

Vor allem denke man ja nicht ganz vollkommene Dienstbothen, sondern nur die besten aus unvollkommenen Menschen wählen zu wollen; in keinem Stande sind jene zu finden, am allerwenigsten aber in dem Stande der Landleute, wo das feine Gefühl der Tugend und des Lasters eine eben so seltene Sache ist, als sonstwo, und wohl bey allem Aufwand auf gute Erziehung auch immer was seltenes sehn wird;

Man wird sich dabey schadlos gehalten erkennen, wenn man so billig ist, zu glauben, daß auch gar selten eine Herrschaft irgendwo gefunden werde, welche auf's höchste nur zu den Besten unter den unvollkommenen ge-
zählt;

zehlt; niemals aber als eine ganz gute angesehen werden könne; das Gute und Böse compensirt sich zwischen Herrn und Knecht: Frau und Magd; man muß auf beeden Seiten nicht zu strenge rechnen, nicht alles zu genau nehmen, nachsehen, um Nachsehen zu erhalten.

Solche Nachsicht bey Fehlern menschlicher Schwachheiten und eine Güte im Wohlthun auf frohe Beobachtungen schuldiger Pflichten reizen jedweden: den guten Knecht wie den bösen, und locken die böse wie die gute Magd an, so einen Dienst zu suchen, zu wählen und anzunehmen;

Aber Ordnung und gehandhabte Tugend im Hause, Zucht, Erbarkeit u. dgl. wie Lob für den guten, so Strafe für den bösen und lasterhaften Knecht, hält diesen zurück, und führt jenen herein; ein Knecht, eine Magd, die sich von ihrer Herrschaft solche Nachsicht versprechen, was lernen zu können hoffen darf, die, denen ihre Ehre lieb ist, die wissen, daß man von ihnen nicht mehr fordern wird, als sie vermögen, suchen gewiß solche Dienste und dienen in so einem Hause willig, treue und gerne.

Kommt noch dazu, wie es bey einem edeldenkenden Herrn gewiß schon mit dabey ist, daß er einen erklecklichen Lohn gibt; man kan es guten Dienstbothen gar nicht verargen, auf einen guten Lohn zu sehen, so wüßte ich nicht, warum sie ihn da nicht lieber verdienen wollten, als in einem Hause, wo sie das Laster in Gefahr setzt, selbst dadurch verdorben zu werden.

Man ist auffer Stand, den Lohn für die Dienstbothen zu bestimmen; ihn bestimmt der Werth des Geldes und der Preis der Bedürfnisse: er wird in keinem Lande einer und eben der seyn können: auch die Zeiten, in denen sich die Preise beeder abändern, werden ihn erhöhen oder erniedrigen.



Wann jedoch die Steigerung des Lohns und die übermäßige Anforderungen bessern Essens und Trinkens, Biers und Weins u. dgl. eine Verordnung fordern; wirklich scheint diese so gefordert zu werden; dann im Weinlande und in andern Gegenden ist Lohn, Speise sonderlich die Forderung an Wein so hoch gestiegen, daß jeder Tagelöhner des Tags nicht unter 45 — 50 fr. gehalten werden kan, so sollte dies die Obrigkeit thun.

Es ist wahr, man hat keine untrügliche Kennzeichen vom innern Werth der Knechte und Mägde; doch weiß man

Muthmaßlich, daß vor allen andern diese, welche aus guten Häusern sind, deren Eltern Zucht, Erbarkeit und Fleiß lieben, Einsichten zeigen, deren Vermögen mehr zu, als abnimmt, deren Haushaltung wohl bestehet, vieles voraus haben, so sie empfiehlt; es ist glaublich, daß Kinder guter Eltern gut, und Kinder böser Eltern böse sind, wann schon auch in beeden Fällen das Gegentheil möglich ist. Wir Menschen rechnen überall nur nach dem wahrscheinlichen, und also billig auch hier: Lehre, Vorgang, Trieb, Gewohnheit thun mehr als das Gegentheil nicht thut. Ich würde nie anderst als gezwungen einen Knecht oder eine Magd aus einem Hause nehmen, wo ich keine gute Haushaltung bemerkte.

Oder wann ich je dabey so sicher, als möglich wäre, gehen wollte, so würde ich keinen durch die Gewohnheit im Bösen verstockten, hartnäckigen in mein Haus aufnehmen: alle meine Dienstbothen jung wählen, um sie nach und nach selbst im Guten zu erziehen; gemeiniglich die besten Knechte, die als Buben aufgenommen und zu Knechten erzogen werden.

Ich weiß es, daß man zu sagen pfl eget: die größte H... ist die fleißigste Magd; es mag wohl so seyn und das Feuer in ihr mag sie auch zum fleißigen Arbeiten anzufeuern



feuern; allein ohne Gottesfurcht bekommt alles zuletzt noch eine ganz schiefe Wendung und der Ausgang ist Schade;

Ich lasse mir die Maxime eines andern besser gefallen: er dingte oder miethe nie einen Knecht oder eine Magd, die er nicht vorher am Tische essen sehen konnte, er ließ daher alle die Dienstbothen, welche er aufnehmen wollte, ehe er ihre Annahme beschloß, an seinem eigenen Tische essen; aßen sie da fertig, so waren sie ihm willkommen; wo nicht, so ließ er sie gehen, er sagte immer: wie man sich zum essen schicket, so schickt man sich auch zur Arbeit; dann thut man das, wozu auch die Natur auffordert und für sich schon angenehm ist, nachlässig, ungeschickt, faul, wie wird man dann die Arbeit oder das thun, so für sich schon schwer und unangenehm ist? Diese Bemerkung hat wohl mit samt ihrem Schlusse nicht ganz guten Grund, doch läßt sie sich hören! —

Ich sage es nochmal: ich wollte wünschen, daß man allezeit und bey allen zu wissen vermögte, ob sie gottesfürchtig wären, so würde man nie falsch wählen; dann ich glaube, ein Dienstbothe mit dieser Tugend geziert, wäre der würdigste; da aber jenes kaum zur Helfte möglich seyn wird, so bleibt auch die gute Wahl für immer eine ungewisse Sache, und der gute Dienstbothe bleibt dem Hauswirth desto schätzbarer, den er auf alle mögliche Weise bezubehalten suchet, und wie dies? —

Beständiger Wechsel mit den Dienstbothen ist eben so schädlich, als es dem ganzen Hauswesen zuträglich ist, so selten, als möglich ist, die einmal angewohnten Knechte und Mägde mit fremden zu verwechseln; aber eben daher muß man sich alle Mühe geben, dieses zu vermeiden und das wird wohl durch die Beobachtung dessen, so ich empfehle, erhalten:



Was den Dienstbothen anziehet, das wird ihn auch im Dienste behalten: Nachsicht bey menschlichen Schwachheiten, guter Lohn, hinlängliche Speise, nicht übertriebene Arbeiten u. dgl. sind Dinge, welche der Knecht nicht ohne Recht fordert und jeder billigdenkende Herr auch bewilliget.

Damit will ich keineswegs sagen, daß Herren und Frauen ihr, ihnen in Absicht auf das Haußgesind zukommendes Ansehen vergeben oder zweifelhaft machen sollen; sie sollen es vielmehr gegen dasselbe in allen Fällen sorgsamst behaupten. Man vergibt es durch allerley Ausschweifungen:

Wenn man sich mit ihnen in allzugenaue Vertraulichkeit einläßt, zu große Gemeinschaft mit ihnen unterhält, wenn man dasselbe gleich bey der Ausnahme über jeder guten Handlung zu sehr lobt, Gespräche über allerley mit ihnen unausgesetzt führet, sie Ungerechtigkeiten von sich sehen läßt, oder sie zu begehen, fordert; seinen Forderungen mehrmalen nachgibt; Befehle ertheilt, sie wieder zurück nimmt oder sie unüberlegt gibt und auf Vorstellungen oder Widersetzlichkeit wiederum aufhebt: grobe Vergehungen ungerügt läßt oder sie rügt und dann auf sauersehen wohl gar darüber wieder Abbitte thut. Alles dieses und noch mehreres geschieht von vielen; soll aber von einem klugen Haußvater niemals geschehen;

Er wird wohl thun, wenn er nicht eher lobet als bis er nach vielen und anhaltenden Beweisen eines nicht mehr zweydeutigen rühmlichen Verhaltens von guten Gesinnungen überzeugt ist; er spricht mit dem Gesinde, hält es aber immer drey Schritte von sich zurück; läßt sich mit ihnen über dem, so es thun soll, als Herr zwar in's Gespräch ein; spricht aber nie über fremde Dinge vertraulich: scherzt nicht; bleibt, wann er auch lächelt, im Ansehen eines Herrn: thut nie vor ihnen Böses, am wenigsten, daß er ihnen, Böses zu thun, anmüthet: Ernst
in

in Liebe und Liebe im Ernst bleibt sein Charakter, geliebt und gefürchtet zu seyn. Man wird so loben und Beyfall geben, ohne viele Worte, und ein einziges Wort oder eine einzige frohe Miene bey guten Handlungen, wird so mehr thun und vielmehr reizen als sonst viele Worte und Geschenke nicht reizen.

Es ist widersinnisch, um sein Ansehen vor dem Hausgesinde zu behaupten, den guten Nahmen desselben zu beschimpfen: den Oberknecht in dem Angesichte des Unterknechts zu schänden; wie will jener befehlen? und warum soll dieser ihm noch gehorchen? Es gibt Herren, die Mißtrauen, Eifersucht, Verrätherey des Gesindes unter sich und gegeneinander mit allem Fleiße unterhalten; sie glauben dadurch vieles über sie alle zu gewinnen; ich habe gesehen und erfahren, daß solche Leute sich endlich, nachdem sie gar bald die elende Maxime entdeckten, mit einander zusammen vereinigten und den Schaden des Herrn um so mehr unbemerkt beförderten. Ein Herr muß nie wider das Gesinde seine Zuflucht zu Niederträchtigkeiten zu nehmen, gedenken; Redlichkeit mit Ernst ohne zu schmeicheln oder den Schmeichler zu hören, muß er alles im Hauswesen in seiner Ordnung und Thätigkeit erhalten.

Es ist freylich allemal gut, wann die Dienstbothen keinen Complot wider den Hausherrn und die Hausfrau machen; allein es ist eben so schädlich, wann sie unter einander selbständig entzweyt sind; aus beeden entspringt für das Haus niemals was Gutes: Gottesfurcht auf der Seite des Gesindes: der Knechte und Mägde, wann sie es überdenken und für wahr halten, daß sie Gott dem Herrn und nicht den Menschen dienen, also nicht vor Augen, Menschen zu gefallen, handeln, sondern als Knechte und Mägde Christi thun, und dann auf der andern Seite eben dies, daß Herren und Frauen denken: wie sie auch einen Herrn im Himmel haben, wird allerdings alles ausrichten und vollenden! — —

Eine



Eine Herrschaft wird für ihr ganzes Hauswesen in Absicht auf die Dienstbothen alles thun, wann sie alles, was zur Gottesfurcht was beyträgt, einführt und unausgesetzt beybehält.

Ein anhaltender Unterricht in der Religion ist ein nothwendiges und wirksames Stück, gute Gesinnungen gegen Gott und die Welt zu unterhalten; er muß also nie unterlassen oder ausgesetzt werden;

Zu dem Ende ist nothwendig, die Dienstbothen zum öffentlichen Unterricht in der Kirche am Sonntage anzu- und nie davon abzuhalten; einmal, daß sie ihre Pflicht mit allen Beweggründen und Verbindlichkeiten bald erlernen, theils an sie erinnert werden; dann aber, daß sie ihre Pflicht da gegen Gott in seinem Dienst und seiner Verehrung in der Anbetung erfüllen, und nicht Anlaß nehmen, wann sie eine größere Schuldigkeit unterlassen haben, eine geringere: die gegen ihren Herrn, noch leichtsinniger zu verabsäumen; Ein jeder Hausherr, der sein Gefinde von Erfüllung seiner Pflicht gegen Gott abhält, schadet sich selbst;

Er soll mehr thun: mit dem öffentlichen Gottesdienst der Seinigen nicht einmal zufrieden seyn, sondern auch den Hausgottesdienst einführen und unverruht unterhalten: sein Gefinde zu Hause am Sonntag Gotteswort lesen lassen, es ihnen nach Vermögen erklären, einschärfen, mit ihm beten, singen und von gutem und nützlichem auf Zeit und Ewigkeit als Haushvater unterrichtend und ermunternd sprechen.

Da aber aller Unterricht ohne Beyspiel wie nichts ist, mehr schadet als bessert, so muß auch der Haushvater mit Weib und Kindern dem Gefinde in allem Guten thätig vorangehen und überall und allezeit selbst das thun, was er andere lehret, zu thun.

Ich predige! — ich fühle es selbst; — alleine ich schäme mich dessen nicht und wünsche nur, daß diese meine
ne

ne Predigt gehört und befolgt werde; dann ich erkenne sie als höchst und unentbehrlichst nothwendig; die Quelle eines liederlichen Gefindes ist vielmals die Liederlichkeit und der verführende Vorgang der Herrschaften selbst, und findet man sie auch nicht in ihnen selbst, so sieht man sie doch vielfältig in den Kindern des Hauses, welche in aller Bosheit dem Gefinde vorangehen, oder von diesem zu allerley Ausschweifungen zum Schaden des Hauses verführt werden. Eines wie das andere, ist zu verhüten und jeder Haushater thut wohl, wann er, so viel möglich ist, beide von einander trennet; sonderlich ist anzurathen, daß die Kinder nicht bey dem Gefinde schlafen; diese, meistens ausgelassen, geben jenen die schlimmsten Beyspiele in allem.

Wie nun billig jeder Haushwirth ein Freund der Gottesfurcht ist und gerne gottesfürchtiges Gefinde hat, dann sein Haus wird sich dabey immer besser befinden als bey dem Gegentheil, wann es auch noch so scheinbar gut seyn würde oder könnte; um des Gottes willen, den seine Dienstbothen verehren, würden sie auch ihn ehren und redlich ihren Dienst ausrichten, so

Will ich doch damit nicht sagen, daß er wohlthue, wann er ihnen alle Ergötzlichkeiten versaget, der Mensch, die Jugend, ist nun einmal so, daß sie nach der Arbeit sinnliches Vergnügen suchet, und es gibt dessen mehreres, welches an sich so wenig wider Gott und fromme Sitten anstößet, daß man es gar wohl zugeben kan und zugeben soll: nach schweren Arbeiten, oder mitten unter solchen, besser Essen und Trinken, Fleisch, Wein, gebackenes u. dgl. mögen Knechte und Mägde wohl fordern und der Haushater hält ihnen billig ihre Niederfalle nach der Ernde, ihre Kirchwenhe und gestattet einen Tanz oder sonst ein Spiel zu ihrem Vergnügen; wird Maase gehalten, und man schneidet alle Gelegenheiten, so viel man kan, zu sündlichen Ausschweifungen ab, wer wird

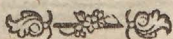


wird es dem Haushvater verargen, der's zugibt, den Knecht, die Magd darüber strafen, dies zu fordern?

Spiele um's Geld, Hazardspiele verursachen allerley Böses, und bey Dienstbothen sind sie vielfältig schon die nächste Ursache worden, den Herrn zu bestehlen, um das Verlohrne dadurch wieder zu erhalten; ich würde sie in meinem Hause oder von meinem Gesinde auch ausser demselben nie dulden.

Es gibt Gewohnheiten, denen man nachhängt und die doch so gefährlich sind, daß sie unter allem Gesinde billig ausgerottet werden: z. E. Tobakrauchen; wie mancher Knecht hat nicht schon damit so manche Feuersbrunst verursacht? Nachts aus dem Hause laufen; Diebe haben sich der Gelegenheit und der dabey unvorlegten Thüren bedienet und haben geraubet; das Vieh, welches keinen Wächter hatte, verwickelte sich im Strang oder in der Kette und erworgte unterdessen; diese und andere gestatte man nicht! —

Die Intoleranz in Ansehung der Religionen ist für jeden Staat eine Pest, so was widersinnisches und ungerechtes, als etwas gedacht werden kan, daher ist die Toleranz auch in dem kleinen häußlichen Staate eine nothwendige, billige und nützliche Sache; Niemand muß aus unsrer Gesellschaft verstofen werden, er mag glauben, was er will, wann er nur ehrlich ist; daher muß es dem Hausherrn, wann sein Knecht der ist, ob er lutherisch, catholisch, reformirt oder sonst einer andern Religion ist; immerhin eines seyn; so denke ich wirklich, jedoch kan ich nicht läugnen, daß ich es für vorzüglich gut halte, wann Herr und Knecht gleich denken, gleich glauben und gleich thun; von einer und eben der Religion sind; es sind doch einige unschickliche Dinge unter Leuten von allerhand Religionen, wann sie zusammen ein Hauswesen besorgen sollen: das äußerliche ihrer Religionen paßet bey und zwischen manchem nicht recht zusammen: so
wird



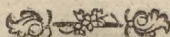
wird der Dienstbothe catholischer Religion seiner Feyer-
tage, seines Fastens wegen sich weniger dem evangeli-
schen Herrn des Arbeitens, des Kochens wegen anpaß-
sen als der, seiner Religion, und der evangelische Knecht
wird sich eher in den Dienst eines catholischen Herrn schi-
cken, weil er diesem nichts schadet und die Fastenspeisen
ihme so willkommen sind, als die Fleischspeisen; er schon
auch nichts thun kan, wann sein Herr feyert und ihme
zu feyern gebietet.

Ich habe bißher von und über den Dienstbothen:
Knechten und Mägden vieles gesagt, ich bescheide mich
dabey und glaube, daß ich dennoch lange nicht alles ge-
sagt habe; es werden aber Gelegenheiten kommen, bey
denen ich hin und her nachhole, was hier etwa noch ab-
gehet.

Ich gebe nun Rechenschaft über dem, was ich selbst
in Absicht meines eigenen Haufgesindes gethan habe.

Ich habe mehrmalen angemerkt, daß alle Bauern-
güther keinen Gewinn geben, auffser wann sie ein Bauer
von Profession besitzt und bearbeitet und denn diesen
auch noch gering, wann er nicht neben seinen eigent-
lichen Feldarbeiten ein anderes z. B. den Viechhandel
verstehet; ich mußte mich schuldig geben, unweise gehan-
delt zu haben, daß ich ein Land ankaufte, es urbar mach-
te, und mir zuletzt, da ich kein Bauer bin, nichts als
Schaden und Verlust vorseßlich und wissentlich verursach-
te und zugezogen hätte;

Wann mir nicht zween Umstände darwider günstig
gewesen wären, so würde ich frenlich den Verlust, wie
andere meines gleichens erlitten und mich diesem gerech-
ten Tadel ausgesetzt haben; da ich aber erstlich ein ver-
ödetes Feld um sehr geringes Geld ankaufte, das Kauf-
geld neben dem, so ich zum Urbarmachen nöthig hatte,
baar in der Hand hatte, und zweitens ein Bauersmann
mein



mein Unverwandter war, der und dessen Weib, da sie ohne Kinder lebten, mich zu ihrem Universalerben eingesetzt hatten, die beide wohlhabende, sehr einsichtige, arbeitsame und sparsame Leute waren, auf deren äußerste Redlichkeit ich rechnen konnte, den ich zum beständigen Vermeser des Gutes bestellte, so wird sich der Fadel heben und mir wird der mögliche Gewinn allerdings so zufallen, wie ihn der Bauer von Profession selbst zu hoffen und zu erhalten im Stand ist.

So überzeugt durch sehr viele unwiderlegliche Proben, die auch in der Folge durch viele Jahre bestanden sind, setzte ich meinem Ehepaar keinen Lohn aus, und überlies ihm mein Vermögen als ihr eigenes, welches in der Zukunft durch ein unaufhebliches Vermächtnis selbst mein war, über.

Sonst bekommen dergleichen Lohnbauern, die man auch Sackbauern heisset, weil sie ihre Verpflegung, ihr Brod, nicht auf dem gedeckten Tische, sondern als Getraide im Sacke erhalten, in unserer Gegend in folgenden dem Maaße:

Geldlohn für den Bauern und sein Weib 60 fl. auf jede Person im Hause, 3 Malter Korn oder Roggen: zwey Malter Dinkel: 8 auch 12 Clafter Holz, jede Clafter 6 Schue hoch und weit, das Scheit zu 4 Schuen, das davon abfallende Reisig: 2 auch 3 Rühr zur Nuzung, je nachdem sie vieles oder wenigens Gefind haben. Ein paar Schweine zu mästen, so sie selbst ankaufen, dazu aber die Fütterung erhalten, es ist ihnen erlaubt ein oder zwey Simra Lein auszusaen, für sich zu spinnen; sie müssen aber auch dafür die Betten und das Tischzeug erhalten. Haben sie Tagelöhner, so haben sie für jeden alle Wochen ein halb Simra Roggen zu Brod; sie haben Krautland und einen nöthigen Rüchen und Obstgarten, auch einige Pfunde Wollen zur Kleidung.

In andern Gegenden, wo die Mehlspeisen, als wie in dem sogenannten Rieß oder in der Landschaft um Nördlingen, die fast einzige Nahrung der Landleute ist, wo nur an den Festen etwas Fleisch aufgetischt wird, wird man mehr Dinkel oder Waizen zu weisem oder schönem Mehl zur Küche und weniger Fleisch geben:

In noch andern, als in den Weingegenden wird man genöthiget seyn, den Wein hinzuzuthun, da die Dienstbothen täglich ein oder ein paar Gläser voll Wein erhalten: in Bierländern wird man auch Bier fordern, und da, wo das Geld geringern Werth hat, mehr Geld oder Lohn geben: das Sprüchwort schlägt auch hier an: Ländlich, sittlich! —

Ich habe es berechnet, daß acht Menschen zu den gewöhnlichen Arbeiten auf meinem Landgute nöthig sind, und zu manchen Zeiten dazu noch einige Tagelöhner erfordert werden, folglich hatte ich nach diesen die Summe der Nahrungs- und Unterhaltungskosten zu messen; da ich aber meinem Freunde alles unvorgezählt festlich überlassen konnte, so schriebe und maß ich ihm in keiner Sache was vor; er thut, wie er will, und erspart mir was er kan.

Daben aber läßt er, wie mein Wille ist, allen seinen Dienstbothen nichts abgehen: Maase und Ordnung, wohl und reinlich gekocht, essen sie sich froh sat, sind bey Kräften und arbeiten munter und gut; mich deucht immer, es seye so: wer wohl ist, der arbeitet wohl.

Es leidet Ausnahme, und ich meine durch Erfahrungen überzeugt zu seyn: daß wie die Arbeiter in den Weingegenden durch Wein angeglüet, zwar hüzig im Anfange; im Fortgange aber lasch arbeiten, so arbeiten Leute bey Mehlspeisen und Bier zwar anhaltend; aber verdrossen und langsam; keine scheinen mir, das Mittel besser zu halten, als die bey Fleisch und Gemüßspeisen,



ben einem Trunk frischen Wassers und einem Apfel oder Birnmosttrank mit unter; diese arbeiten tapfer und anhaltend: nie verdrossen, nie müde geht es da fort bis zum Ende.

Man pflegt dem Gesinde beim Abendessen, und das sonderlich in den Erndzeiten, besser Essen, auch nicht selten Wein zu geben und damit zu Bette! Ich aber sehe es für rathlicher und mizlicher an, ihme mitten unter der Arbeit so was Kraftvolles oder anspornendes, feurig, wie der Wein ist, zu reichen; dann so wird dies Feuer nicht verschlafen, sondern zum Nutzen dessen, der es giebt, wieder verarbeitet. —

Die Ruhetage sind auch für's Gesinde: die Sonntage, dazu kommen die wider Gottes Gebot durch erhizte Phantasie oder eine übertriebene Frömmigkeit, oder aus einer unerlaubten Gewinnsucht der Geistlichkeit eingeführte, auf allen Seiten schädliche Feiertage. Wie nun an jenen Tagen in meinem Hause von allen, ausser den Notharbeiten, abgestanden wird, so werden sie auch auf das Beste der Seelen der Meinigen verwendet: schlechtweg dazu geheiligt; von allem darzu abgesondert und verwendet, daß sie lernen, was zu ihrer Seeligkeit hier und dort über dem Grabe weg, dienet: hierauf werden sie zum öffentlichen Gottesdienst angehalten: lesen, singen, beten zu Haus; mit ihnen über dem und jenem, was ihnen auf jene grose Absicht frommen kann, zu sprechen, ist die Sache, die mich an diesen Tagen zu Hause beschäftigt: eine Arbeit, ein Spiel wird ihnen schlechtweg nicht gestattet;

Dagegen aber an den Feiertagen, (wie auch alle Samstags nach dem Abendessen), nach dem Frühgottesdienst ist ihnen erlaubet, für sich alleine zu arbeiten, ein Spiel, auch wohl ein Tanz am Tage, über Feld zu gehen oder sonst in ehrlicher Gesellschaft zu sehn, wann sie nur auf keines mehr verwenden, als die armen Kräfte

Kräften ihres Lohns ihnen wohl zulassen; — will sich dieses veroffenbaren, so wird es ihnen augenblicklich untersagt, die Gelegenheit abgeschnitten; sie werden lieber aus dem Hause sobald entlassen, als sie sich weigern vom dem abzulassen, was ihnen und dem Hauswesen zugleich schädlich werden und zu größeren Vergehungen Anlaß geben könnte; Diebereyen, Entwendungen auf allerley Arten entstehen daher, durch welche die Dienstbothen die Lücken wieder füllen wollen, die sie sich durch allerley Ausschweifungen in ihrem Beutel gemacht haben, dahin zehle ich: hohes Spiel, Zechen, Tänze, allzugenaue Umgang mit dem andern Geschlecht u. dgl.

Wie nun alles nächtliche Auslaufen zu allerley Ausschweifungen von der und jener Art Gelegenheit gibt, so wird es auch schlechtweg nicht gestattet; Arbeitet man nicht in den eben benannten Stunden für sich, so muß für das Haus das nöthige bearbeitet werden: ein Nutzen für dies; und ein künftiger Gewinn aber auch für die Dienstbothen selbst. In den langen Winternächten spinnen, nähen, stricken die Mägde: ihr Gespinste ist Flachs, Hanf, Schaaf- oder Baumwolle, dies spinnen, zwirnen und richten sie zu, wie es der Weber bedarf.

Die Weber sind die Knechte, welche nach und nach zu dieser Arbeit unterrichtet und angeführt werden; ist dies nicht, so beschäftigen sie sich mit Korbmachen, Bänderstricken, mit Verfertigung der Ackerwerkzeuge, die man auf den Sommer hin und in der Folge bey'm Bauen und Feldgeschäften bedarf: mit Rechen, Flegeln, Haber-Rechen, Sensenwürfen, hölzernen Kniteln, Hauensstielen u. dgl.

So gar gibt sich der Bauer im Hause zu Zeiten die Mühe, seine Knechte und Mägde schreiben und rechnen zu lassen.

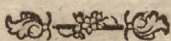


Man weiß sich die Vortheile, welche aus einer solchen Arbeit für das Hauswesen selbst erwachsen, nicht zu erklären; es ist aber gewiß, daß sie erfolgen, und sich die Arbeiten selbst aufs beste bezahlen; gesetzt aber auch, sie würden für den, der sie gethan hat, versagen, so bleibt dem Menschenfreund doch das wesentliche Vergnügen: Menschen und gute Haushälter für das gemeine Wesen gebildet zu haben, die in der Folge sich und jenem gewißlich vorzüglich zu nützen im Stand sind.

Die Arbeiten werden in jedem Hause gefordert, auch in dem meinigen fordert man sie; doch aber nie über die Gebühr, so, wie sie der Tag fordert, werden sie gethan; der Anbruch des Tags ruft dazu auf, und die anbrechende Nacht im Sommer endigt sie wieder; die langen Winternächte ganz zu verschlafen, wäre zuviel und ungesund für den Leib; man setzt die Arbeiten in diesen Zeiten bis zehn, bis elf Uhr am Lichte billig fort, und geht so nach verrichtetem gemeinschaftlichen Gebete zu Bette.

Ich habe es schon gesagt, daß sieben oder acht Personen zu einem Guthe von der Größe des meinigen um etwas zu wenig sind, daß zu Zeiten gewisse Arbeiten, als wie die Ernden, eintreffen, da man einiger Tagelöhner bedürfe, um solche in Zeiten bey bequemer Witterung schnell endigen zu können; hier also, was diese erhalten, zu bestimmen, will ich sagen, daß dieselben den im Land laufenden Geldlohn und die Nahrung vom Bauern auf seinem Tische erhalten, der Bauer hat für jeden die Woche zu Brod ein halb Simra Roggen und zehn Kreuzer Taglohn.

Es ist nöthig, daß in einem Hause jemand der gebietende Herr seye, und dieser ist natürlich der Bauer über alle; der Eigenthümer läßt sich diesen Vorrang nicht nehmen; es gibt aber doch einige, die einem ihrer Knechte und Mägde eine Oberstelle anweisen, und die übrigen seinem Befehl übergeben; ob dieses nützlich und gut seye, mag



mag jeder für sich beurtheilen und entscheiden; ich für mich erkenne es niemals für rathsam: die Eifersucht, welche sich zwischen und unter den Dienstbothen allsogleich daben einstellt, schadet allemal mehr als solche Anordnungen nützen; es bleibt allemal möglich, daß der Herr allen gebietet und auf jeden siehet; alle gehorchen ihm williger, als einem ihres gleichen.

Bei menschlicher Unvollkommenheit werden Fehler, Vergehungen allerley Arten nie und nirgends wo weg bleiben: der beste fehlt, und der schlimmste ist auch nicht ohne Gutes: ein Herr, der sich da rathen will, setzt dieses voraus, und wann er auch gleich alle dergleichen Gebrechen aus seinem Hause verwünscht, so faßt er sich doch in Gedult, beweist Nachsicht und bessert daben so viel und so anhaltend als er vermag: ändert und wechselt mit seinen Dienstbothen, so wenig und selten als möglich ist, weil er wohl einsieht, daß was ganz Vollkommenes niemals in keinem erwartet und erhalten werden kan.

Die vielen und öftern Veränderungen mit Knechten und Mägden führen allemal was unangenehmes mit sich und gehen nicht selten auf etwas schädliches aus.

Verbundenes, zusammengewohntes trennt sich nie ohne Empfindung und Verwundung; mir ist es wenigstens allezeit leid, wann ich dies oder ein anderes meiner Dienstbothen entlasse.

Dienstbothen zusammengewöhnt in der Arbeit, die einander in der Art, zu arbeiten, zu heben, zu tragen u. kennen, arbeiten leichter als die ihre Kräfte und Handlungsarten nicht wechselsweis kennen: neue Knechte unter die Alten gemischt verursachen auch in Absicht dessen nichts gutes.



Bei neuen Knechten und Mägden müssen die Anweisungen auf dem Felde, im Hause, in den Ställen, Scheunen, Unterricht in den Verfahrensarten bei jedweder Sache des ganzen Haushaltens gegeben und öfters wiederholt werden; viel Unangenehmes und Schädliches wird, bis es haftet und alles so gethan wird, wie man es fordert, bemerkt werden.

Wie man bei neuen Dienstbothen vieles Widrige sehen, hören und empfinden wird, so wird man auch von den abziehenden manchen Schaden erleiden und vielen Verdruss einnehmen:

Der Knecht, die Magd, denen der Dienst einmal aufgefindet ist, suchen sich auf allerley Weise: durch Müßiggang, Nachlässigkeit, Widerseßlichkeit, Verschwendung der Fütterung, und vieles andere zu rächen, und zuletzt noch, wann sie aus dem Dienst weggegangen sind, durch Plaudereien und Verschwätzen ihrer vorigen Herrschaft bei andern und insonderheit bei Leuten ihres gleichen: bei Knechten und Mägden, wo sie es zuletzt doch dahin bringen, Herren und Frauen in den Ruf einer harten und ungerechten Herrschaft zu setzen und andere dadurch abschrecken, künftig in ihre Dienste zu treten, zu schaden.

Besser ist es also allemal, wo möglich, seine alten Dienstbothen immerhin beizubehalten, und an ihnen so lange zu arbeiten, bis sie beyläufig so sind, wie man sie gerne hätte und doch niemals bekommen wird. Wie ist hiebei zu verfahren? —

Man will verbessern; verbessern also ist die einzige Absicht eines rechtschaffenen Herrn: das also, was am ersten und besten bessert, ist das diensamste Mittel zu diesem edlen Zweck der Besserung; Gleichwie nun nicht alle aus einerley Grund, sondern im allgemeinen genommen, aus zweien Gründen: entweder aus Schwachheit
oder

oder Bosheit: aus Mangel der Einsicht, der Kräfte oder aus Vorsatz und Muthwillen fehlen und sündigen, und überdies ein Mensch fähig ist, durch Gelindigkeit und Güte, der andere durch Härte und Strafe gelenket zu werden: der eine frühe, der andere spat verändert und verbessert werden kan, so muß natürlich der Herr auf die Ursachen des Vergehens, auf die Gemüths und Leibesbeschaffenheiten eines jeden sehen und dabey die jedem angemessenen besten Mittel der Besserung ergreifen und anwenden: dem Blöden Unterricht geben: das lenksame, gute, weiche Herz durch Güte umwenden: dem boshaften, störrischen Knechte aber mit Härte begegnen; oder ihn gar bey andauernder Verschmähung aller Ermahnungen frühe und das plötzlich, auf der Stelle, bey einer offenbaren verübten Bosheit entlassen und wegzagen.

Ein paar gute Worte: eine Liebe zulächelnde, Beyfallverkündigende Miene, ein zugestandenes Vergnügen, ein Bissen aus der Hand eines freundlichen Gebers hat außerordentlich viel Gewalt über das Herz des Untern;

Strafen, immer murren, welches endlich als eine Zanksucht jedem alltäglich und daher verächtlich wird, richtet wenig und zuletzt gar nichts mehr aus; es ist besser, entweder sich selbst umändern oder einen Menschen, der zuwider geworden ist, früh zu verabschieden.

Es ist wohl manchmal gut, einen Knecht vor den Ohren der übrigen zu rechte zu weisen, hart anzulassen; es ist aber auch eben so oft schädlich, einen vor dem andern zu schanden zu machen; man sehe bey allem auf das, was am ersten bessert und thue nicht, was nur fizelt; in der Stille den Knecht ermahnen, ist immerhin nützlicher, und den Obern nie vor den Augen des Niedern zu strafen, hat man sich beständig zu empfehlen; dann, wie will der in der Folge denen befehlen, der im



Angeſicht ihrer ſelbſten beſtraft wurde? und der dem gehorchen, der ſelbſt nicht gehorchte?

Es iſt billig, daß man, wenn man einen Knecht oder eine Magd, ohne, daß ſie was wichtiges verſchuldet: etwa geſtohlen haben, daß man ſich alſo auf ihre Treue nie wieder verlaſſen kan, vor Ablauf der Dienſtzeit abdanke und wegschicket, angehalten iſt, den aus Brod und Arbeit geſetzten Dienſtbothen zu entſchädigen;

Sollte es aber daher, wann ein ſolcher ohne wichtige und nicht abzuändernde Ursa chen entlauffet, nicht recht und billig ſeyn, ihn von Obrigkeit wegen entweder in ſeinen Dienſt zurück zu zwingen oder ihn anzuhalten, ſeinem Dienſt-Herrn den daraus erwachſenden Schaden zu erſetzen? ich glaube allerdings, und zumal auch deswegen, weil ſelbſt das gemeine Weſen durch ſolche Austretungen leidet. Obrigkeiten ſollten die Rechte der Herren nicht unter die Rechte der Dienſtbothen herabſetzen; jedem gleiches Recht geben und erhalten und behaupten, dann würde manches nicht geſchehen, ſo jezt, da die Richter ſo vielfältig hierinnen fehlen, nicht nur zum Schaden der Herren und Dienſtbothen, ſondern auch zum wirklichen Nachtheil des gemeinen Weſens oder der Landesobrigkeit geſchiehet.



VII.

Von dem Feldgeräthe und den Bauernwerkzeugen.

Daß der Bauer nicht im Stande ſeye, mit unbewaffneter Hand alle ſeine bey dem Feldbaue nöthige Geſchäfte zu thun, ſieht jeder, der ſie kennen, von ſelbſten wohl ein.

Das

Das, womit er seine Hand bewafnet oder versiehet, um diese Arbeiten thun zu können, heißet man Feldgeräthe oder Bauernwerkzeuge; jeder Arbeiter hat die seinen, daher Handwerkzeuge der Gärtner, der Fischer und dergleichen.

Die Art der Arbeit bestimmt die Art des Werkzeugs, seine Form und die Materie desselben; da es nun viele und mancherley Arbeiten bey dem Feldbau gibt, so hat man auch vielerley von allerhand Formen und aus allerley Materie bestehende Werkzeuge vonnöthen: aus Stahl, Eisen, Stein, Holz, Hanf, Leder u. dgl. bestehen Wagen, Karn, Pflüge, Eggen, Hauen, Beil, Keil, Hegen, Schnaber, Ketten, Messer, Sägen, Strohbanke, Sailer, Bänder, Stricke, Rechen, Siebe, Riemen, Gabeln, Rärste, Kübel u. dgl. lauter nöthige Werkzeuge, ohne welche der Bauer wenigens oder gar nichts vermag.

Man kan dabey die Handwerksleute angeben, deren er vornehmlich bedarf: der Schmid, der Wagner oder Nademacher, der Sailer, der Satler, der Siebmacher, Küfer oder Bütner sind die Handwerksleute, deren Arbeit er unumgänglich, öfters oder seltener, unvermuthet oder vorausgesehen nöthig haben wird.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob man Bauern in Städten und Handwerker auf dem Lande dulden solle? man hat das erste mit Beyfall widersprochen; der Bauer der das Feld bauen sollte und davon seinen Namen hat, gehört nicht hinter die Mauern, er gehört aufs offene Feld, unter und zwischen seine Aecker und Wiesen; man hat dagegen auch die Handwerker vom Lande in die Städte verwiesen; allein, wer siehet es nicht alsobald ein? aus keinem so unwiderleglichem Grunde in Absicht auf alle, wann er auch in Absicht einiger unwidersprechlich seyn könnte. Schmide, Wagner, Sailer u. s. w. finden zwar auch in den Städten, die, für welche sie da
G 5 sind,



sind, und arbeiten; doch aber sind hauptsächlich die Landleute diejenigen, die sie unumgänglich nothwendig bedürfen; es wäre ungemein hart und schädlich für die Landleute, wann sie einige Handwerker als Schmide, Wagner nicht unter sich wohnen hätten; wie oft, wie unvermuthet kanns nicht geschehen, daß der Wagen bricht und man sie beede zusammen bedarf? — wie wollten oder wie könnten sie den Wagen zur Stadt zur Ausbesserung führen, wann ihm ein Rad fehlte? und wo sie auch das thun könnten, wie viele Zeit würde verlaufen, bis er hingebracht und ausgeflickt wäre? Vieh und Menschen müßten hierzu gebraucht werden, die Arbeit würde versäumt und manches auf dem Felde, so nicht gethan werden könnte, würde darunter leiden, z. E. das Säen würde gehindert, wo der Pflug, die Egge fehlte, beyhm Schmid, beyhm Wagner in der Stadt wäre: die abgeschnittenen Früchte könnten beyhm Abgang eines Wagens nicht heimgebracht werden, sie würden beyhm eintretendem Regenwetter verderben u. s. w. Wann man auch alle übrige Handwerksleute Sailer, Sattler, Siebmacher u. dgl. von den Landleuten trennte und sie in die Städte einschloße, so gienge dies doch mit Wagnern und Schmiden nicht an; was der Bauer von jenen bedarf, das kann er im Vorrath in schicklichen Zeiten sich ankaufen; von diesen aber bedarf er unvermuthet Hülfe, die er sich im Voraus schon zu kaufen, zu verschaffen oder zu erbitten, außer Stand ist.

Man siehet die Gerechtigkeit dieser Anforderung des Landmanns an den Staat ein, man gibt ihm Wagner und Schmide, auch noch andere benöthigte Handwerker mehr auf das Land in sein Dorf; man belegt ihn aber auf der andern Seite mit einem eben so unerträglichen Zwang, und zwar mit diesem: bey einem oder bey den wenigen Handwerksleuten, die man in das Dorf hingibt oder in den Städten ansetzt, arbeiten zu lassen, und sein benöthigtes da einzukaufen, ohne Erlaubnis zu

ha

haben, seine Arbeiten andern ausser ihnen verleihen oder was sonstwoher kaufen zu dürfen: das Kind mit den rechten Namen zu nennen: die Landleute werden öfters mit Monopoliën gedrucket. —

Ein Druck, der den Landmann alleine zu verderben im Stand ist; dann dies an gewisse einzelne Handwerker verpachtete Recht des Alleinverfertigers der Handwerkzeuge oder des Feldgeräthes, Verkaufs und Handels mit denselben, liefert dem Bauern sein Feldgeräthe um hohe Preise und von der schlechtesten Art; — ganz natürlich folget es so, daß dergleichen Monopoliën schlechte Handwerker und diese schlechte Waare um hohe Preise hervorbringen; was soll sich der Handwerker bemühen, sein Handwerk mit Kosten und Fleiß wohl zu erlernen, mit viel Arbeit die Werkzeuge gut zu verfertigen, oder sie in guten, wohlfeilen Preisen zu erlassen, wann er weiß, daß der Bauer auch die schlechteste nehmen, sie hoch bezahlen muß, und sie sonst woher gar nicht ohne Strafe und Confiscirung holen und einkaufen darf?

Welch' ein Unrecht? wann aber gar noch hinzu kommt, daß der Bauer seine Produkte an diese schlechte Handwerker verkaufen muß, sie ausser Landes zu führen, das Verbot hat, sie also um die Preise, um die niedrigen Preise, die ihm die Handwerker setzen, abgeben muß, so ist es eine schreyende Ungerechtigkeit, wider welches sich das Ganze empöret; hiebei ist der Landmann schlechterdings verlohren, und an diese schlechtesten Leute zum denmäsig verkauft.

Die Freyheit, das allen kostbare Kleinod, allein bringt überall alles Gute hervor, sie schafft auch hier gute Handwerker, schmiedet schickliche, bequeme, gute Feld und Bauernwerkzeuge, und befördert die Aufnahme des Feldbaues; dann hat der Bauer das Recht von überall her einkaufen zu dürfen, so treibt dies die Handwerker an
eifer



eifersüchtig auf einander, gute Arbeiten um billige Preise zu liefern, und so den Bauern in Stand zu setzen, leicht und bequem gute Arbeiten auf seinen Feldern zu thun, mehr Früchte zu gewinnen und sie dem Handwerker um billigern Preise in die Hände liefern zu können.

Wer es nie untersucht, nicht zugeesehen hat, welche Verzögerung, welche Beförderung, wie viel von bösen und guten Bauernwerkzeugen bey der Arbeit abhänget, der wird das, was ich so eben sagte, bezweifeln; wer aber hierinnen Erfahrungen hat, wird mir wohl beypflichten, wann ich sage:

Ein Holzhacker haut 3 und 6 mal mit dem unschicklichen, ungeschliffenen Beil, wann der mit dem vom Gegentheil auf einen Hieb schon thut, was er und jener thun sollte: das zu schwere Grabscheit erschwert die Arbeit, entkräftet den Arbeiter: das zu leichte thut auf einer andern Seite das nämliche Schädliche wieder: die Senze ohne genaueste Richtung macht die Arbeit ohnmöglich, und will man sie erzwingen, so schlägt man damit mehrere Körner aus als man einsamlet und erhält: was will man mit einem stumpfen Instrumente je Gutes hurtig bewirken? —

Gute, tüchtige, schickliche Werkzeuge sind das nothwendigste einer guten Haushaltung: im Hause, auf dem Felde, in Ställen und in der Scheune sind sie von hervorstechendem sichtbarsten, allergrößten Nutzen.

Es kommt öfters nur, so wie es von außen scheint, auf die geringsten Kleinigkeiten an; die aber wirklich vermögend sind, den größten Aufenthalt in der Arbeit zu machen, und die mit der größten Mühe gethanene Arbeiten schädlichst zu verstellen.

Ein übelgestellter Wagen fällt leicht um: Räder, die nicht aufeinander passen und zwey Fuhrgleis schneiden, machen den Zug um etwas beschwerlicher; der Pflug
zu

zu lang oder zu kurz gesteckt, wo Säge und Schar nicht im rechten Verhältnisse stehen, erfordert ein paar Ochsen mehr, macht zu tiefe, zu seichte, krumme Furchen, und ermattet den Bauern mit seinem Zugvieh ungemein.

Wann man auch mit diesem Instrumente noch so ganz wohl arbeiten kan, so hat man doch noch ein anderes zu der nehmlichen Arbeit, mit dem man viel leichter und fertiger arbeitet: die Hepe z. B. ist zum Reissig aufmachen ganz gut; der Schnaber aber ist gleichwohl viel schicklicher, und ich bin überzeugt, daß der Arbeiter durch diesen das Drittel der Arbeit und der Mühe gewinnt.

Ich habe Bauern pflügen sehen, die mit vier Stücken Vieh kaum fort kamen; der Pflug war nicht richtig gesteckt, ein Bauer von den unsrigen war bey mir, sah den Fehler, steckte ihn recht, spannte ein paar Ochsen aus und pflügte jetzt leichter als der andere vorher mit zwey paar nicht pflügen konnte: dies sah ich im Riese bey Nördlingen.

In Frankreich hat man gegen Paris hin so ungeheuer hoch gebaute Pflüge auf leichten Felde, die dem Bauern unsägliche Mühe und vier Pferden das Fortbringen und den Zug fast ohnmöglich machen.

So bey Hamburg auf Sandfeld, pflügt man mit vier Pferden, und nichts sonst als ein unschicklicher Pflug verursacht solche Mühe und Kosten.

Unsre Bauern haben allerley Feldboden, und doch sind sie durchaus durch ihre leichte, wohl gerichtete Pflüge vermögend, mit einem Pferd oder zweyen Ochsen fertig zu pflügen. Welch' ein Unterschied, welch' erleichterte Arbeit, welcher Vorzug und Gewinn? —

Ich muß es hier sagen: ich stehe oft und sehe den fertigen Arbeiten unsrer Bauern zu, ich lasse mir ihre Hände



Handgriffe erklären, ich betrachte ihre Werkzeuge und habe den Wunsch schon mehr als vielmahl gethan: daß doch alle Bauern mit so guten Werkzeugen besorgt wären und auf eben so gute Handgriffe in der Arbeit belehrt würden! —

Wie dazu zu kommen? Vielleicht dadurch, daß ich alle diese Werkzeuge abzeichne und beschreibe? — Ich versichere, daß es nicht möglich ist; ich habe in meinen Beiträgen: in meiner pragmatischen Geschichte des Amtes Kupferzell einige ihrer Instrumente gezeichnet und beschrieben, und beedes so genau als ich vermochte; ich habe aber doch nachmals erfahren, daß es nicht zureichend gewesen; man forderte von mir Modelle und die Instrumente in völligem Maasse ab;

Ich unterlasse es also hier, gebe aber die Versicherung einem jeden, der dies liest und von mir Modelle oder die Instrumente selbst verlangt, nach Möglichkeit zu dienen;

Dies würde wohl gut seyn, dennoch nicht alles, was man bedürfte, ausmachen; die Handgriffe könnte ich dennoch nicht mitschicken, auch nicht alle beschreiben; was bliebe also übrig? — dies allerdings, was ich schon mehrmalen anriethe: entweder Knechte von hier zu erhalten, oder junge Leute zu uns zu schicken, die als Lehrer oder als Lernende diese Handgriffe sonstwo verbreiteten;

Und gleichwohl noch nicht alles! — Man bedarf der Instrumente selbst; wer bringt sie dorthin? das können Knechte nicht thun; ich verschickte Pflüge und Haberreeken; allein die Kosten waren groß;

Eines bleibt da übrig, ist rathlich und zulänglich: daß man nemlich Handwerksjungen aufgibt, bey uns zu arbeiten: Wagner, Schmide u. dgl. hieher schickt, sie unterrichten läßt, und sodann unser Gutes in andere Länder hinbringt.

Ich



Ich habe abgewichenen Jahr wieder drey Knechte nach Samburg an Herrn Blank versendet, sie fanden dort Sandland, bedurften doch 4 Pferde zu ihren ungeschiften Pflügen, sie trachteten nach andern und waren außer Stand, sie verfertigen lassen und erhalten zu können; hier ist ein Auszug aus des Oberknechts Schreiben.

Samburg vom 7. Jänner 1786.

"Berichte, daß das Land allhier nicht so eingerichtet
"ist, als wie bey uns, es ist nichts als lauter Sand
"und Steine; aber nicht solche Steine, wie es bey uns
"gibt, sondern fast lauter Feuersteine 2c. — Ich habe
"Pflüge wollen machen lassen, wie es bey uns gibt; ei-
"nen kleinen Pflug habe selbst gemacht, habe denselben
"an den Radmacher gebracht; derselbe hat aber mir kei-
"nen darnach machen können, weil er es nicht verstan-
"den; ich bin am Anfang bis zum Ende dabey gewesen;
"aber doch nicht: Habe auch zwey Egen machen lassen;
"aber hat mir der Schmid auch nicht machen können,
"daß es wohl gerathen thut oder ich muß selbst immer
"dabey bleiben, wann es gut werden soll; — Es gibt
"hierum keinen solchen Pflug, wie bey uns, dann sie
"spannen hier vier Pferde vor ihre Pflüge. Haberres-
"chen habe ich selber machen müssen, weil sie keiner mir
"hat machen können 2c.

Dieses erklärt und beweist mir, daß es nicht hin-
länglich ist, Knechte zu haben, um eine fremde Feld-
bauart einzuführen, man bedarf dazu auch Handwerker,
die geschickt sind, die Werkzeuge zu jener fremden Feld-
bauart verfertigen zu können, und daß es auch nicht ge-
nug sene, diese zu haben, wann die Knechte, die sie be-
nutzen und ihre Handgriffe zugleich mit anbringen sollen,
abgehen.

Ein Bauer, so, wie er seyn soll, und viele unter
denen um mich herum wirklich sind, ist im Stande das
mehr

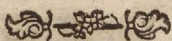


mehrste seiner bedürfenden Feld und Bauernwerkzeuge selbst zu verfertigen; zwar nicht die größern, als Wagen, Pflüge, auch nicht die von Eisen; aber doch die leichtern und von den größern und allen andern, die er selbst nicht machet, hat er doch eine solche Kenntniss, daß er sie angibt und sagen kan, ob sie schlecht oder gut sind und wie sie verbessert oder hergestellt werden müssen.

Ich habe Bauern gesehen, die Pflug und Eggen, Stricke und Sailer verfertigten: Rechen, Haberrechen, Hauenstiehe, Körbe, Näpfe und was dergleichen mehr ist, ist ohnehin aller Arbeit und Zeitvertreib in den langen Nächten des Winters: im Voraus schon werden dergleichen Dinge verfertigt, sie auf den Nothfall zu haben und werden, da man ihrer Sommers durch bedarf, aufbewahret und so abgedörret, sehr gut genuzet, sind von längerer Dauer als andere, welche die Handwerker aus dem Stegreif von unausgetrocknetem Holze zu verfertigen, gewohnt sind.

Es ist sehr gut, wann das Bauerngeräthe wohl aufbewahrt wird, um es bey angehender Arbeit haben zu können: jede Gattung muß ihren Ort haben: Kübel und Gölten fallen unter einem trocknen Dachboden zusammen, die Stelle ihrer Aufbewahrung ist ein unterirdischer, feuchter Ort: ein Keller; dahin aber taugt das Lederwerk nicht, es würde da verfaulen, es findet seine ihm angemessene Stelle in einem trocknen Ort: unter dem Dache in einer Cammer; alles muß da verschlossen gehalten werden; Gelegenheit macht Diebe; diese muß man aus dem Hausgesinde niemalsen machen.

Wenn man die Werkzeuge von der oder jener Art unter die Dienstbothen im Frühling oder bey angehender Arbeit austheilt und abgibt, so läßt man sie solche nach ihrem gutbefinden auswählen, bezeichnet jedem das selbstgewälte, fodert es auch auf die letzte von ihm wie
der

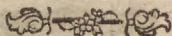


der zurück; nicht jedes Instrument liegt jedem gut in der Faust; ist die Hand gewohnt mit diesem oder einem andern Werkzeuge zu arbeiten, so geschieht die Arbeit besser, leichter und geschwinder: also das Verwechseln der Werkzeuge ist nie rathlich, auch daher nicht zulässig, man muß es nicht gestatten; jeder der Dienstbothen habe sein eigenes vor beständig!

Es ist gut, wann allem Geschirre ein besonderes Zeichen tief eingeschlagen oder eingebrannt wird: besser, wann es so angebracht ist, daß man es nicht so leicht wahrnimmt; der Dieb wird dadurch bald ausfindig gemacht und kan seines Diebstahls wegen wohlüberführt und überzeugt werden.

Wie ich hier gesagt habe, daß die Werkzeuge einer guten Aufsicht bedürfen, so ist es überhaupt sehr zuträglich, auf alles und jedes, auf ganzes und zerstücktes, altes und neues, kleines und großes zu sehen, es zu sammeln, und aufzubewahren, um es da oder dort wieder zu nutzen.

Ich kannte einen Bauern, der im äußerlichen für einen Mann von sehr mittelmäßigem Vermögen geachtet wurde, als er aber verstorben war, fand man, daß es beynahe das Vermögen aller andern seines gleichens im Dorfe überstieg; dieser hatte einen jeden alten Nagel, ein jedes Stückchen Blech, einen jeden entzweygerissenen Strick, ein jedes abgeschnittenes Brettchen u. dgl. noch geringere Dinge von so gutem Werthe geachtet, daß er sie stets samlete, aufbewahrte und bei Gelegenheiten wieder nutzte, er ersparte durch den alten den neuen Nagel, er hatte nicht nöthig ein neues Blech, ein ganzes Brett zu kaufen und zu zerstückten, um ein Blechchen, ein Brettchen zu bekommen, er war nie gezwungen ein ganzes Sail zu zerschneiden um ein Stückchen, so er eben jetzt bedurfte, zu erhalten, er hatte solche Kleinigkeiten in Menge im Vorrath, und ersparte dadurch vor vielen andern sehr viele Auslagen; sein Vermögen nahm zu,



und er starb als ein reicher Mann: ich habe ihn manchmal, ja oft sagen hören: was so groß ist als eine Maus, das heb auf und trags nach Haus! — gewiß eine Regel, die jeder Hauswirth nicht ohne großen Vortheil im ganzen befolget!

Ich sollte hier noch die Bauernwerkzeuge nennen; ich finde es aber unnöthig sie alle zu nennen, und glaube, daß ich damit genug thue, wann ich sage: daß ich dies oder jenes unter den Bauern unsrer Gegend als sehr gut gefunden: Pflug, Egge, die Puzmühle, die Schrotmühle, welche mit der Hand sehr leicht geführt werden, das Grabscheit, die Furchenschaufel, den Heckenschnaber, das Joch, der Haberreden &c.

Von diesen bin ich erbötig, auf Verlangen Zeichnungen und Modelle zu geben.

Ich weiß es wohl, daß man noch allerhand neuausgeheckte Bauernwerkzeuge, als Säe, Dreschmaschinen, Schelpflüge, Rührhacken und dergleichen angibt; ich lasse jedem seine Achtung für diese Dinge; die mehr gelehrt Spielereyen als solides sind: man wird ihrer überall bald müde, und greift wieder zum alten; weil sie bey ihrer guten Seite, auch eine solche böse haben, die mehr Schaden drohet, als Gewinn zusagt.



VIII.

Von dem allerley Viehe und dessen Behandlung.

So, wie der Landmann ohne seine Bauernwerkzeuge das allerwenigste thun kan und seine Hand immer bewafnet seyn muß, wann er alles, was er soll, thun will,

So

So ist er auch auffer Stand, Bauer zu seyn ohne Vieh; das Vieh ist eines seiner nothwendigsten Stücke, ehe ich noch von der Cultur des Erdbodens spreche, werde ich also schuldig seyn, von jenem zu reden und zu sagen, was bey demselben zu beobachten, nöthig seyn mögte.

Der Landmann bedarf Zugvieh; er hat dazu Pferde und Rindvieh: Ochsen, Esel: Milch, Rahm, Butter, Käse fordert die Küche; darauf hält er Kühe, Schaafse und Gaisse:

Federn, Leder, Wolle sind ihm nöthig zur Kleidung, zu Betten, damit versehen ihn Gänse, Enten, Hünner, Rindvieh, Pferde, Schweine, Gaisse, Schaafse.

Eyer zur Küche sind eine unumgänglich nöthige Sache, diese geben ihm Gänse, Enten, Hünner.

Er bedarf Fleischspeisen und Speck, diese hat er von allen eßbaren größern Viehgattungen, vom Federvieh: Gänsen, Enten, Hünnern, Tauben: —

Hunde und Katzen fordert eine Haushaltung bewacht und gesichert zu seyn wider Diebe, Ratten, Mäuse.

Das Schlachten und der Verkauf des ältern Viehes macht die Mastung nothwendig und die Nachzucht, die Anstellung des jungen Viehes allerley Arten unentbehrlich;

Alle diese Viehgattungen, wie sie erzogen, erkaufte, gepflegt, behandelt, genutzt und verkauft werden, sind der Gegenstand meiner Betrachtung und Arbeit in diesem Kapitel.

Ich rede vor allem: von der Güte, den Vorzügen des Viehes, die es und zwar welche, die oder jene Gattung vor der andern in Absicht auf ein Landguth und übrige wirkliche Umstände besizet und voraus hat.



Für sich hat alles seinen Werth und es hat ihn mehr oder weniger, in gewissen Zeiten, mit dem oder jenem gepaart und verwebt; man kan es aber auch unter gewissen Umständen sehen, die es ausser allem Nutzen heraussetzen, und so zwar, daß man es sogar als schädlich ansieht und verwirft:

Die Pferde, die Schaaf, die Gaisse haben ihren Werth; aber nicht überall und nicht immer; das Rindvieh hat einen beständigern und ausgebreitern Nutzen und doch gibt es Umstände, unter welchen auch dieser sich vermindert und wohl ganz und gar verschwindet. Ich rede von diesem:

Das Rindvieh ist unstreitig diejenige Viehart, die für den Bauern den allergrößten und unter fast allen Umständen und in allen Zeiten eigenen großen Werth und Nutzen hat.

Das Rindvieh wird mit leichtester Mühe, mit den wenigsten Kosten, unter der geringsten Gefahr erzogen und kommt bald zur Nuzung: man hat von ihm bald Junge und Milch, und kan auch das Stierriind gar früh, in seinem dritten Jahre schon, zum Zuge gewöhnen und dadurch nuzen: die Fütterung ist Gras, Heu, Grumet, Stroh, es lebt und arbeitet ohne Körner zu bekommen, und doch ist sein Dung weit vorzüglicher als der des Pferds: das Geschirr, mittelst welchem der Ochse seinen Dienst thut, sein Joch ist gegen dem Pferdgeschirre von gar wenigem Werthe, und erfordert fast gar keinen Aufwand; wollte der Bauer, so schnitzte er es und verfertigte es selbst mit samt seinen Bändern. Den Ochsen macht so bald nichts untüchtig zu allem möglichen Dienst; er seye gestaltet, wie er gestaltet seyn kan: er habe einen schönen oder schlechten Schwanz, ein oder zwey Ohren, so thut er seine Dienste, und wann er auch ein oder zwey Hörner verlöhre, und sein Dienst wäre nun gar, so frist er sich doch in der Ruhe am Futter von
gerin

geringerm Werthe und Maase bald fett: er verliert bey allen jenen Fehlern nicht einen Heller an dem Preise, den er ohne sie würde gehabt haben: sein Fleisch ist nur Speise, die jedweder suchet und zahlet; so dient er im Leben und Tod; dann auch seine Haut hat noch einen bekannten wichtigen Werth. Auf platttem Lande, wo wenige Berge, steinigte Steigen gefahren werden müssen, sind die Ochsen das allerbeste, nützlichste Zugvieh; nur da, wo jene sich vorfinden, löset sie billig das Pferd ab, und

Hier hat auch das Pferd seinen Nutzen, und wird da so unentbehrlich als dort, wann weite Fuhren übers Land gethan werden sollen, oder wo man in Chaisen oder Kutschen raschweg zu fahren gedenket; im Kriege ist es von gutem Gebrauche, den man von keinem andern Thiere zu erwarten, vermag; ein fehlerfreyes Pferd steht daher in einem sehr hohen Preise; nur Schade, daß auch das geringste Fleckchen, ein bey dem Rindvieh gar nicht bemerkter Mangel oder Fehl, denselben bis zu einem nichts wieder erniedriget und das sonst geachtete Pferd gänzlich herabwürdiget: mag also das Pferd bey dem Fuhrmann, bey dem der reiten, fahren, Krieg führen will, einen sehr hohen Preis haben, so hat es doch den nicht bey dem Bauern; bis dorthin, daß das Pferd genutzt werden kan, ohne es in Gefahr der Krankheiten und eines zuruckgehaltenen oder üblen Buchses zu setzen, verlauft gar zu viele Zeit, vier Jahre laufen so hin, und in solchen, da es mit Heu und Stroh nicht vorlieb nimmt, verfrist es mehr, als es Preis hat und bezahlt wird; das Rindkalb kan und soll im Stall erzogen werden; das Pferdsohlen bedarf einer Waide: eine Strecke guten Feldes, welche nicht zur Helfste nützlich genug dabey genutzt oder von denselben bezahlt wird; die geringste, üble Behandlung, ein Sprung, ein Stoß, zu viel Haber oder so was, wodurch es am Ohr, am Auge, am Schweif, an der Möhne, an einem Fuße was



was verliert, oder Schaden nimmt verringert, und nimmt ihm die Hälfte oder mehr seines Werths. Der Dung des Pferdes taugt für Aecker und Wiesen sehr wenig; das Pferd verliert, wann es über gewisse Jahre weg ist, gewaltig, oder wird es blind, so wird es kaum noch mit fünf Gulden bezahlt; fällt es, oder man schlägt es nieder, so wird kaum noch die schlechte Haut genutzt, und das ganze Stuck fällt den Raben anheim. Der Gebrauch der Pferde beim Pflügen, da sie zu rasch sind, ist weniger gut als der Dienst der Ochsen, da sie so hurtig nicht hingehen, woben der Bauer mehr Raum und Zeit hat, das nöthige beobachten zu können;

Noch eins! wann schon der Gewinn aus der Pferdehaltung den aus der Rindviehaufstallung lange nicht gleich kommt; so fangen doch jetzt die Bauern unsrer Gegend an, Pferde, jeder etwa eines, zu halten und behaupten, daß, ob sie schon aus und von dem Pferde unmittelbar keinen Gewinn hätten, so hätten sie ihn doch mittelbar von demselben durch ihre Ochsen, welche sie durch solches besser zu schonen, vermöchten, dabey sie auch ehender und leichter gemästet werden könnten; es ist nun freulich so, daß die Ruhe des Viehes vieles zum Fettwerden be trägt; Ein Bauer, welcher zwey, drey paar Ochsen hat, ist auch allerdings im Stande, zwey paar ruhen zu lassen, wann er mit dem dritten arbeitet, säet, pflüget, egget u. dgl. besorgt. Ein Pferd kostet jedes Jahr an Fütterung, Geschirr, Beschlag gewiß eben soviel oder noch mehr als ein paar Ochsen. Hier ist also gewiß der Bauernstolz mit in dem Spiel, und ich glaube immer, ein paar Ochsen mehr, stünden dem Bauern weit besser an.

Der Ruhe und Gaisenhandel hat wohl noch keinen bereichert, das geschah aber schon mehrmalen durch die Schaafe; unterdessen, so wenig man Milch und Butter entbehren kan, so wenig kan man auch aller dieser drey Viehgattungen entbehren, eine davon und die beste:

Die

Die Kühe bleiben nothwendig; ohne sie wird der Bauer nicht bestehen, und

Die Gaisse ist für den Armen, seine Suppe zu schmälzen, wann er sie vom Laube der Hecken, und von zusammengelesenen Gräsern ernähret; der Milch und des Butters, des Schmalzes wegen mögten

Die Schaafse immerhin weg seyn. Wie man dann auch heutiges Tages in unsern Gegenden gar wenige Melckschäferereyen mehr vorfindet, da man den Nutzen aus ihnen in guten Lämmern, vieler, guter Wolle und endlich von fettwerden erwartet, welches alles durch das Melcken meistens hinwegfällt;

Die Kühe geben manchsaltigen guten Nutzen: sie werden hin und wieder zum Zug gehalten. Verschnitten leisten sie fast bessere Dienste unterm Joche als die Ochsen. Doch! wer von ihnen Milch will, muß sie unterm Joche von ihnen nicht erwarten: Milch, guter Dung, die Nachzucht, zuletzt, das Fleisch, die Haut, das Horn und die Klauen sind für den, der sie ernährt, und empfehlen sie jedem. Die Gaisse ist an allem sehr arm, ihr Fell ausgenommen, ist nichts sonderliches an ihr.

Die Wolle sagte ich, macht die Schaafse unentbehrlich; es ist aber auch sonst nichts an ihnen, was nicht gutes Preises wäre, und dahin rechnet man sonderlich ihre natürliche Ausleerungen; ich werde in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben, daß sie nur in cultivirten Ländern, wenn sie im Uebermaas anwachsen, mehr schaden als nutzen; in andern aber, sonderlich da, wo Menschenhände nicht zureichen, das Land zu bauen oder die natürlichen Produkte desselben zu samlen, wo sich Einsöden, Berge, Klippen vorfinden, von unschätzbaren Werthe sind; da sie samlen alles, was sonst ungenutzt wieder vergienge, aus sich von ihm den Nutzen zu geben. Die Gaisß leistet im Kleinen dieses auch, doch da



sie sonst so gar wenigen Nutzen gibt, und überdies durch mancherley Anfälle Krankheiten und daher dem frühen Todt stets ausgesetzt ist, so wird, wie gesagt, dieselbe dem Armen nur werth seyn; von Gärten, Hecken, Bäumen müssen sie ganz weggehalten werden, ihr Aufenthalt da ist voller Schaden und Verlust.

Zu Betten bedarf man der Gänse; dazu dienen auch die Enten. Hühner, Tauben, doch kommen diese der letztern Sorten den erstern in Absicht auf ihre elastische Federn bey weitem nicht bey; ist nun die Gans da von vorzüglicherm Werthe, so ist das Huhn vor ihr in Ansehung der vielen Eyer, die es leget; von der Ente weiß ich nichts vorzügliches sonst, als daß sie sich bennahe, wann sie nur etwas erwachsen ist, in Bächen und Sümpfen zc. ohne was von ihrem Besitzer erhalten zu haben, selbst ernähret, also sich bey weniger Mühe zu einen guten Braten in der Küche übergibt; man könnte die Tauben mit unter diese Rubrik hinsetzen; ich werde aber in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben, wie sehr sie dem Landmanne verhaßt werden: ich will von den Vorzügen und der Güte einzelner Vieh- und Thierarten überhaupt zu schreiben, da endigen und dann erst davon wieder reden, wann ich jede Art jezt da beschreibe und das zu wissen nöthige beybringe und erkläre.

Das Pferd.

Ich habe schon gesagt, daß das Pferd in dem Stalle eines Bauers nicht gefunden werden sollte, daß es nur in den Fällen: wann steinigte Steigen im Weege auf die Feldgüther seyn würden, von ihm genutzt werden könne; oder wann man durch das Pferd den Ochsen mehr Ruhe verschaffen, sie dadurch besser bey'm Leibe erhalten, ihre Mastung befördern wolle; diesen seze ich hier noch etliche Fälle hinzu: wann man weite Frohnen zu leisten hätte, oder in Kriegszeiten Vorspann geben müßte

müſte, da etwa zween, drey, vier Bauern zuſammenſpannen und dies unumgängliche beſorgen und verrichten; auch da noch, wann es Kindviehſeuchen nothwendig machen. Auſſer dieſen Umſtänden etwa einen oder noch zween andere, die ich vielleicht überſehen habe, ſollte ſich's kein Bauer einfallen laſſen, Pferde zu halten: ich will die Ursa chen hievon, ſo wie ſie mir durcheinander einfallen, in größerer Zahl in leiſen Worten noch einmal angeben:

Die Erziehung der Pferde, wie ſchon geſagt, iſt zu koſtbar; die Fütterungen ſind Körner, weitläufige Waizen: der Gebrauch des Pferdes alſo, der Nutzen von ihm, ſchiebt ſich, wann ſein Wuchs nicht verderbt werden ſoll, zu lange auf: 4 biß 5 Jahre hinaus, ſolglich biß es brauchbar zum Dienſt oder zum Verkauſe ſeyn wird, hat es ſeinen Preis zweymal verſſeſſen: Es iſt von jung an biß es zu vier Jahren kommt allerley Gefahren der Krankheiten, Beſchädigungen und eines üblen Wuchſes ausgeſetzt: ſelbſt da, wann es mit Fehlern im Wuchs einzelner Glieder biß auf die Farbe geworfen oder gebohren wird, verliert es beynahe allen Werth und bezahlt die aufgewandten Koſten niema l wieder zurücker: und unter dreyen verunglückt ſo oder durchſchreypen allemal wenigſtens eins: das Pferd iſt die nächſte Ursa che, den Bauern zum reiten und fahren zu reizen, ihn von dem Bau und der Liebe zu ſeinen Feldgüthern abzuziehen, den Dung, ſo ſchlecht er auch ſchon für ſich iſt, zu verſchleppen, ſich zu Gelachen auswärts zu gewöhnen, ſein wenigſes zu verpraſſen: er verreit die Eiſen und dadurch, daß er Sattel und Zeug bedarf, vermehrt er den ohnehin mehreren Aufwand auf das Zuggeſchirr um ein groſes: er verſſicht ſich, indem er bald da, bald dort iſt, in allerley koſtſpielige Dinge, und ſo neigt ſich dadurch ſein Vermögen zu immer mehrerer Abnahme, biß er endlich zum ganzen Verderben hinabſinkt.



Ich bin also, da die eigentliche Pferdezuucht des Bauers Geschäft und Beruf nicht ist, nicht willens von ihr zu schreiben, sondern hier nur soviel von der Pferdezuucht, Pflege und Benutzung zu sagen, als der Bauer, der unter jenen Ursachen und Absichten Pferde halten zu müssen glaubt, zu wissen bedarf.

Nach den angegebenen Absichten, ein Pferd zu halten, bedarf der Bauer des hochgültigen Pferdes wohl nicht; er bedarf einen Schlepper, den er zu allerley Arbeiten vor seinen Ochsen am Wagen, und ohne sie, am Pflug und an der Egge allein, führen und gebrauchen kan; hat er das Glück, daß ihm ein besseres Pferd unter die Hand kommt, so werden ihm die Arbeiten, die er ihm auflegen will, selbst sagen, daß er besser thut, es mit Vortheil gegen ein schlechteres bald zu vertauschen.

Ein Hengst ist für den Landmann wohl nicht; nicht jedes kan mit jedem solchen Pferde umgehen; gemeinlich sind sie sehr böse: schlagen und beißen, und doch ist es nöthig, daß sich ein solches Bauernpferd auch von einer Magd, einen kleinen Knaben an der Egge oder sonstwo leiten, führen, im Stalle füttern und reinigen läßt; Bauer und Knechte sind nicht allezeit da, es zu führen, zu füttern, zu striegeln.

Der Wallache scheint ihm nun am anständigsten zu seyn; und er ist es auch wirklich, wann man auf nichts sonst als auf das obige sehen wird; weil man aber doch immer das anständige, das bequeme mit dem nützlichen verbindet, so halte ich dafür, daß die Stute oder das Mutterpferd den Vorzug vor den übrigen erhalte; alles jenes findet man auch bey diesem, selten findet man es anderst, und man hat doch dabey noch dieses voraus, daß man, so man will, alle zwey Jahre ein Fohlen gewinnen kan, welches immerhin die Fütterung der Mutter bezahlt.

Zwar wird man einwenden, wann die Stute Junge tragen und ernähren solle, so diene sie wenig oder öfters gar nicht zum arbeiten; man müsse sie trüchtig doch immerhin schonen! — ich sage: das kan man und das Niemand mehr als der Bauer; dann eben so, wie er seine Ochsen durch das Pferd schonen kan, so schont er dies durch seine Ochsen; die Arbeiten des Bauern auf seinen Feldern sind ohnehin nicht die schweresten: wann er das Pferd unmittelbar vor und nach dem Fohlen oder Werfen nur etliche wenige Tage von der Arbeit zurückhält, so thut er bennähe schon genug.

Es ist in dem Fall, da man von seiner Stute Junge haben will, nöthig, zu wissen, was man, um das durch das mögliche zu gewinnen, zu beobachten habe.

Wie die Alten sind, so sind gemeiniglich auch die Jungen; die ältesten Naturforscher haben dies an allen Thieren, sonderlich an den Pferden bemerkt, davon ihre Erfahrungen aufgezeichnet und hinterlassen; was sie sahen, das sehen wir noch: alle Naturfehler, wie alle Naturvollkommenheiten des Hengsts und der Stute finden sich gemeiniglich wieder bey den Jungen. Eine Erscheinung, die so allgemein und überal erfolgt, daher

Wird der Bauer sein Bestes besorgen, wann er sich ein Mutterpferd von dem besten Schlage, Wuchs und der beliebtesten Farbe, an dem sich gar keine Naturfehler vorfinden, ankauft und

Dieses von keinem Hengste, der so einen Fehler oder ein alzuhohes Alter: von 10. 15. 20. Jahren hätte, bedecken läßt.

Man muß hier den Naturfehler von dem, der aus einem Zufall von außen erfolgte, wohl absondern; hätte Vater oder Mutter auch nur ein Ohr, ein Aug, nur drey gute Füße, und sie hätten ein Ohr, ein Aug, einen Fuß oder sonst was durch's schlagen, stoßen oder durch andere Zufälle verlohren, so hätte dieses auf ihre Jungen weder Wirkung, noch Bezug.

Der



Der Hengst ist zum bedecken, sonderlich wann er in guten Futter stehet, immerhin fertig und geschickt, mit der Stute aber ist es nicht also; sie hat ihre gewisse Zeit, darinnen sie hüzig und zum Empfangen geschickt ist; das ist sie gemeiniglich im Frühling: Bierzeihen Tage oder drey Wochen lange; nicht geleugnet, daß sie es auch sonst seyn kan, daß sonderlich Stuten, welche noch nie gefohlet haben, es mehrere Wochen an einander hin seyn können; in solcher Frühlingszeit aber, vom Merzmonath an bis gegen Ende des Mays, läßt man sie mit Vortheil bedecken;

Dann eils Monathe etliche Tage nach der Bedeckung wirft oder fohlet die Stute; wird sie nun mit ihrem Jungen noch etliche Wochen im Stalle gehalten, so erwächst unterdessen das Gras, und man thut nun sehr wohl, wann man beide im Frühling auf eine Waide ins freye Feld ausläßt oder täglich frisches gutes Gras, wo jenes nicht geschehen könnte, im Stalle aufsteckt und vorleget; die daher kommende gesunde Milch wird Gesundheit und Wachsthum des Fohlens aufs beste bewirken und befördern; wie es dann überhaupt die Natur so mit sich bringet, und fordert, daß man der Mutter, die nun zween Körper zu ernähren hat, auch doppelt gute Fütterung vorschütte und aufstecke.

Doch ist's nöthig, in den ersten Tagen nach dem Werfen vernünftige Maase zu halten: der Leib der Mutter ist, wie der Leib einer jeden Mutter, die so eben geböhren hat: schwach, der Verstopfungen, der Entzündungen, tödtlicher Krankheiten fähiger als sonst; man hat also Ursache, laulichtes Getränke, Haber und Haferling mäßig, aber öfters, so auch gutes kräftiges Heu vorzulegen, und wann man es haben kan, dann und wann eine handvoll frisches Gras zu geben, um die Verstopfungen und dergleichen abzuhalten, zu verwehren, und zu heben.

Hat

Hat man Gelegenheit, die Stute mit ihrem Fohlen auf die Waide zu lassen, so thue man es, um diesem gelenke Beine durchs beständige umherlaufen, zu geben; Nicht, — so lasse man das Fohlen bey den Arbeiten der Mutter allezeit mitlaufen.

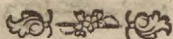
Es kan gut und böse seyn, wann man, so die Stute in einem grossen Stalle allein steht, das Fohlen dabey ledig laufen läßt; so kan es auch böse und gut seyn, wann man es neben der Mutter anleget und so ans Halster und an die Kette gewöhnet: angebunden kan es sich erwürgen u. dgl., ledig kan es springen, sich den Kopf einstossen, Beine und Hals brechen: man wäle sich das Beste nach eigenem Gutdünken und seiner Gelegenheit aus.

Da aber fängt die Sorge um das Fohlen nicht allererst an, schon eher hat man Ursache, für dasselbe zu sorgen: schon in Mutterleibe hat man Aufsicht auf dasselbe zu haben, höchst nöthig: Fall, Stos, heftiges Ziehen der Mutter oder sonst was widriges, kan ihm den Tod, und der Mutter eine gefährliche Geburt geben und zuziehen;

Auch davon, wie man in solchen Fällen der Mutter zu Hülfe käme, sollte ich schreiben; weil's aber gleichwohl die eigentliche Sache für die ist, die Stutereyen beschreiben wollen, so will ich es ihnen überlassen und auf dergleichen Schriften verweisen; *)

Nur will ich da sagen, wie sehr ich das arme Vieh unter solchen Umständen beklage, weil es gemeiniglich von den allerbarbarischsten Leuten, den sogenannten Viehärzten: den Schindern, Hirten und alten Unholden scheusslichst mißhandelt wird. Wollte Gott! daß eine christlich: wachsame Policen auch hierinnen Einsicht, Erfas-

*) Von Reizenstein, der vollkommene Pferdekennner, II. Th. Uffenheim, 1764.



fahrung, Muth und Barmherzigkeit genug hätte, sich des armen Viehes in seiner Noth mit Nachdruck annehmen zu wollen: Mitcreaturen sind doch wohl unsers Beystandes, unserer Liebe noch würdig! —

Hier breche ich also von der Pferdezucht zu schreiben ab; dann ich sehe nicht, wie es dem Bauern zuträglich seyn könne, sich mit derselben weiter hin zu beladen; wann er ein Fohlen beynahe zu einem Jahre erzogen hat, gibt er es billig an andere, die sich damit beschäftigen wollen und dazu Gelegenheit haben, allemal ab.

Sein Zugpferd füttert er mit Heu und Haber; er wird aber ungemein vieles gewinnen, wann er seine Haberfaat bis zur Hälfte mit Wicken untermischt: eine Maas die halb Haber halb Wicken ist, thut bey einem Pferde mehr, als zwey Maas Haber, unter dem keine Wicken gemischt sind; das Pferd frist sie gerne, und gewöhnt sich bald, dieselbe mit Begierde zu fressen.

Es ist fast unnöthig zu sagen: daß die Reinigkeit bey dem Pferde wie bey allen andern Viehsorten, fast mehr seye und thue, als die Fütterung selbst; Striegel, Staubtuch, Bürste müssen alle Tage zwey, drey mal gebraucht werden.

Das Rindvieh.

Das Rindvieh bleibt für dem Bauern allezeit die wichtigste, zuträglichste, nützlichste und angemessenste Viehsorte, ich will es da nicht erst zu erweisen suchen, da es bereits schon jedem erklärt und erprobt ist; daß es in einigen Ländern der Bauer nicht glauben will, daß macht die Gewohnheit: er steigt freylich nicht gerne vom Pferde, neben dem Ochsen zu Fufe zu gehen; die Zeit aber wird ihn nach und nach gewißlich noch dazu vermögen. In ganz Frankreich ist die königliche Verordnung ergangen, die Hälfte der Pferde abjudanken und dage-

gen

gen Ochsen anzustellen: solche Vorgänge fordern zur Nachfolge jedwede Obrigkeit überall auf.

Das Rindvieh ist der Ochs, die Kuh, das Rind, das Kalb: der Ochs ist wohl das erste, daher ich am ersten von und über ihn schreibe.

Der Ochs.

Der Ochs wird von dem Bauern in zwei Absichten erzogen oder erkauf: zum Dienst und zum Wiederverkauf: mager oder gemästet und fette: sähe er allein auf den Dienst und nicht zugleich auf den Wiederverkauf, so mögten alle Ochsen, die stark und groß sind, seines Kaufs sehn; da er aber immerhin mit dieser ersten Absicht auch die zweite zu verbinden hat, so hat er auch nach schönen, wohlgewachsenen Ochsen, die zugleich eine gute Anlage zum Fettwerden haben, zu sehen und darnach zu kaufen.

Vielerley Ochsen gehen an Stärke, Größe, Hurtigkeit, an der Härte, nach der sie schwerere Arbeiten und rauhe, schlechtere Fütterungen besser vertragen, dem Ochsen in Schwaben und Franken weit vor: der Büffel, der Ungarische, der Schweizer, der Normandische, der Friesische Ochs, alle diese und vielleicht noch mehr andere, gegen die unsrigen haben hierinnen sehr vieles voraus; nach diesem gerechnet, sollte man sie einführen; man hat es hie und da wirklich gethan: man hatte Büffel, Ungarochsen, Schweizerochsen aufgestellt; man sieht aber von den zwei erstern Gattungen gar keine mehr, und von der dritten findet man Bastarte aus unsern Kühen, die von dergleichen Farren belegt wurden; ein sicherer Erweis, daß unsre Ochsengattung jene in Dingen, die weit wichtiger sind, als der Vorrang im Dienste, gewißlich übertreffen:

Auch dies bestärkt mich in dem Gedanken, daß man viele Ursache habe, bey vorhabender Einführung fremder
der



der Dinge vorsichtig zu seyn, weil es gemeiniglich schon von unsern Vorfahren versucht worden; sich aber nicht als zuträglich erprobt hat, also wieder aufgegeben wurde; Ich weiß nur gar zu viel solche Dinge, die man während ich lebte, bey dem ersten Bekanntwerden über alles erhub; die aber so schnell wieder allen Werth und Achtung verlohren, als man sie ihnen im Anfange beylegte und aufdrang, um sie allen auf einmal, aufs beste überal zu empfehlen: welch' einen Lermen machten nicht vor etlichen Jahren die Seidengaise? — jeder wollte sie, jeder erkaufte sie, jeder glaubte, bald eine große Heerde erziehen, durch sie in kurzem reich werden zu können: — ich frage: wo sind dann nun diese große Heerden? wo die Reichthümer durch sie? kaum hie und da etwa noch eine Gaise! — ich selbst aber weiß gar keine mehr zu finden!

Von unsrer Ochsenart hält das Stück ausgemästet gewöhnlich zwischen 6 und 8 Centner Gewicht, wir haben geringere, aber auch schwerere, folglich von der Größe und Stärke, als man sie zum ziehen bedarf: ein Paar ziehet den Pflug und zwey Paar den vollgeladenen größten Wagen Getraide und Heu, was fordert man weiter? —

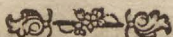
Daben haben sie die volle Anlage zum fettwerden, das beste, zarteste Fleisch, mit Fette durchwachsen, ausgefüllt innen mit Unschlitt, bedeckt mit einer schweren Haut; das Knochen und Beinwerk ist bey weitem von dem Gewichte nicht, als das bey dem Schweizer Vieh oder bey anderm. Die Ursache, warum unsre Bauern sich mit ihrem eigenem Landvieh begnügen und sich nimmer entschliessen werden fremdes dagegen einzuführen und zu erziehen.

Ihr Vieh hat immerhin seinen Werth, es wird gesucht, häufig vertrieben und in alle umliegende und ferne Gegenden den hundertten und tausenden nach durchs ganze Jahr

Jahr durch verkauft: viele tausende gehen so alle Jahre nach Paris, nach Augsburg, Frankfurt, Mainz, Hei delberg, Mannheim, Strasburg und in noch mehrere andere Städte ab.

Der äußerliche Bau unsrer Ochsen ist schön: sie sind gestreckt, breit an Kreuz und Brust, die Ripben sind stark gebogen, der Bauch ist rund, der Nacken hoch, das Gehörn mittelmäßig breit und wohl geformt, die Schenkel und Beine sind mittelmäßig lang und fein, die Farbe ist dunkelroth, gelb, fahl, nach der Landssprache falschig, und von allen diesen Farben trifft man viele scheckigte an, die am Bauche und an Füßen, auf dem Rückgrad weiß, am Kopfe mit weißer und der Grundfarbe gesprenkelt sind; man hat auch dergleichen schwarz-scheckigte, und von andern Farben mehr. Der Bauer hält die fahlen, gelben u. dgl. Schecken für die geschlachtesten oder für die, welche die meiste Anlage zum fett werden haben.

Ben alle dem, daß diese Viehgart im allgemeinen so ist, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie nach den Gegenden des Franken und Schwabenlandes verschieden ist, und das an Bau, Farbe, Größe; jedoch machen die mancherley Abarten im wesentlichen nichts aus, und verringern den Werth und die Güte beynahe ganz unmerklich: der Schwabenoche, (dieser Nahme ist allen Ochsen aus unsern Gegenden nun einmal in Frankreich und in der Pfalz eigen geworden) ist den Parisern willkommen, er sene aus Schwaben oder Franken, aus Hohenlohe, Anspach, Rothenburg, Hall, aus dem Jggrunde oder aus sonst einer Gegend dieser Lande; wahr ist es allemal, daß die Brunster Ochsen (die aus dem Brunstgrunde bey Leutershausen im Anspachischen) und die Rothenburgischen, das zarteste Fleisch haben, die übrigen gehen aber nicht weit davon ab.



Die Ursache hievon liegt offenbar in den Fütterungsarten und deren verschiedenen Inhalte: Luft, Erdboden, Getränke haben hieran allerdings Antheil; dann man hat es aus untrüglicher Erfahrung, daß man bei gleichen Fütterungsarten dennoch in keinem Lande eben das Fleisch und eben die Art der Anlagen des Fleisches und Fettes erhält, die man in jenen andern gewinnt.

Man bemerkt sogar an dem Vieh, welches von aussen als aus der Gegend über dem Neckar, aus dem Württembergischen in unser Land gebracht wird, von aussen, daß in ihm eine innerliche Veränderung vorgehe; nach wenigen Wochen nimmt es in unsern Ställen andere Farben an: der weisse Ochse nimmt, ich weiß mich nicht, wie ich doch gern wollte, recht auszudrücken, eine kraftvollere weisse Farbe an, oder färbet sich fahl; der gelblichte wird gelber; der gelbe röthlicht, röther, oder bräunlicht. Dieses ist so wenig was besonders als neues; heute noch, wie ehemals nimmt man es wahr, daß gewisse Geschöpfe von einer und eben der Art in einer Landesgegend besser, fetter, schmackhafter sind, als in einer andern: das Honig der Biene, die Lerche, das Hun, das Lamm geben davon untrügliche Beweise. Man wird es also nun und nimmermehr in einem Lande mit der Viehzucht, der Milch und dem Butter, der Viehmastung und der Güte des Fleisches des Viehes ganz dahin bringen, wohin man es in dem andern bereits schon gebracht hat oder noch, wann man will, bringen wird und kan.

Die Viehmastung in unsern Gegenden hat auf den Getraide und Grassbau den allerbesten Einfluß, und ist der Gewinn unmittelbar aus ihr kaum so groß als aus diesen. Es gibt Zeiten, in denen es nicht viel ist, wann man aus ein paar Ochsen, die man ein Jahr im Stalle hat, ein Drittel mehr löset als sie mager kosteten: die Hälfte soviel als der Ankauspreis war, ist sehr vielmal
der



der Gewinn, und so wird sich die Mastung wohl durch sich selbst empfehlen. Ist es auch schon, daß es Getraide kostet, das Vieh fette zu machen, so werden doch die Arbeiten, die man das Jahr durch damit thut, solches vollkommen bezahlen, und der Ueberlas wird reiner Gewinn seyn.

Ich läugne damit nicht, daß auch oft weniger gewonnen wird: daß man auch zu Zeiten verliert; wo ist aber auch eine Handelschaft zu finden, dabey man dergleichen Fehler und Abfall nicht wahrnimmt? —

Sey es, daß dies am Erlas selbst erfolgt, so wird doch allezeit das Geld: Acker und Wiesen dabey gewinnen, und dieser Gewinn wird dem Abgang bezahlen und ersetzen;

Der Dung von gemästetem Vieh ist um zweymal fetter und Dungreicher als der von magern, und da der Bauer alles Gestroh, alles Heu und Grumet, und vielleicht auch alles Getraide, so er vom Acker und der Wiese wegnimmt, auf dieselben an Mist wieder zuruckbringt; so muß es ihnen niemalen an Fruchtbarkeit mangeln, die Verbesserung derselben muß unterhalten werden und zunehmen und so auch darauf der Vorrath an Futterungen und Getraide immer mehr anwachsen und in dem Maase der Mastung immer mehreres abwerfen.

Dieses wirkt so stark auf den Landmann, daß er selten seinen Stall von Mastvieh ganz leer hat; hat er keine Ochsen, so hat er doch zwey, drey, vier, auch mehrere Rinder von zwey, drey Jahren in der Mastung: mancher Bauer mästet des Jahrs durch öfters über das alljährige Maas der Mastung: vier, sechs Ochsen, ein paar Rinder, noch einmal und zweymal auch noch mehrmal so viele Ochsen; es kommt nur darauf an, daß der Handel damit in's Ausland stark gehet, oder das Ge-



traide und Heu wohlfeil, oder beedes, oder alles drey das zugleich ist; der hohe Preis der Fütterung: der langen und körnigten, bey niederem Fleischpreise, der schlechte Abgang der Ochsen kan die Mastung in etwas zuruckhalten, sonst nichts.

Wann ich sage, daß unsre Mastviehhändler im Lande und die, welche von außen zu uns in's Land kommen und das Vieh austreiben, bey zwey Millionen Gulden für Mastvieh im Lande lassen, so wird man fragen: aber woher alles dieses viele Vieh, dieses erzieht ja doch ein Land von so engem Bezirke nicht selbst? — ich antworte: das mehreste doch selbst — und was noch abgeht, das liefern uns die Gegenden dieses Bezirkes, wo man so viele Fütterungen zum mästen nicht vorfindet, wo der Weinbau die Oberhand hat und der Feldbau der Berge und Thäler wegen zurucksteht; wanns noch fehlet, so gibt es um uns herum Gegenden genug, wo man die Eute der Mastung noch verkennet, sie nicht versteht, nicht treibt, und sein Vieh alljährlich mager abgibt und verkauft: die Pfalz, Württemberg und noch mehr andere Länder haben für uns magere schöne Ochsen die Menge, die wir von Zeit zu Zeiten erhandeln und ankaufen.

Vormals war dieser Viehhandel mit magerm Vieh die Sache und der Alleinhandel der Juden: sie hatten die Dorfschaften ihrer Wohnungen nicht nur zu öffentlichen Marktplätzen gemacht, wo beständig offener Viehhandel war, sondern sie zogen auch mit Heerden im Lande herum und versahen die Bauern mit den benötigten Sorten;

Nun aber sind die Bauern durch ihre Kniffe klug gemacht, auf den natürlichen Einfall gekommen, ihr Vieh aus der ersten Hand selbst zu erkaufen: sie suchen es da, wo es die Juden ehemals herholten, nun selbst und weil auch überdies die vielen errichteten Viehmärkte hinzugekommen sind, so hat der Alleinhandel, dies

dies Judennez, so grose und viele Löcher bekommen, daß sie damit jezt noch sehr wenig mehr fangen.

Allerdings sehr gut von unsern Bauern gedacht und gethan; jeder versteht es von selbst, daß man aus der ersten Hand und der Hand derer die das Vieh erziehen, wohlfeiler einkauft, als aus der zwoten und dritten; allein, wann auch dieses nicht wäre, so ist doch der Judenhandel dem Bauern allezeit gefährlich, und drückt gemeiniglich alle die, die sich mit Juden einlassen, zu Boden; selten, daß sie keine Betrügereyen treiben, selten, daß sie nicht durch ihre Kunstgriffe und Schmeicheleyen nebenher ein erkleckliches über die Kauffsumme abnehmen: sie borgen aus, sezen hohe Zinsen, nicht allemal an Geld, sondern an Eiern, Früchten, Holz u. dgl. alles ist da ihres Krams: sie geben schlechte Waare, leihen dabey Geld aus, sezen ihre Preise sehr hoch, und der Dürftige nimmt sie an, um nur jene zu bekommen; in kurzem ist er bey solchen etlichemal wiederholtem höchst schädlichem Handel in des Jud's Klauen und verlohren.

Ich weiß nicht, so gut ich den Juden auch sonst bin, und so sehr ich sie auch schon öffentlich der Christen Milde empfohlen habe, so sehr freue ich mich doch, daß meine Landleute ihren Damm, den sie wider ihr Glück aufwarfen, angegriffen und zerstört haben: so sehr wünsche ich, daß ihre ehemalige Bemühungen hierauf allgemein erkannt werden und nach und nach gänzlich und liberal scheitern mögten.

Die Bauern und einige Mastviehhändler sind nun diejenigen, welche dem Ein- und Verkauf des magern Viehes besorgen; letztern wird man die dazu nöthige Kenntnisse nicht absprechen, desto ehender aber den erstern; man wird aber irren: die Bauern und zwar der allergrößte Theil derselben sind im Viehhandel mit magerm und fettem Vieh so erfahren, daß sie keinem Gleich-



scher oder Viehhändler von Profession das geringste mehr nachgeben. Immer lernt es einer von dem andern: es erbt vom Vater auf den Sohn; dann das Kind wird schon von jenem hierauf unterrichtet.

Es ist in einem Hause auch sichtbar, ob sein Bewohner dies Handwerk versteht oder nicht; der Wohlstand desselben hängt davon ab: das, was er von seinen Feldgüthern, wann er die Herrschaft, die Dienstbothen, die Handwerker, deren er das Jahr durch benöthigt ist, ausgezahlt, und mit den Seinigen grämlich und kärglich genug gelebt hat, einzieht, behält und übrig bleibt, ist gewiß ein sehr geringes; was er aber vom Handel hat, das ist gemeiniglich weit beträchtlicher als jenes.

Von diesem Handel: Kauf und Verkauf, sind die Schwere und Güte des Viehes: die Anlage zum fettwerden: der Bau, und die Stärke oder die Fähigkeit zur Arbeit, Gegenstände des Bauerns. Er hat seine gewisse An- und Kennzeichen, aus welchen er Schwere und Güte berechnet und angibt, und selten werden sie ihn trügen.

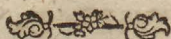
Ich mögte sie hier gerne nacheinander angeben, allein Handgriffe, wie diese, lassen sich fast nicht beschreiben, und man kann sie wirklich nicht hinlänglich genug beschreiben.

Von der Beurtheilung der Schwere des Viehes sind ihnen das Augenmaas und der Angriff oder die Befühlung, die Messung durch ihre ausgespannte Arme über das Kreuz des Viehes, das, was sonst Wage und Gewicht ist: Alles geschieht da durch Vergleichung dieses Stuckes mit einem andern, dessen Gewicht ihnen vorher zuverlässig, etwa durch die Wage bekannt wurde: ist es eben so groß, so weit, ist das Fleisch eben so hart, die Brust so dicke, breit und veste, die Haut von eben solcher

Güte u. s. w. so halten sie beide von einer und eben der Schwere; fehlt es aber da oder dort, so wird ihre Berechnung doch so gestellt, daß sie sich dabei selten verfehlen. Wie das alles geschieht, kan nicht gesagt werden, dies muß aus dem Mitanschauen, aus dem Bestasten, aus der Führung der Hand erlernt und abgesehen werden.

Die Anlage, die Fähigkeit zum fettwerden, die Fähigkeit zur Arbeit zu beurtheilen, fordert mehr; unter dessen nimmt man es so gewiß als man kan; ungefähre, unvorausgesehene Zufälle können sich eräugnen, durch die aller angewandter Fleiß bei der Untersuchung und Beurtheilung vergebens und vereitelt wird:

Einige sahen bei gutem Bau und Wuchse, welche ohnehin bei jedem Stücke Vieh vorausgesetzt wird, auf die Farben, und behaupten, daß fahle, gelbe, dunkelrothe Farben Anzeigen von jenen Anlagen zum baldigen und völligen fettwerden; die weissen, die schwarzen, braunen Farben aber Kennzeichen vom Gegentheil waren, und wie die Porcellain-Schekken: roth und blaue, das bessere fettwerden versagten, so wären die Landschekken, von denen ich schon gesagt habe, vorzüglich zum Anlegen des Fettes auf Fleisch und Unschlicht geneigt und fähig; mag es so seyn; ich selbst bin aus mehreren, meinen und anderer Erfahrungen geneigt, es zu glauben, so gibt es doch auch andere, die zwar diesen Farben nicht abgeneigt sind, doch aber behaupten, daß das Kindvieh auch von den angegebenen harten Farben: weiß, schwarz, braun, Porcellainfarbe, kein sicheres Kennzeichen von einer Untauglichkeit zum fettwerden seyn könnten, da man viele Stücke von diesen Farben schon sehr fette gesehen habe. Ich will hier auch nicht widersprechen, doch, wie ich jedweden glauben lasse, wie er will, so wird man mir auch erlauben, zu denken, wie ich will, ich halte es mit dem erstern und sahe Ställe voll von dergleichen Vieh, welches jederzeit den Wünschen und Absichten entsprach.



Man ist einig, daß ein Stück Vieh von breiten, gutgebogenen Ribben, also von einem weiten, hohlen, runden Leib eine Anlage zum fettwerden allerdings ver-
rathet, und sie gewiß habe, so zeige es auch solche,

Wann ihme die Haut nicht zu sehr aufliege, sich leicht hin und herschieben lasse, woben man im Anfüh-
len, ein sanftes, fettes Wesen auf den Ribben be-
merke;

Eine starke Brust, hinten breit, gute Griffe, hin-
ten wohl ausgewachsen, alles dieses sene ebenfalls An-
zeige von der Anlage zum fettwerden.

Kommet nun dazu, daß das Stück Vieh gerne fris-
set; nicht eckel ist, alles, was seine Fütterung sonst ist,
begierig zu fressen; sauset es viel und bleibt ruhig auf
der Streuz, wann es satt gefüttert worden ist, ist es
in der Arbeit mehr faul als hurtig, so hat man von ihme
ein frühes und allerbestes fettwerden sicher zu erwarten.

Die Anlage zum fettwerden macht nun freylich in
Absicht auf die Mastung schon viel; doch aber nicht als
les das aus, wodurch man es gewinnt; hierzu wird
nun noch das unumgänglich nothwendige, die hierauf
abzweckende Fütterung und Fütterungsart erfordert; um
aber nun diese zuverlässig zu bestimmen, muß man sich
die Natur derselben und die Natur des Viehes erklären,
sie zusammen halten und dann daraus angeben, was das
ist, wodurch das Wachsthum Fleisch und die Fettigkeit
erfolgt.

Unstreitig: Fleisch und Fettigkeit muß aus dem was
selbst Fettigkeit ist erwachsen und werden; der Urstof aber
desselben ist offenbar ein öhliges Wesen mit etwas Erde,
Salz und wässerigen Theilgen versezt, daher man ganz
sicher schließet, daß das, was das Vieh nähret und seine
Fütterung seyn könne, eigentlich und vorzüglich Dehl sene:
man

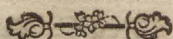
man könnte es bey leblosen Geschöpfen als aus den Blumen auch darthun, wo sogar der Saame, aus dem das Saamenkorn wird, nichts sonst als ein sehr feines Oehl ist, welches, durch die Sonne flüssig gemacht, in die Behältnisse der Geburtsglieder des weiblichen Theils einflöset. Ich breche ab, und der Kürze wegen stelle ich meinen Author. *)

Alle Geschöpfe haben öhligte Theilgen bey sich: eine für sich schon richtige und ausgemachte Sache durch allgemeine Erfahrungen von jeher und überall besträtiget: deswegen können auch alle diese zu Nahrungen für andere dienen, immer ein Geschöpf verzehrt das andere, lebt durch das andere: wächst, nimmt am Fleische zu und wird fett: jedes findet das, wovon es lebt und besteht: das, was es durch seine Nahrungs- Werkzeuge füglichler sammeln, zermalmen und verdauen kan: das Rindvieh Körner, Gestroh, Gras u. s. w.

Wie nun ein Unterschied zwischen diesen Fütterungen ist und eines mehr Oehl, als dem Urstoffe der Wesen, besitzt, als das andere, so ist auch natürlich eines vor dem andern eine bessere Fütterung. Die öhlichten Körner haben daher durchaus den Vorzug, und das Heu und Grumet oder Gras den vor dem Gestroh, in welchem kein Saame mehr ist, der schon fast alles öhligte der Pflanze vorhero weg nahm und jetzt von ihr schon geschieden ist.

Die Körner selbst: das Gras, Heu und Grumet, sind wieder unter sich verschieden, und das nach den Arten, nach der Himmelsgegend, nach dem Ort, wo sie wachsen, haben sie mehr oder weniger öhlichtes oder erdichtes und wässerichtes oder salzichtet bey sich: kein Hanf, Gerste, Schottenfrüchte, Gras auf Anhöhen,
J 5
auf

*) Bemerkungen der Churpfälzischen physikalisch- ökonomischen Gesellschaft: vom Jahr 1772 S. 112. ff.



auf fettem schweren Boden erwachsen, diese alle haben Vorzug an Oehl vor dem Haber, vor dem Gras aus sumpfigten, leichten, schlechtem Boden erzogen. Man kan aus der Schwere, die bey beeden so sehr verschieden ist, den Beweis dazu hernehmen.

Man muß anmerken, daß, wie die Oehle einen verschiedenen Geruch und Geschmack haben, so erhält ihn auch das Fleisch und das Fett, die Thiere die sie in Körnern und Gras fressen; sind jene den Menschen unangenehm, so ist nothwendig das Vieh damit nicht zu füttern, um das Fleisch nicht zu verackeln: Lein und Hanfsamen fressen alle Viehsorten gerne; aber der Geruch des sehr vielen Oehls, welches ihnen eigen ist, ist den Menschen das unangenehmste von der Welt, folglich können sie zur Fütterung wohl nicht gebraucht werden, es wäre denn daß das letztere hinwegfiel und der oder jener jenen Geruch und Geschmack nicht verabscheuete.

Hier setze ich noch an, daß zwar die Verdauungskräfte und Gefäße in den lebendigen Geschöpfen die nährende Theilgen aus ihren Speisen und Fütterungen, ohne daß sie zermalmet sind, heraus zu ziehen, also diese zu verdauen vermögen; daß aber doch solches so leicht, so gut, so vollkommen nicht geschehen könne, wann sie nicht vorher erweicht oder zermalmet sind; man sieht öfters in den natürlichen Auswürfen des Viehes ganze Körner, wie sie verschluckt wurden, wieder weggehen, daher hat auch Gott, die sich zum zermalmen der Speisen schickliche Zähne gegeben und es wird hieraus ersichtlich, daß, wo man der Natur nachahmt, und ihr zu Hülfe kommt, die Fütterungen vorher, ehe sie genossen und vom Viehe gekäuet werden, erweicht, zerstücket, oder zermalmet, die Säfte, die Oehle viel eher, leichter, geschifter und vollkommener ausgesogen werden können, als wann man es nicht thut.

Sind



Sind die Oehle der Urstof der Nahrung aller und jeder Dinge, so sollte man sagen: gebe man dieses hinlänglich und nichts sonst als Oehle, so ist jedes gefüttert, man kommt damit leicht, sehr kurz und mit ganz wenigem zum Zwecke! —

Ich würde diese Forderung annehmen, wann nicht auch wässerichte, erdichte, salzichte Theilchen zur Nahrung ganz nothwendig erfordert würden.

Man muß sich den feinen Bau eines jedweden Körpers, der gespeist werden und so zunehmen und wachsen soll, vor allem wohl vorstellen; die unendliche Feinheit seiner Fasern, Saftcanäle und dergleichen erwegen, durch welche die Oehle bis zu ihren Punkten, wo sie sich nach und nach ansetzen, hindurchgehen; man muß aus dem, was man mit seinen Augen auch sehen kan, annehmen, daß die Oehle viel zu dichte sind, solches ohne weitere Verfeinerungen thun zu können; welches ohne unendliche Zertheilung und Mischungen mit dem Wasser, einem der allerfeinsten Körper, der durch alles und jedes hindurchzudringen vermag, wohl nicht geschehen könnte; — da aber diese Mischung des Oehls und des Wassers durch nichts so sicher und geschwinde bewirkt werden kan als durch zugesetzte Erde und vorzüglich des Salzes, wann solche alle mit einander hinlänglich gerieben werden;

So ergibt sich's daraus also, daß eine Fettigkeit des Viehes nicht wird, ohne, daß man ihm solche Fütterungen vorschüttet, die aus viel Oehl, mehrerem Salze bestehen, woben eine satte Tränkung niemalen mangeln oder abgehen darf.

Zu allen Geschäften gehöret allerdings Zeit: auch das Geschäfte der Verdauung bedarf sie; wann also die Nerven, die Fasern, die mit auf die Verdauung wirken solten, zu andern Geschäften: zur Arbeit gebraucht und



und verwendet werden, so ist es ohnmöglich, daß die nöthige Verdauung recht vorgehet, und sich die Oehle oder Nahrungstheilchen zu Fleisch und Fett gehörig ansetzen: die Speisen gehen durch die natürliche Gänge unverdaut ab, oder wann sich auch die Oehltheilchen so von den Auswürfen gehörig abgesondert haben, so gehen sie doch ohne sich anzusetzen durch die Schweislöcher in heftigen Ausdünstungen durch gewaltsame Bewegungen wiederum weg; folglich kan in dem Fall, daß man dem Vieh zur Ruhe und dadurch zum Verdauen keine Zeit läßt, die Verdauung ohnmöglich so erfolgen, daß die Mastung vollkommen und frühe geschieht.

Eben dieses Verdauungsgeschäft, wovon Leben, Gesundheit und Mastung abhänget, fordert nun nicht nur in gewissen und nöthigen Zeiten die Ruhe von der Arbeit, sondern auch von allem übrigen, wodurch das Vieh in Unruhe versetzt werden kan, vollkommene Befreyung: von Staub, Läusen, Mücken, andern Insekten, Grinden u. dgl. welches aus dem Mangel der Reinigung durch die Schwemme, das Staubtuch, den Striegel, die Bürste bewirkt wird; durch jenes ist das Vieh stets unruhig, in ermüdender Bewegung, es scharrt, es lecket, es reibet sich beständig, stampft, tritt stets hin und her, leget sich nicht, schläft nicht, es kan also ohnmöglich Fettigkeit, so, wie es seyn sollte, oder wie es bey guter Fütterung sonst leicht geschehen könnte, sich ansetzen.

Wann Unreinigkeiten durch die verursachte Unruhe u. dgl. dies aufhalten oder gar ohnmöglich machen, so bewirkt dies eben auch eine zur Mastung ausgewählte warme Sommerzeit, da die Mücken Tag und Nacht beunruhigen, oder auch ein sehr zur Ungebühr warmer, mit steckender Luft angefüllter Stall: eine Waide, auf der das Vieh vom Mückenstich, von der Hitze der Sonne, von kalten Winden und frostigen Regen angefallen wird:

wird: sage man da, was man will, wann auch das Vieh hie und da auf Waiden fett wird, so wird es doch niemals so bald, so vollkommen dazu kommen, als im Stalle, wo es seine nöthige gute Pflege erhält.

Die gesuchte Fettigkeit oder Mastung erfordert auch Ordnung: gesetzte Zeiten, in denen man füttert und tränket und nicht füttert, sondern verdauen läßt. eine Einförmigkeit in den Zeiten der Fütterung und der Verdauung: beide von gehöriger Länge: nicht zu hurtig ges füttert oder getränket, wohl Zeit zum fressen zum saufen und zum zermahlen der Fütterung und dann zwischen dieser und einer wiederholten Fütterung so viel Zeitraum, daß die Verdauung wohl geschehen, die Ausleerung und neue lustige Begierde zum Fressen entstehen kan.

Die Verdauung geschieht wohl in kürzerer Zeit; die Säfte aber erfordern zu ihrer Zubereitung, zu ihrem Uebergang in ihre Canäle, zum umwandeln in Fleisch und Fett längere Zeit, daher hat man bisher von 8 Stunden zu 8 Stunden gesfüttert, folglich früh am Tage, zu Mittag und Anbruch der Nacht oder etwas später; es gab fleißigere Hauswirthe, die von 6 zu 6 Stunden fütterten; also auch tief in der Nacht noch einmal fütterten, oder, wie sie es heißen, abfütterten; wohl gethan! — wäre es nur nicht zu mühsam, so würde ich rathen: füttert Nachts um 12 Uhr, früh um 6 Uhr, Mittags um 12 Uhr, Abends 6 Uhr.

Würde man keine solche Ordnung einführen und unordentlich füttern, so würde das Verdauungsgeschäfte, die Verdauung, ja die Säfte, die daher kommen sollen gewaltig leiden und so auf Krankheit und Tod wirken;

Würde man aber eine Ordnung eingeführt haben, — von solcher wieder ablassen: heute so, dann wieder anderst, in vorher nie zur Fütterung bestimmten Zeiten füt-



füttern, so würde das Vieh, welches einer andern Ordnung und Zeit gewohnt wäre, unruhig werden und dabey wieder verliehren; auch das Vieh handelt nach Gewohnheit; wie dann die Natur des Systems und Uhrwerk seines Leibes eine Art der Gewohnheit annimmt und darnach sich aufziehet und abläuft, gleich einer andern Maschine.

Dieses alles nun vorausgesetzt wird man mich verstehen, mir auch den Beifall nicht versagen, wann ich zur Mastung folgendes als nothwendig angebe:

1) Sene das Vieh, welches gemästet und verkauft, also abgeschafft werden soll, vor allem gesund, gefräßig, nicht zu alt; 6 bis 8 Jahre sind bey den Ochsen die dazu tüchtigsten Jahre; auch habe es Anlage zum fett werden.

2) Gutes Heu, auf von Natur schwerem Boden oder wohlgedungtem Boden erwachsen, wohl geerntet, getrocknet und aufbewahret, so auch das Grumet von daher, dabey aber vorzüglich Körner: Gerste, Wicken, Dinkel oder Spelzen, Roggen auch andere dergleichen Früchte dienen zur Mastung vortreflich, und sind dabey eine unumgänglich nothwendige Fütterung: die beste Sorten unter Körnern sind Wicken und Gersten; unter der langen Fütterung aber das Grumet.

Klee allerley Arten, grün und durre verfüttert, sind gleichfalls dazu dienlich; der Esparsiet mehr als die andern: alle drey Arten gedörrt besser als grün: Burgunder Rüben, der Viehmangold nehmlich oder die Rangesen, die man auch Turnigs heisset, die Cartoffeln, und alles Wurzelwerk, sonderlich die gelben Rüben haben auch hiebey ihren Nutzen, doch ist und bleibt dazu nichts dienlicher als die Körner: aus den durren Saft- und Ohllosem Gestroh erwarte man nichts; grüne Fütterung schmecket wohl gut, da sie aber zu wässericht ist,
so

so gehet sie auch, zumal alsdann, wann sie vom Thau oder Regen naß ist, ohne Wirkung auf Fettigkeit wieder frühe weg.

3) Um diese Fütterungen mehr wirksamer zu machen, dem Vieh hiebei die Arbeit des mühsamen Käuens zu ersparen, ist es gut, die lange Fütterung auf der Stroh oder Heckelbank klein zu schneiden; die Körner entweder in Wasser eingeweicht und da gequollen darunter zu mengen, oder solche auf der Mühle vorher schroten zu lassen, und so auf die geschnittene lange Fütterung aufzustreuen und unter zu mischen.

4) Die Salzungen müssen geschehen; sie können aber durch Aufstreuen des trocknen Salzes auf die geschnittene Fütterungen geschehen, dies thut man auch durch in die Tröge eingelegte große Stücke Steinsalzes, oder dadurch, daß man Salz im Wasser auflöst und die trockene kurze Fütterung damit besprizet. — Bei der Mastung muß keine Fütterungszeit hingehen, da man nicht etwas Salz gibt. Wie viel? — Eine Handvoll für vier paar Ochsen ist genug; etwas mehr oder weniger verändert da wenig; nach Granen messe man nicht. Legt man Salzsteine in die Tröge, so bleiben diese stets darinnen, und das Vieh mag nach Belieben daran lecken.

5) Man kan nicht sagen: soviel gebt eurem Vieh; aber das kan man sagen: gebt ihm satt; Es frist viel und muß viel zu fressen haben, da es noch nicht angefüllt, noch nicht ausgefüttert, noch nicht fett ist; es begehrt nach dem Maase, da es fetter wird, immer weniger, und dann gebt ihm auch weniger. Das Maas der Fütterung also ist das satt seyn, und dies Maas macht man durch Aufsehen und Erfahrung von Tag zu Tag aus;

Sehet ihr, daß es durch Abstehen vom Fressen, durch langsamer fressen, dadurch, daß es sich leget, den Abgang



gang der Fressbegierde verräth, so sehet ihr auch, daß es nun satt ist, nehmt das, was und wie viel ihr gestern eingelegt habet, als das Maas von dem an, so ihr heute in ganz etwas weniger vorlegen wollet; — so verfahren, werdet ihr heute wie gestern, wohl sattfüttern.

Jedoch, da nichts ohne Ausnahme ist, so ist auch da öfters Ausnahme zu machen nöthig: wie der Mensch einen Tag mehr, den andern weniger Eßbegierde hat, so ist auch die Fresslust bey dem Vieh einen Tag heftiger als dem andern; wann alles Vieh im Stall schon lieget, ruhet und wiederkäuet, so steht öfters dort noch eins, sieht sich nach mehr um, und blöckt wohl nach mehrerem, dies erweist, daß es nöthig ist, ihme mehr als dem andern zu geben.

Nur keinem zuviel, dann dies, wie das zu wenige, schadet in der Fütterung und Mastung; dieses hat nicht genug zum verdauen; zu wenig, die nöthigen Säfte für den Wuchs seines Körpers, Fleisches und Fettes zu samlen, und jenes hat nicht Kräfte genug, das zu viele zu verdauen, die Säfte auszuziehen, die mehresten gehen wieder weg, und die welche bleiben, sind nicht rein gekocht, machen böses Geblüt und hindern das, was man suchet: Sättigung, Wuchs, Fleisch und Fett.

Man bestimmt für ein Pferd unter schwerer Arbeit auf 24 Stunden 15 lb Heu, $\frac{3}{4}$ Simra Haber, das Simra zu 17 lb Nürnberger Gewicht gerechnet: für ein unter milderer Arbeit 12 lb Heu, $\frac{1}{2}$ Simra Haber: für ein Reitpferd, welches nur zu Zeiten geritten wird, 12 lb Heu, $\frac{1}{4}$ Simra, auch etwas mehr Haber. Man fordert für den Mastochsen und für jedem andern Ochsen täglich 25 lb trockene Fütterung; 30 lb auch mehrere Pfunde Gras oder Klee: für erstern noch 1. 2. 3. Maas Schrot von Gersten, Wicken u. dgl. das Simra zu 16 Maasen oder Theilen gerechnet.

6) Ordnung im Füttern, ist so unumschränkt nothwendig als das Füttern selbst: man muß eine festgesetzte Zeit halten und dabey bleiben: die Termine, in welchen gefüttert wird, müssen so gewehlt und so von einander entfernt seyn, daß das Vieh in den Zwischenzeiten zu verdauen, im Stand ist.

Man sollte wohl in 24 Stunden viermal füttern: also von 6 zu 6 Stunden: frühe 6 Uhr, Mittags 12 Uhr, Abends 6 Uhr, Mitternachts 12 Uhr; da es aber für den Hausvater sehr unbequem seyn würde, Mitternachts aufzustehen und solche Arbeit zu thun, so wird es Ordnung genug seyn, wann er bey Anbruch des Tags, Mittags und Abends gegen die Nacht die Fütterung besorget: im Winter macht er diese Ausnahme, daß er vor schlafengehen, etwa um 9 um 10 Uhr lange oder kurze Fütterung noch einmal aufstecket oder vorschüttet.

7) Die Tränke ist so nöthig als die Fütterung selbst; es ist also gut, daß man auch bey jeder Fütterung tränket.

Ein gutes, gesundes, helles Wasser ist dem Viehe so gesund und zuträglich als dem Menschen: dies wehlet man also aus, so gut, als man kann;

Doch weiß ich einen Ort auf einem Berge gelegen, wo das Vieh mit in einer Vertiefung zusammen, gelassen stehenden Wasser, welches mehr einer Mistjauche als einem Brunnwasser gleicht, getränkt wird, und das Vieh bleibt dabey so gesund als ein anderes mit Brunnwasser versehenes vielleicht nicht ist; ja ich muß mehr sagen: Als in dem ganzen Lande die Viehseuche wüthete, hatte man da diese Plage nicht, alles Vieh blieb davon frey.

Man pflegt hie und da in einigen Ländern mit warmen Wasser zu tränken, und ziehet diese Tränke der mit kaltem Wasser vor; man frage den Arzt: ob so eine
K
Tränke



Tränke eines Vorzuges werth sene; er wird es verneinen; sie schwächet die Gefäße, und ist billig zu verwerfen; Kaltes, ich will nicht eiskaltes sagen, sondern kaltes Wasser, wie es aus der Quelle läuft, stärket Fasern und Nerven und bewürket die frühere und vollkommnere Verdauung.

Fluß und Quellwasser, das stehende aus einem Schöpfbrunnen, und das, so in Röhren läuft und hervorspringet, ist zuträglich; doch wird das letztere aus einer sonst gesunden Quelle den Vorzug erhalten: es ist nicht so kalt, wie das aus einem Schöpfbrunnen; reiner als das Flußwasser, und fordert die Mühe des Heraus schöpfens nicht.

8) Wie man das Vieh vorher fressen läßt, ehe man tränket, so legt man ihm auch nach dem Tränken noch etwas vor: einige geben die körnige Fütterung vor, einige nach, ich habe aus den Erfahrungen beeder, daß die zweierley Wirkungen von einander gar wenig oder nichts abstehen; dem einen zwar so, dem andern aber anderst vorkommen: es ist nicht zu entscheiden, ob aus dem einen oder dem andern eine bessere Verdauung der Körner erfolge: bald bemerkt man es so, bald wieder nicht so: am besten, man gibt alle Körner eingeweicht, gequollen, oder geschroten, so wird die Verdauung nicht manglen.

9) Genug saufen muß das Vieh, daher lasse man ihm dazu Zeit und verwehre, daß nicht ein Stück das andere daran hindere: dieses verdünnet das Futter in der Verdauung und die Nahrungsäfte gehen so eher, geschwinder, und besser in die Saftcanäle über.

10) Es ist schädlich, wann das Vieh erhitzt säufet, daher muß es langsam zur Tränke getrieben werden: am besten ist es, wann die Tränke sogleich am oder im Stalle ist, oder wenn man sie ihm da hinein bringt.

11) So schädlich jenes, so wehe thut ihm dieses, wann es von der Tränke weg, weit, heftig gejagt und heim getrieben wird; auch dies ist zu vermeiden.

12) Im Trog, in Kübeln oder sonstwo lang gestandenes erwärmtes oder erkälteres oder welches Wasser, gar faulend geworden ist, wird man dem durstigen Vieh wohl nicht vorhalten; es ist allemal ungesund und schädlich; es sauft's wohl, aber mit Ekel.

13) Das schnelle Einsaufen taugt nichts, man wird wohl thun, so man es verwehret: das Pferd mit dem Zaum aufziehet, das Rindvieh mit einem Stock zuruck treibt: trinkt man aus einem Kübel, so werfe man eine Handvoll Stroh, Heu, oder Gras oben darauf, so hat man seine Absicht gewonnen.

14) Zeit oder Muse zum verdauen des Futters und des Getränkes ist nothwendig, Fettigkeit und Kraft zu geben; so nothwendig als die Fütterung und das Getränk selbst.

Je mehr man das eine und das andere: Fettigkeit oder Kraft und Vermögen zur Arbeit fordert, je mehr muß man ihm jenes bewilligen und gestatten.

Mastvieh soll nie oder gar selten etwa nur noch zu ganz leichter Arbeit gebraucht werden; Zugvieh muß wenigstens zu Mittag ein paar Stunden Ruhe haben, und des Nachts hindurch auf der Streue gelassen werden.

Anderst geht das in Eile eingeschluckte, und durch heftige Arbeit unverdaute ohne sich in Nahrungssäfte aufgelöst zu haben, wieder ab:

Die Natur heiset es sichtbar; das Rindvieh wiederkäuert, und diese Wiederkäuung dauert ziemlich lang; durch die Arbeit wird es offenbar daran gehindert.



15.) Nicht nur die Arbeit, die ihm die Ruhe versagt, auch alles, was es darinnen stört muß weichen und entfernt werden.

Hitze, Frost, Mücken, Läuse, andere Insekten, Staub, Unflat und was dergleichen noch mehr ist und seyn kan, benimmt dem Vieh die benöthigte Ruhe, den Schlaf, die Erholung und das im Stalle und außer dem Stalle. Daher ist auch schlechtweg die Weide zu widerrathen, da ist auch das beständige Umlaufen mit in der Schuld, daß ihm die Ruhe entgeht.

Ein enger, niederer, mit nöthigen Oefnungen nicht versehener Stall wird bald zu warm, die Mücken sammeln sich: Kommt dazu, daß der Mist zu lange lieget, der Harn nicht abläuft, welche Quaal alsdann? ist es unnatürlich, wenn da das Vieh leidet und unruhig wird?

Es gibt Leute, die den Unflat im Stalle für gesund achten, z. E. wann der Stall dichte mit Spinnweben überzogen ist; ich wollte es nicht rathen, diesen Unflat, der stets staubet, abzukehren; mancher Bauer fiel seinem Knecht, der dieß wagte, in die Haare. Solche Vorurtheile muß man überwinden und schlechtweg so was nicht gestatten.

Ich konnte es nicht verstehen, wann man mir sagt: daß es Länder gebe, wo man Striegel, Bürste, Staubtuch nicht kenne, sie gar nicht gebrauchte, und doch habe ich es nachmals selbst erfahren, Ställe gesehen, wo der Staub dem Vieh über die Haare hoch auf lag, wo das arme Vieh auf dem Rücken voll eiteriger, blutiger Grinde war, wo die Läuse am Hals krochen; als ich jammerte und fragte: warum dies? war die Antwort: das ist ausgeschlagene Krankheit und gesund, das muß man nicht abheilen. — Versicherte ich, daß es vom Mangel der Reinigung komme, daß man bürsten, striegeln

geln, abstäuben müsse, so erklärte man so was als Schindensarbeiten, die kein ehrlicher Bauer thun werde. —

Das Vieh muß alle Tage zwischen dem, da es frist, gestriegelt, gebürstet, abgestäubt werden; also des Tags wenigstens zwey, besser drey mal.

Man sehe doch auf jedes Thiergen in seiner Freyheit, vom Hirsch an bis auf den Sperling herab und bemerke, wie reinlich es ist, wie es sich selbst immerhin reiniget, streichelt, belecket; fordert also nicht die Natur eine solche Reinigung unserm Fleiß ab, wann wir das Vieh durch Ketten und Stricke binden und ihm dadurch versagen, sich selbst zu säubern? alerdings!

Wann das Vieh auf der Waide frey lauffet, so thut es alles, sich selbst zu reinigen: es leckt sich, reibt sich an jedem Baume, legt sich in's trockne und umgeht jede unflätige Stelle, sich nicht zu besudlen; sollte dieses nicht lehren, daß man neben dem Gebrauche des Striegels und der Bürste den Stall von den natürlichen Auswürfen zu reinigen habe?

Der Stall muß immer rein gehalten werden: der Harn muß immerhin ab und wegrinnen: Bey jeder Fütterung nimmt man mit der Gabel von der noch trocknen und noch nicht zu Mist getretenen Streue den Koth weg und bringt ihn auf die Miststette: alle Wochen im Sommer wird der Stall drey, zweymal: im Winter einmal ganz ausgefegert; so, wie nach jeder Fütterung nun das Masse, das Besudelte der Streue weggenommen wird, so muß auch auf diesen Fleck wieder trockene Streue aufgestreuet werden.

16) Selbst die Luft soll rein seyn, daher müssen in den Wänden des Stalls, hoch, der Decke gleich, Luftlöcher angebracht seyn, die entweder im Sommer alle-



zeit offen bleiben oder im Winter zu Zeiten geöfnet werden, damit die Luft durchstreichen und den Dampf ab und ausführen kan: es kommt darauf an, ob die Witterung kalt oder warm ist; im Winter hält man die Thüren zu; im Sommer kann man auch diese öfnen, und sie den ganzen Tag offen lassen, wenn man durch ein vorgestelltes Gitter die Hürer u. dgl. abhält, in den Stall zu kommen. Genugsame Luftlöcher zu haben ist nöthig; sie gar in Form eines Camins oben in der Decke ein oder zwey Dampföcher anzubringen, ist besser als jenes; dann dabey bleibt der Stall finster, die Mücken lassen dem Vieh in der Finsternis Ruhe, da sie, wann es Licht wird, aufwachen, fliegen und das Vieh unausgesetzt peinigen.

Mit einem Wort: die Reinlichkeit in allem ist im Viehstalle etwas ganz und gar unentbehrliches: man muß sich derselben in allen Stücken, damit das Vieh Ruhe habe, befeisigen; dieses trägt zum Fettwerden, Kraft und Vermögen des Viehes nur gar zu vieles bey.

Die Kuh.

Das Kind, weiblichen Geschlechts, wann es zweymal gejunget hat, heisset Kuh; so lange es aber trächtig ist oder nur ein Kalb gehabt hat, heisset es Kalbe oder Kalbin.

Die Kuh ist dem Landmann so unentbehrlich als der Ochse: dieser dient zur Arbeit: jene zur Küche: zu Milch, Butter, Schmalz, zur Nachzucht, oder zur Vermehrung und Unterhaltung seines Viehstandes, also zweyen Endzwecke, auf welche die Kuh genutzt wird: die, durch welche man beede Zwecke am besten erreichen kan, ist die beste und diese zu erhalten, darauf hat man zu sehen.

Nicht alle Kühe werfen grose, wohlgestaltete, zum Wuchse und zur Fettigkeit geneigte Kälber: es gibt grose Kühe

Kühe, welche doch darauf keine gute Mutterkühe sind und kleinere, welche diese sind; die Natur hat hier was besonderes: auch öfters die magerste Kuh, die nie fett wird, gibt die fettesten Kälber; wann die fetteste Kuh das magerste Kalb, so nicht fett werden will, so lange es an der Mutter trinket, wirft: hier sagt der Bauer, kommt's auf die Art an, und es ist allerdings so.

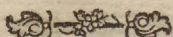
Man hat also Mühe, eine gute Kuh zu diesen Zweck auszusuchen und zu erhalten;

Und so ist es auch in Absicht auf viele und fette Milch: nicht eben die fette und wohlgewachsene, nicht eben die große Kuh gibt sie; manche gibt viele; aber wässerichte ohne Raum; eine andere fette; aber wenig Milch: die Kuh ist sehr selten, von der man alles zugleich hat: schöne Kälber, viele und gute Milch; hat man dergleichen eine im Stalle, so muß sie werther seyn, als jeder Preis, den man dafür anbietet; denn gemeiniglich sind ihre Kälber, wie sie selbst nutzbar; eine solche Zucht zu haben, ist wahrer Gewinn.

Man ist außer Stand, genau zu bestimmen, wie viel die beste Kuh Milch und aus dieser die Wochen durch Butter gibt; es kommt ungemein viel darauf an, welcherley Fütterung sie erhält, wie sie sauset, ob sie viel oder wenig Salz erhält, ob sie in Ruhe ist oder nicht u. s. w.

Eine gute Kuh kan sechs, sieben Maas auch noch was mehr Milch des Tages abgeben, und von solcher Milch zusammen mag man in einer Woche $2\frac{1}{2}$. 3. auch vier Pfunde, vielleicht etwas mehr Butter erhalten. Wer hier genauer bestimmen wollte, würde zu viel was gen und mit seiner Rechnung wohl niemals bestehen.

Da es nun also, auf Gewinn und Nutzen gesehen, gar vieles darauf ankommt, daß man seine Kühe gut
R 4 weh



wehlet, so ist nöthig, so viel es möglich, Kennzeichen aufzusuchen und anzugeben, nach denen man sich im Einkauf der Kühe richtet.

Allemal sicherer, grose, wohlgestaltete Kälber erwartet von grosen, wohlgestalten Kühen und Farren als von Kleinen und übelgestalten.

Je gröser die Kuh ist, je besser ist es, und so ist es auch gewiß in Ansehung des Farren; jedoch ist nur dieser groß, wann schon die Kuh klein ist, so wird man doch grössere Kälber erhalten: Fettigkeit der Kuh macht da nichts aus, auch die dürreste Kuh wirft oft das allergrösste Kalb. Hier also ist gut wehlen; jeder siehet und weiß was groß oder klein ist.

In Absicht auf gute und viele Milch aber sichere Kennzeichen zu geben, ist schwerer, bennähe, mit ganzer Gewisheit sie geben zu wollen, ohnmöglich.

Man sagt, wann die Milchadern am Bauche dick seyen, weit vor gegen die Brust laufen und wohl gefühlt und wahrgenommen werden könnten: wann die Kuh einen langen Schwanz habe: wann der Hals lang seye: wann sie fahle, gelbe Haare habe: alle diese Kennzeichen können aus den vielfältigen Erfahrungen und Wahrnehmungen abgezogen und genommen worden seyn; ich sehe aber nicht ein, wie sie ausser dem ersten im Weesen gegründet seyn können: Gewisheit verspreche ich daraus nicht, wann ich schon bekenne, daß ich's so selbst oft gefunden habe, und viele andere es so gefunden haben wollen.

Man verfährt da bey diesem Einkaufe am sichersten, wann man Gelegenheit hat, auf eine Kuh einige Tage oder Wochen acht haben zu können, um selbst zu sehen, was vor welcher, und wie viele Milch sie abgibt, oder wann man es durch sichere Nachricht zu erfahren im Stand ist. — Der Kuhhandel ist allezeit gewagt.

Doch,

Doch, wie ich gesagt habe: es kommt da gewaltig viel auf die Fütterungsarten an: Eine Kuh, welche mit guten Fütterungsarten gefüttert wird, die viel Salz erhält, wohl sauset, gibt gewißlich weit mehr gute Milch als eine andere vom Gegentheil geben kan.

Wie also zu füttern? — Was ich schon beim Ochsen gesagt habe, wiederhole ich nicht: die Pflege dort muß auch die Pflege da seyn:

Hier sage ich: daß keine bessere Fütterung zu vieler und guter, fetter Milch ist, als Haber mit Wicken untermischt angesäet und dies Gemische alsdann nach und nach, noch ehe es anfängt zu schossen, zu blühen, Schotten und Körner zu bekommen, verfüttert.

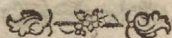
Dieses säe man recht früh im Frühling auf gutem, fett gedungtem Felde, und zwar abgesetzt von 14 zu 14 Tagen, oder auch von 8 zu 8 Tagen, damit nicht alles von gleicher Größe auf einmal, zu einer Zeit wachse, an;

Sollte es zu stark und zu alt werden, so schneide man es Handlang in der Häfelbank kurz: man wird es wahrnehmen, daß dergleichen Milchbringende Fütterung wie dieses gar nicht gefunden wird.

Die Kleearten, sonderlich der Esparsiet, sind auch gut und alles Gras, Wurzel und Blätter auf NB. Schwere m Boden gewachsen, haben hier auch Vorzug.

Will man Schrot aus Körnern füttern und auf kurze Fütterung: Häfel aus Stroh und Heu oder Grumet u. dgl. streuen, so wird man frenlich auch hiervon die besten Wirkungen auf viele und fette Milch wahrnehmen.

Allemaal mit bemerkt, daß eine Kuh wohl sause, also des Tags 2 besser 3 mal getränkt und alle Tage mit etwa einem Löffel voll oder auch etwas mehr Salz versehen werde;



Dann Fett und Wasser ist Milch; damit sich aber beide mischen und Milch werden, muß man Salz zusetzen; Fett und Wasser mischt sich nie ohne dies.

Die Kuh gibt die erste Milch für ihr Kalb; weise und gütige Vorsorge Gottes für ihre Geschöpfe! alsdann aber, wann das Kalb ab ist, wird sie für den Menschen gesamlet.

Es kann kommen, daß die Kuh alle Anlage zu vieler und guter Milch hat; es kan aber gar leicht und bald geschehen, daß sie doch solche nicht abgibt oder nach und nach bald wieder versagt.

Daran kan das saugende Kalb, auch in der Folge die Person, welche melket, schuld seyn; die Heye nicht! —

Die Natur der Kuh ist die, daß sie Milch geben will; sie hält sie aber auch zurück, wenn man sie nicht von ihr annimmt: der Milchsaft verwandelt sich in Blut oder bleibt Blut, Fleisch und Fett, oder setzt sich wieder in dieses nach und nach in der Maase um, wie man sie nicht aus dem Euter herausnimmt; was man undankbar nicht nuzen will, das versagt die Natur in der Folge von rechtswegen.

Das Euter der Kuh hat gewöhnlich vier Striche; so wie das Kalb nicht an jedem Striche sauget, die Melkerin nicht an jedem Striche einmal, wie das anderemal melket, so versaget der ungemolkene Strich in kurzem alle Milch ganz; dies ist aller Erfahrung.

Man schliesse daraus aufs Ganze: sollte das Euter gar nicht gemolken werden, so würde alle Milch zurücktreten; dies ist eben auch Erfahrung und der Schluß hieraus: sollte man die Milch nur halb oder zum Drittel heraus melken, so würde in der Folge beständig das Drittel oder die Hälfte verlohren und nicht mehr erhalten werden können.

Will

Will man also die Kuh auf die Milch möglichst nutzen; — so ist nicht genug, daß man ihr durch fette Fütterung, Salz und Tränke viele und gute Milch verschaffet, man muß sie auch von ihr sorgsam herausmelken und so durch eine möglich andauernde Abnahme bewirken.

Schon das Kalb muß angehalten werden, an allen Strichen wechselsweise zu saugen und alle Milch ganz auszusaugen; wäre es nicht rathsam, wie es auch nicht allezeit rathsam ist, als ich sogleich erweisen werde, daß das Kalb alle Milch tränke,

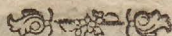
So muß man dieselbe biß, so zu sagen, auf den letzten Tropfen allezeit ausmelken; und

Damit solches vollkommen geschehen möge, so muß die Melckerin hurtig, wechselsweise an den Strichen zupfen oder melken, dann eben durch die Friction der Striche und dadurch bewirkte mehrere größere Erweiterungen der Milchcanäle, und zwar nach der Heftigkeit dieser Friction, welche nach dem Maasse der Geschwindigkeit zunimmt, wird das bessere und vollkommnere Ausmelken erfolgen.

Wann die Milch in manchen Ställen versaget, so ist der Aberglaube fertig, die Heren die Kühe reiten zu lassen; wann doch nichts sonst daran schuld ist, als Faulheit und Unverstand in der Fütterung und im Melken.

Eine andere Ursache, von der ich noch sonstwo reden werde, ist der Weidgang der Kühe; wer wenig Milch haben will, der arbeite auch nur mit den Kühen unterm Joche am Pflug oder Wagen; oder schicke sie nur auf die Weide! dort wird sie durch Arbeit, hier durchs umlaufen vermindert, wann sie sich im Stalle ben genugsamer, guter Fütterung und nöthiger Ruhe augenscheinlich vermehrt und verbessert.

Man



Man muß von einer Kalbin oder jungen Kuh nicht viele, gute Milch erwarten, diese nimmt an Vielheit und Güte so zu, wie die Kuh am Alter bis auf 12 bis 14 Jahre zunimmt; sind aber diese Jahre vorbei, so dann verliert sie sich nach und nach merklich und man thut wohl, wann man sie ausmerzet und abschaffet.

Hat sie also 9 bis 10 Kälber geworfen, so ist's auch mit ihr vorbei; denn ihr Werth liegt in Milch und Kälbern, nie in der Arbeit, wovon sie billig befreit bleibt; Es ist Mißbrauch, wann man sie dazu gebrauchet; mehrere haben es versucht, den Verlust dabei gefunden und haben ihme bald wieder entsaget.

Es geschiehet, daß die Kühe zu Zeiten den Farrochsen nicht suchen, also nicht trüchtig werden wollen:

Ofters ist es doch nicht so als man meynet; man ist nicht genug aufmerksam darauf gewesen; die Zeit ihrer Brunst vergehet, vielleicht ein, zwey, drey mal und dann kehrt sie nicht wieder. In diesem Falle ist man schuld an dem Verluste mancher mizlicher Kühe.

Wenn Kühe zur Waide gehen und den Farr- oder Stammochsen neben sich laufen haben, geht so was frenzlich nicht vor;

Das begegnet nur da, wo die Stallfütterung eingeführt ist, wann der Viehwärter die Kennzeichen der Brunst, des Kinderns oder des Suchens des Ochsen nicht kennet oder übersiehet, die Kuh also zum Ochsen nicht hinführet.

Die Kennzeichen des Kinderns der Kühe sind:

- 1) Daß sie unruhig werden, hin und her treten, umschauen, sich nicht niedersetzen.
- 2) Daß sie anhaltend blöcken.

3) Daß

3) Daß sie, wann sie mit andern Vieh ledig über die Tränke gelassen werden, unruhig umlaufen, anderm Vieh nachlaufen, auf selbiges aufspringen.

4) Es geschieht sogar, wann sie nicht von der Kette kommen, daß sie auf ihre Wärter aufspringen.

5) Sie fressen wenig oder nichts: schauen immer unruhig um sich herum.

Nimmt man von diesen Kennzeichen eines, mehrere oder alle wahr, so läßt man den Farren und die Kuh zusammen: hält etwa die Kuh am Strick und läßt den Farren ledig:

Versagt es, so muß man sich die Mühe nicht lassen zuviel seyn, dies Zusammenlassen und Zusammenführen zu wiederholen.

Die beste Zeit hiezu ist die vor der Fütterung, die allerbeste also früh Morgends.

Und gar gut wäre es, wann jede Gemeinde einem mit Zäunen eingemachten geräumigen Platz hätte, in welchem man beide Stücke bis die Kuh besprungen wäre, einsperrte.

Die Bewegung, die daher entstehende Friction und was zur Zeugung beförderlich wäre, würde durch das längere Umlaufen sich einfinden und das Empfangen sicherer erfolgen.

Man würde sich hierdurch der Klage überheben, daß die Ruhe zwar rinderten, aber dennoch aufs Reiten nicht empfangen: Nichts ist öfters hieran schuld, als daß weder der Farre noch die Ruhe einige Bewegung vorher gehabt hat;

Jedoch geschieht es auch, daß andere Ursachen mit eintreten: Krankheiten oder innerliche der Zeugung hinderliche Lagen und Beschaffenheiten des Körpers, sowohl der Kuh, als des Farren.



Auch allzugroße Fettigkeit der Kühe und der Farren können hier in der Schuld seyn.

Zeit und Umstände von einem Jahre ändern öfters so was ab, man hat auch allerley Mittel im Gebrauche, die Kühe auf den Farren begierig zu machen; die meisten aber sind widersinnisch und nicht werth, angemerkt zu werden. Ich will sagen, daß man den Kühen etwas, etwa für etliche Kreuzer werth Anicus Marinus gepulvert aufs kurze Futter streut und so eingibt.

Ich halte aber das für das beste, daß man die Kühe, wo Weidgänge sind, zum Farren unter die übrige Kühe laufen läßt, wo das aber nicht ist, sie zum Farren in einen eben erwähnten geräumigen Platz ein und abermal etliche Tage aneinander einläßt und einsperret, oder wo auch das nicht seyn könnte, im Stalle nächst dem Farren anbünde und stehen ließe.

Versagte nun bey allem diesem die Kühe das Kindern ein oder zwey Jahre, so würde sie auch an der Milch abnehmen, sie leztens gänzlich versagen und dann wäre ein anderer Rath nicht als sie zu mästen und an den Metzger zu verkaufen oder selbst zu schlachten.

Junge Kühe mögen immer noch mit Vortheil und mit mäßigem Aufwande gemästet werden, alte Kühe nicht; man thut besser, sie dürrer, mager zu verkaufen und die Mastung andern zu überlassen.

Nun noch was wenigens von den Kühen: ich habe oben gesagt: die Kuh seye nicht zur Arbeit, dabey bestehe ich noch; doch muß ich sagen: verschnittene Kühe, die man auch Tonnen heißt, sind außerordentlich gut zum Fuhrwerk; sie werden groß und stark, ziehen vortreflich, und gehen mit ihrer Last weit behender durch und dahin als die Ochsen, auch werden sie, wo man sie mästen will, bald sehr fett.

Das Verschneiden oder Castriren geschiehet in den ersten Wochen ihres Daseyns.

Das

Das Kalb

Steht mit der Kuh in der nächsten Verbindung: Es genießet seine Nahrung zum Wachsthum im Leibe von dem mütterlichen Blut: so wie man die Mutter füttert, so füttert man damit auch das Kalb, und so wie man der Mutter das Blut abzäpft, so nimmt man dem Kalb seine Nahrung: die Milch würde dem Kalb im Leibe Nahrung im Blute geben, so wie sie seine Tränke und Speise ist, wann es einmal ausser dem Leibe lebet: man sollte also die einmal trächtig gewordene Kuh nimmermehr melken, so wie man das Kalb nicht eher von der Kuh und dem Euter wegthun sollte, biß sie wieder empfangen hätte, die ganze Natur scheint es zu fordern.

Unterdessen, da ein anderes beliebt und eingeführt ist und vielleicht bey diesem der Nutzen aus der Ruhe größer ist, als bey jenem, so wird das Kalb von der Milch entwöhnet, und die Ruhe, wann sie auch schon wieder trächtig geworden ist, biß auf gewisse Zeiten zur Küche gemolken. —

Wie die trächtig gewordene Kuh zu behandeln seye, will ich voraus sagen:

Zu wissen, ob die Kuh vom Rute trächtig geworden seye, läßt sich so leicht und bald nicht gewiß ausmachen; sucht sie den Ochsen nicht mehr, so hat man Ansehen; fängt das Kalb an zu leben, so nimmt man es an der Bewegung durch die Augen und das Betasten des Leibes wahr: der Bauch wird auch viel größer: sind diese letztere Kennzeichen da, so betrügt man sich schwerlich:

Biß dorthin und biß zum Werfen hat man Ursache von der Kuh alles das, was das Werwerfen verursachen oder ihr das Kalb unzeitig abtreiben könnte zu entfernen.

Faule, stinkende, nasse, gefrorne Futterungsarten bewirken dieses leichtlich.

Springe



Springen, gestosen, auf den Bauch geschlagen, von anderm Vieh besprungen und geritten zu werden, verursachen es auch.

Die Kuh kan von Krankheiten befallen werden; auch dabey und dadurch kan sie verwerfen.

So, wie man nun alle Ursache hat, in der Fütterung Auswahl zu machen und bedachtsam zu verfahren, so hat man auch dahin zu sehen, daß die Ruhe nicht in letztere Umstände versetzt werde.

Sie ist einer guten Fütterung benöthiget, da sie für zwey Nahrungen bedarf und dabey noch auf eine Zeitlang Milch, Butter und Schmalz für die Küche abliefern soll; doch, sie mästen zu wollen, wäre wider ihre Umstände und künftige Erwartung einer leichten und minder gefährlichen Geburt; eine fette Kuh kalbet viel härter als eine dünne.

Daß ist schlechtweg nothwendig, die Kuh etliche Wochen vor dem Kalben mit Melken zu verschonen: Manche Kühe geben Milch biß sie kalben; man muß sie aber nicht annehmen, und sie 6. 8. 10. Wochen lang, ehe sie werfen, gar nicht mehr Melken, um die Milch ihrem Kalbe im Leibe zu überlassen und sie bey mehreren Kräften zu erhalten.

Man hüte sich, der tragenden Kuh in den letzten Tagen, um die Zeit des Kalbens Körner zu geben; diese verursachen Hartleibigkeit, Verstopfungen, Hitze, und alles dieses ist bey der Geburt nachtheilig und gefährlich;

So, wie es da schädlich werden kan, so kan es von nehmlichen schädlichen Wirkungen werden, wann es gleich auf das Kalben geschiehet: etliche Tage vor und nach dem Kalben gutes Grumet, Klee, Cartoffeln, grünen Haber u. dgl. zu geben, dienet in aller und jeder Absicht vortreflich: es hält den Leib offen, mindert die Hitze und erquikt.

Wenn

Wenn das Kalb in einer schicklichen Lage zur Geburt kommt, dann kommt es auch mit der Mutter gut und glücklich durch; es geschiehet aber nicht selten, daß es in unnatürlicher Lage erscheinet, und dann bedarf die Mutter Beystand und Hülfe, und leider! ist da vielfältig kein Rath und kein Beystand, und das arme Vieh kommt unter grausamen Behandlungen und Schmerzen zuletzt um.

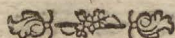
Was wäre nöthiger, als in jedem Dorfe jemand zu unterrichten, da Hülfe leisten zu können? jeder Hirte sollte diese Kunst erlernen und treiben. Es gibt dergleichen Leute, welche Hülfe leisten zu können, verstehen wollen; allein die meisten sind Lügner und behandeln das arme Vieh ärger als der Schinder, der ihm die Haut abziehet; das Polizeyamt sollte da drein greifen und dergleichen gute und nöthige Leute wohlunterrichtet aufstellen: viele Kühe würden so gerettet werden, und man würde sich auch hierdurch erst gerecht beweisen, wann man sich auch des leidenden Viehes erbarmte!

Da eine Kuh drey viertel Jahre oder 40 Wochen trächtig gehet, so wüßte man auch aus dem Tage des Ritts den Tag des Werfens, weil aber manche Kuh früher, die andere später wirft; so ist man daher außer Stand den Tag des Werfens so eigentlich und bestimmt anzugeben, und zu errathen.

Ich wüßte nun da freylich weiter gar nichts zu sagen, wann nicht ein Viehdoctor, ein alter braver Hirt, bey mir stünde und mir das folgende aus Erfahrungen dictirte.

Wann die Kuh nahe beym Kalben oder Werfen ist, so schwillt ihr das Geburtsglied auf, es zeigen sich da Schleim und abgehende Unreinigkeiten; endlich nur ein paar Tag vorher, ehe solches erfolgt, wird das Euter angefüllt, die Strichen desselben strogen von Milch

Nun



Nun erwartet man also alle Stunden das Kalb, und man hat alle Ursache, öfters in den Stall zu gehen und nachzusehen, weil das Werfen nicht selten mit Gefahr verbunden ist;

Zwar blöcken viele Kühe, wann's eben am Werfen ist und sie die Geburtsschmerzen befallen;

Doch gibts auch einige welche nicht blöcken und ganz in der Stille werfen; dieses also ist Ursache, daß man nöthig hat, in der Werfzeit wohl auf- und öfters nachzusehen.

Wann das Junge in richtiger, zum werfen schicklicher Lage ist, so geschieht das Kalben leicht: die richtige Lage ist, wann sich die vordern zween Füße am ersten und auf solchen der Kopf zeigt;

So bald man eine andere Lage wahrnimmt, dann ist auch Gefahr da und die Beyhülfe von Menschen wird nothwendig;

Man würde beym Vieh nicht weniger so wie beym Menschen zu verfahren haben und dabey glücklich sehn; Niemand würde also hier bessere Dienste thun können, als der oder die, welche die Geburtshülfe nach Regeln erlernt hat; Schande oder Nachtheil würde ihnen, das zu thun, bey keinem Vernünftigen bringen! —

Das Kalb kommt öfters in einem Felle eingebunden, welches sogleich zu öffnen ist, um dasselbe wider das Ersticken zu schützen und zu retten.

Das Kalb ist nun also da, die Mutter leckt und reiniget es vor ihren Füßen vom Unrath.

Nun entstehet die Frage: wo bindet man das Kalb an: nahe, oder fern von der Mutter? Anbinden? — ja allerdings; die böse? Weise: die Kälber zusammen in einem

einem besondern Stalle ledig laufen zu lassen, nimmt man billig nicht an; sie werden so in einigen Gegenden behandelt; wann aber mehrere beisammen sind, verderben sie gemeinlich übereinander, welches durch allerley Zufälle, die ich vorbengehe, geschieht.

-nimm?

Wir binden jedes Kalb mit einem Stricke sogleich² an: einige binden sie zunächst bey der Mutter an, die sie zwar sorgsam in acht nimmt; woben es aber doch schon mehrmalen geschehen ist, daß sie über die Kette, an der die Mutter angebunden liegt, gesprungen sind, und sich so erhenkt haben; dies also widerräth es; so dann, wann sie beede zusehr zusammen gewohnt sind, entsteht, wann man sie nach dem Absaugen, von einander binden muß, ein jammervolles lang anhaltendes Blöcken, woben sich sehr viele Kälber zu reheschreien und elend werden: also empfehlen beede Ursachen,

Daß man die Kälber sogleich nach der Geburt abwärts von der Mutter an einem Strick anleget; dies wird auf Seiten beeder ohne viele Empfindung geschehen können; man wird in der Folge, wann das Kalb von der Mutter abgewöhnt wird, manchem Widrigen, so ich so eben angezeigt habe, damit vollkommen ausweichen.

*Das junge Kalb
muß sich aben!*

Nun die Frage: läßt man das Kalb an der Mutter saugen, oder melket man diese aus und gibt jenem die Milch aus einem Gefäße?

In einigen Ställen ist man für dies; aber fast algemein für jenes; man will allerley Empfehlungen für das Tränken aus dem Gefäße und ausmelken der Kühe angeben: als: so werde die Mutter durch das beständige Stosen des Kalbs beym Saugen nicht so gepeinigt und dann verlerne das Kalb eher Milch und Mutter, und gewöhne sich auch frühe, ohne weitere Mühe das Tränken aus dem Brunnentroge an.



Ist weiter nichts, und es ist zuverlässig weiter nichts, so mögte ich die Natur so unnöthig ohne allen weiteren Gewinn mit Vermehrung der Mühe und Arbeit nicht meistern! —

Wir bleiben also dabei, daß wir das Kalb alle Tage 3 oder 4 mal zur Mutter hinführen und es so lange saugen lassen als wir für gut finden.

Bei dem Saugen ist zu bemerken und folgendes zu beobachten:

1) Man muß, ehe man das Kalb nach seiner Geburt das erstemal saugen läßt, die Mutter ein oder zweymal vorher ausmelken; die Milch schüttet man weg, gibt sie den Schweinen oder der Mutter selbst auf ihrem Futter oder in der Tränke: Viehärzte wollen wissen und sie können etwa recht haben, daß sie der Ruhe nütze, sie lapire oder diene wenigstens wider innerliche Hitze, die gerne aufs Kalben entstehe.

2) Das Kalb darf sich etliche Tage ja nicht ganz satt saugen: man bringe es daher lieber öfter zur Mutter, und lasse es statt zu viel auf einmal, nur nach und nach genug saugen: saugt es auf einmal zu viel so erkrankt es durch Unverdaulichkeit augenblicklich tödlich. Die Milch gerinnet im Magen zu Käse, und das Kalb, wo man ihm nicht mit Arzeneien beyspringt, kommt um.

Geschieht dies, (das Kalb erkrankte durchs zu viele saugen) so ist vor allen andern vielen widersinnischen kein besseres Mittel als etliche Handvoll Salz in eine Maas frisch Wasser werfen, und dem Kalb solches von halben viertel Stunden zu halben viertel Stunden Löffelvoll weis einzuschütten; das Salzwasser wehret der Hitze, hält die Fäulnis ab, löst die Fettigkeiten auf, lapiret und stellt so das Kalb durch einen stinkenden Durchbruch wieder her.

3) Man muß das Kalb gewöhnen, alle Striche des Euters zu nehmen, damit alle an und vollkommen ausgefogen werden und nicht einer oder der andere unausgefogen bleibe; in solchem Falle würde sonst aus ihnen
nie

nie wieder Milch gemolken werden können; jenes zu bewirken muß man ihm die Striche nach und nach selbst in's Maul geben.

4) Wie nun das Kalb in den ersten 8. oder 14. Tagen, vielleicht bey einer milchreichen Kuh, so lange es saugt, nicht rein aussaugen darf oder kann, so muß man allemal den Ueberrest ausmelken, sonst die Kuh künftig solche Quantität Milch versaget und nimmermehr soviel geben wird, als sie hätte geben können und wollen.

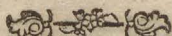
5) Ist das Kalb einmal erstarkt und man sieht, daß die Kuh nicht allzu viele Milch gibt, daß sich jenes noch übersaufen könnte, so hat man nicht nöthig während des Saugens stets gegenwärtig zu seyn; man bindet das Kalb so an, daß es zum Euter kommen kan, man kan dabey im Stalle arbeiten; hat aber doch immer sein Aug auf dasselbe, ihm beizuspringen, wann ihm allenfals was nachtheiliges: als Verwicklung im Stricke u. dgl. begegnete.

6) Wird das Kalb an dem Fleischhacker verkauft, so saugt es solange als man es zugibt; — soll es aber zur Nachzucht angebunden, angestellt werden, so saugt es billig 6 bis 7 Wochen.

7) Unter der Ruhe, d. i. weil es noch saugt, muß es auch schon fressen und aus dem Gefäßen saufen lernen, damit es, wann es abgewöhnt wird, das zu seiner Selbsterhaltung schon könne und wisse.

Zu dem Ende ist nöthig, daß das Kalb Trog und Raufe da habe, wo es angebunden ist; wann es ein paar Wochen alt ist, gibt man ihm etwas gutes Gras in die Raufe, und zu Zeiten eine Handvoll geschroteten Haber, Gerste oder so etwas in den Trog.

Man melkt etwas Milch in ein kleines Gefäß, hält es ihm vor, legt den Finger in die Milch, gibt ihm



den vordern Theil davon ins Maul und so gewöhnt es sich zum saufen; man mischt die Milch in der Folge mit Wasser, läßt dem Finger weg, und gibt ihm zuletzt pur Wasser;

Und dies beedes thut man mit Futter und Tränke allezeit eher als das Kalb unter der Mutter gesogen hat, also noch durstig und hungrig ist, folglich eher angreift, frisset und sauset; so nach und nach angewöhnt geschieht es, ohne daß es Kuh und Kalb wehe geschieht, einander zu vergessen; da es sonst schon sehr oft geschehen ist, daß sich über dem Abgewöhnen Kühe und Kälber zu reh und halb tod oder krank geblöcket haben.

Schweizerweise Kälber abzusaugen.

Erstens: Laßt man das junge Kalb drey Tag nach einander an der Mutter saugen.

Zweitens: Gibt man dem Kalb drey Tag nach einander, des Morgens und Abends jedesmal 1 Maasß Kuhwarme Milch aus dem Kübel zu trinken.

Drittens: Drey Tag nach einander Morgens und Abends $\frac{3}{4}$ Kuhwarme und $\frac{1}{4}$ Maasß abgenommene süsse Milch mit $\frac{1}{4}$ Maasß Heublumen-Wasser vermischt.

Viertens: Vier Tag lang Morgens und Abends $\frac{1}{2}$ Maasß Kuhwarme, und eben so viel abgenommene süsse Milch, mit $\frac{1}{2}$ Maasß Heublumen-Wasser vermischt.

Fünftens: Vier Tag lang Morgens und Abends $\frac{1}{4}$ Maasß Kuhwarme, und $\frac{3}{4}$ Maasß abgenommene süsse Milch, und $\frac{1}{4}$ Maasß Heublumen-Wasser.

Sechstens: Von dieser Zeit an gibt man dem Kalb 10—12 oder mehrere Wochen, je nach dem man überfüßige Milch hat, Morgens und Abends 1 Maasß abgenom-

genommene süße Milch, und eben so viel Heublumen-Wasser mit ein wenig Salz vermischt, zu trinken.

Ueberhaupt ist zu bemerken, daß man allemal dem Heublumen-Wasser einen solchen Grad von Wärme bringe, damit das ganze Getränk immerhin die Wärme von Kuhwarmer Milch bekomme.

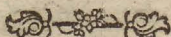
Wann das Kalb das Alter von drey Wochen erreicht hat, so kann man anfangen ihm zum Zeitvertreib ein wenig Heu vorzulegen.

Die Zubereitung des Heublumen-Wassers ist sehr einfach. Man nimmt nemlich ein Pfund schöne wohl-gereinigte und gesunde Heublumen, bindet solche in ein Stück Leinentuch, leget selbiges in ein sauberes und nicht neues hölzernes Geschirr, und begießt selbige mit stark siedendem Wasser.

Noch ist anzumerken, daß die auf obbestimmte Art abgeseugte Kälber niemalsen so schön und glatt aussehen, als die mit Milch abgeseugten; allein eine bald 20jährige Erfahrung hat gezeigt, daß alsdenn diese Kälber, wann sie an das trockne Futter kommen, viel geschwin-der zunehmen als die andern, und gewiß immerhin gesünder bleiben als die andern Absäuglinge.

Nun ist dann die Zeit da, daß die Kuh zur Küche gemolken und dem Kalb seine weitere Erziehung gegeben wird. Es fragt sich also; wie beedes? — Ich will aufs eine, wie aufs andere das zu wissen nöthige sagen.

Zu erst vom Kalb: In einigen Ländern, wie in Niedersachsen, sperrt man die Kälber ledig zusammen in einen Stall, steckt ihnen das Futter auf oder schüttet es für: stellt ihnen einen Kübel voll Wasser hin, es fresse, es laufe welches will und kan, ums strieglen, bürsten, abstäuben, bekümmert sich als um Schinderearbeit kein Mensch; wie schädlich das seye, sieht wohl für sich jed-



weder schon ein; ich rathe so was wohl nicht an, ich schweige davon und sage, wie man sie anständiger pfleget und sie unter mehr Hofnung auf einen guten Gewinn nährt und erziehet.

Wie das Kalb von Mutterleibe an schon am Stricke zu liegen gewöhnt worden, so steht es ferner dann angebunden und abgesondert vom größern Vieh an einem kleinern Trog bey einer niedern angeschlagenen Kaulfe;

Hier erhält es auch das beste Gras, etwas Schrot von Haber, Gersten, Wicken, auch den Abgang beym Dreschen der Früchte: Süd, Kestrig, geschnittenen Haber, Insen oder anders feiners Gestroh mit gutem Grumet untermischt, es frist das beste Grumet oder Heu aufgesteckt: allemal das Beste jeder Jahreszeit ist sein:

Man hütet sich, ihm je nasses, kaltes, ersticktes, lange auf Haufen erwarmtes Gras zu geben; der Durchbruch, der oft tödlich wird, erfolgt daher gewiß;

Gesetzt dies geschähe, so muß man ihm sogleich trockne kurze Fütterung geben und Roggen-Kleyn aufstreuen, welches ihn wieder heilet, stillt und vertreibt.

Wo die Waiden noch bestehen, und wo man also immer noch nicht einsiehet, wie schädlich sie für die Viehzucht und den ganzen Acker und Feldbau seyn müssen, da treibt man auch die Kälber dahin; — kein schädlicheres Verfahren als dies: Regen, Winde, Frost, Mücken, Umlaufen, Ermüdungen u. dgl. sind lauter Feinde des guten Wachsthum und der Gesundheit der Kälber: Hievon muß man sie schlechtweg abhalten und zu Hause ernähren.

So zu Hause am Stricke gehalten, muß man im Etalle kein Stuck mehr säubern als das Kalb; dies ist als ein Kind, Läusen und Grinden am allermeisten ausgesetzt, daher muß Staubtuch, Bürste, Striegel alle Tage

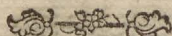
Tage drehmal gebraucht werden; nichts wird ihm mehr auf: und forthelfen als das, da sonst die allerbeste Fütterung nicht anschlägt.

Ich muß hier, da ich mit dem Unterrichte in Ansehung des Kalbs fast zu Ende bin, noch anhängen, daß man nicht wohlthut, jedes Kalb anzustellen und alle von allen und jeden Kühen zu erziehen: es gibt Viehgattungen und einzelne Kühe, deren Kälber außerordentliche Anlagen zum Wuchse und Fettwerden haben; diese Kälber empfehle ich zum beybehalten vorzüglich; welche die sind, das lernet man aus der Erfahrung; alles erbt gemeiniglich von Müttern auf Kälber und so fort; sonst thut man besser, man verkaufet die Kälber und erkaufet sich Jährlinge; der jährige Gewinn vom Kalb ist weit nicht so groß, als der jährige Gewinn aus dem Jährling, wann er nun zu zwey Jahren gekommen ist: man kauft ein Kalb für 7 — 8 fl.; den Jährling für 12 — 15 fl. und das zweyjährige Rind kan schon auf 25, 30 — 40 fl. gebracht werden.

Nun das Kalb ab und weg ist, kehre ich auf einige Augenblicke zur Ruhe wieder zurück: sie wird nun in die Küche gemolken und wie dann nun dabey: beym Melken, mit der Milch zu verfahren? Vom ersten will ich da reden, das zweite setze ich auf einen andern Abschnitt noch aus.

Ich habe gesagt: es wäre gut, wann man von 6 zu 6 Stunden fütterte, weil in solcher Zeit von 6 Stunden die Verdauung geschehe, und Hunger und Durst wieder um eintreten; ich sage daher jetzt:

Also alle 6 Stunden verwandelt sich auch die Speise und der Trank in Milch und samlet sich im Euter, folglich erwartet die Kuh auch das Ausmelken; geschieheth das nicht, so tritt die Milch wieder zurück und verwandelt sich im Leibe in sonst was; die Natur richtet sich allezeit nach unsern Bedürfnissen: sie gibt,



was wir wollen und annehmen, sie bietet es an und nimmt es so bald wieder zurück als wir es verschmähen oder nicht bedürfen, oder nicht annehmen.

Also ist es sehr gut, wenn man so eben die Hand nach den Gaben der Natur ausstrecket, als sie sie anbietet.

Man melke daher seine Kühe, Mittags 12 Uhr, Abends 6 Uhr, Nachts 12 Uhr, früh 6 Uhr; weil aber das Melken Nachts 12 Uhr wohl nicht angehet, so ordne man die Zeiten des Melkens etwan so: Mittag 11 Uhr, Abends bey der Fütterung, Nachts 9 oder 10 Uhr, bleibt man so lange auf bis 11 Uhr, früh um 4 oder 5 oder 6 Uhr.

Man kan die Stunden nach den Jahreszeiten abändern, eine, zwey Stunden vor oder rückwärts gehen. Die Kühe gewöhnen sich bald wieder daran; man wird auch wahrnehmen, daß sie bald durch Unruhe und Blößen anmelden, daß die Zeit zum Melken jezt da seye: die Natur nimmt gar bald Ordnung und Gewohnheiten an und will dabey beharren.

Noch einmal und wieder gesagt: daß man in ordentlicher Zeit, an einem Striche des Euters, wie am andern, hurtig melke, und alle Milch bis auf den letzten Tropfen allemal rein ausmelke; sonst wird man gewiß den Satz als wahr finden: die Natur richtet sich nach unsern Bedürfnissen; sie gibt, was wir wollen, und nimmt zurück, was wir verschmähen und nicht wollen.

Der Fall, daß eine Kuh ein todes Kalb wirft, kommt öfters vor; — die Mutter wider schädliche Zufälle zu verwahren, ist nöthig, ihr ein anderes Kalb zu geben, sie auszusaugen; — Viele Kühe aber geben dies nicht zu; sie wehren sich dagegen mit Wuth; — sie dazu zu vermögen, darf man nur das Fell, in welchem das
todt

todgebohrne kam, nehmen, über das fremde legen und zunähen, so wird sie es zugeben, nach ein oder zween Tagen nimmt man es weg und die Kuh wird es solgends als ihr eigenes Kalb ansehen. — Der Geruch wird solches bewirken.

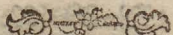
Das Kind.

So lange das Rindvieh noch in seinem ersten Jahre stehet, heisset es Kalb, oder Jährling, wenn es über das erste Jahr weg ist, erhält es den Namen, Kind: das weibliche heisset: Kalbe oder Kalbin: das männliche: Stier; das erstere behält seinen Namen, biß es das erste oder zweite Kalb abgesetzt hat, und dann heist es Kuh: das zweite heist so lange Stier biß es in das vierte Jahr eintritt, dann nennt man es: Ochse. Von beeden soll ich nun schreiben:

Also von der Kalben am ersten: wann es wahr ist, was man von jeher aus Erfahrung und Untersuchung gesagt haben wollte: fortes creantur foribus, so wird von einer grossen Mutter eine grosse Kalbin und von dieser wieder eine grosse Kuh erwachsen und so wird es in einem hin fortgehen: daher muß man immer darauf sehen, daß ein schönes angestelltes Kuhkalb auf keine Weise im Wachsthum aufgehalten werde: man muß wohl füttern, Ruhe und Reinlichkeit geben.

Steht die Kalbin im zweiten Jahr, so kan es kommen, daß sie schon zu Ende desselben den Stammooschen, sich mit ihm zu begatten, suchet. Wollte man es zulassen, so würde das Wachsthum derselben gewöhnlich gehindert, zurückgehalten, vernichtet werden; versagt nun also das so frühe Begatten;

Allein daraus kan ein Zufall erfolgen, der nicht minder gefährlich ist; ist die Brunst nach dem Ochsen zu heftig, wiederholet sie zu oft, dauert zu lange an, so wirket sie so stark, daß das Gebliut ausbricht und durch
das



das Geburtsglied abgeht, welches zuletzt bey langem anhalten tödtlich werden muß;

Es geschieht auch, daß eine solche Kalbin, welcher man den Ritt zu lange versagt und bey so oft wiederholtem fordern ihr ihn nicht zuläßt, in der Folge zwar rin-
dert, aber selten, oder gar nicht mehr empfängt;

Was soll man hier wehlen: den Ochsen zu früh zu lassen, um jene Zufälle zu verhüten, oder ihn weghalten, um das Wachsthum zu einer mehreren Stärke und Größe zu bewirken?

Hier wehle man selbst; ich für mich wollte lieber der Forderung der Natur nachgeben; die Kalbin wächst doch zu einer nöthigen Größe, wann sie auch die größte Höhe anderer Rühе nicht erreicht; sie kan doch so viele Milch geben als die größte und ihr Kalb, so sie von einem großen Farren empfängt, wird einem andern von einer größern Rüh vielleicht in keinen was nachstehen.

Wie wird eine Kalbin ihr erstes Kalb groß oder so groß haben als die folgenden, und sie selbst wird, nach dem das erste abgesogen hat, so zuruck fallen, daß sie eine gute Fütterung, ihr aufzuhelfen, fordert, und die muß man ihr auch vorzüglich gewähren.

Das Stier, Rind: das erste ist das Verschneiden oder verheilen: hier ist zu entscheiden: ob es besser ist, es während, daß es an der Mutter sauget, zu verschneiden oder es nach Verlauf eines Jahres erst zu entmannen. In einigen Ländern ist dies, in andern jenes im Gebrauche: ich bin für das erste. Meine Ursachen: weil ich sehe, daß es durchaus bestens gelingt und ich mich nicht entsinnen kan, jemals gesehen oder gehört zu haben, daß daran je ein Kalb umgekommen, und entfallen seye. In der ganzen Natur ist es so, daß leblose und lebendige Geschöpfe eher und leichter in der ersten Kindheit Veränderungen leiden als in den folgenden Jahren.

gen und Zeiten ihres Daseyns. Der junge Baum läßt sich biegen und beschneiden, wie man will und nimmt alles das, das man mit ihm vornimmt, leicht willig und bald an: Bruch und Schnitt heilet geschwinde wieder zu, da er im Alter sich allem widersetzt und bey gewaltsamen biegen, behauen und pstopfen gar sehr leicht erkrankt und verkommet.

Würde man das Kalb lange, ein Jahr u. s. f. unverschnitten laufen lassen, so würde es im Kopf, Hals und andern Theilen des Leibes eine Farren Art annehmen: am Wuchse gehindert werden; dann der Farre wächst nie so groß, als ein verschnittener Ochse, das lehrt die allgemeine Erfahrung, auch das Gehörn, woran er doch angejocht werden soll, stehet zurück und wer weiß nicht, daß auch die Güte des Fleisches darunter leidet?

Alles junge Vieh braucht gute Pflege, das beste Futter, die Ruhe, die Natur fordert es so; man sieht es bey Menschen und Vieh durchaus, daß frühe, harte Arbeit ihr Wachsthum zurück hält und zurückdrückt; jenes bedarf auch vorzüglich das Stier-Kind, welches zu harter, beschwerlicher Arbeit aufgezogen wird.

Man muß kein Stier-Kind vor dem dritten, vierten Jahr mit dem Joche belegen und alsdann wenn man es zum ziehen angewöhnen will, thut man wohl und kommt sehr leicht dazu, wenn man ein Paar solche Kinder zwischen 2 Paar schon angewöhnte Ochsen am Wagen anspannet, mit hingehen und ziehen läßt.

Im vierten Jahre bekommt der Stier den Namen Ochs: man bedient sich dessen bis zum siebenten und achten Jahr, dann sind seine Dienste aus und man thut nun wohl, wenn man ihn mästet und abschaffet. Man verstehe mich wohl! Ich weiß wohl, daß der Ochs noch mehrere Jahre zum Zug gut wäre; — ich verbinde hier Zug, Dienst und Nahrung: wenn der Ochs 8 Jahre alt ist,



ist, so ist er zur Mastung ganz reif: er wird leichter gemästet und sein Fleisch ist jetzt das beste.

Viele Kinder werden im zweiten, dritten Jahre gemästet; wo es Gewohnheit ist, solches junges Vieh zu schlachten, da ist es auch rätlich, solches zu mästen und man mästet es allezeit mit Vortheil; es nimmt die Fütterungen gerne an, wird leicht fett und das oft von nichts sonst, als Gras, Klee oder von Gemische aus Wicken und Haber, so grün hin verfüttert.

Der Farre oder Stamm-Ochse.

Die Viehzucht erwartet sehr vieles von diesem; von ihm, dem Vater, nimmt das junge das allermeiste an: ist er schlecht, klein, alt, ohne Kraft, so wird sich alles dies in dem Kalbe wieder vorfinden; ist er stark, wohl gebaut, voll Kraft, so wird auch alles dieses das Kalb vor andern auszeichnen; Virgil schreibt Wahrheit, wann er sagt: fortes creantur fortibus. So lange man diesen Ausspruch verkannte, so lange hatte man da und dorten schlechtes Vieh und man hat es da noch, wo man noch nicht an solchen glaubt und darnach thut.

Das Kind ist der Abdruck des Vaters und hat in allem mehr Aehnlichkeiten, mit diesem als mit der Mutter, der Erde, in welcher es wächst: die kleinste Kuh von einem großen Farren bedeckt, bringt ein großes Kalb, und wann es auch klein fallen sollte, so wächst es doch in der Folge bei guter Pflege groß auf. Dies ist Erfahrung. Ich denke hier zurück an die untere Pfalz, wo man das elendeste Kindvieh hatte, wo die Kühe Gaisens-ähnliche Gerippe waren, und das so lange, bis der Mann: Wreden, der der Pfalz durch seine Lehren und seinen Vorgang und beim Widerstreben durch einen gewaltsamen Durchgriff bei den Bauren so viel gutes that, und große Schweizer Farren in das Land einführte.

Welche

Welche Klagen hörte man da nicht? wanns auch ist, daß unsre Kühe größere Kälber bekommen werden, wie werden sie diese aus ihren Leibern schaffen? — Der Farre reitet sie wieder u. s. w. ! — jener griff durch und welch' vortreflich — schönes — großes Vieh trifft man nicht da an und so überall, wo man größere Farren aussuchte und in Dienst nahm? —

Also bey dem Viehstand muß man vor allem das schönste Stier-Kalb zum künftigen Farren aussuchen oder ihn von ausen herein anschaffen; das erste unter allen nothwendigen, wann man sich vorsezet, seinen schlechten Viehstand zu verbessern oder seinen guten zu erhalten.

Ich habe vorn bey dem Anfange dieses Abschnittes gesagt: welches Rindvieh für das Beste in allerley Aus- und Absichten zu halten seyn mögte und von erfahrenen Bauern bisher gehalten worden seye, hier will ich es nicht wiederholen, dorthin verweisen und da nur sagen, daß man einen solchen Farren erkaufen, oder im Kalbe schon auswählen müsse: Bau, Farbe, Knochen, Rippe und so weit man gehen kan: der Vater kommt da schon in Betracht: je schöner, je größer, je stärker, je besser!

Ein solches Kalb zum Farren ersehen, muß vorzüglich gut gefüttert, gepflegt und besonders durch beständiges Befühlen, anziehendes Schmeicheln so umgänglich, zahm und bändig gemacht werden, daß es in der Folge, wann es gros und stark ist, nicht wild ist, jedweden duldet und zuläßt; dann bekannt ist, daß Farren durch und in ihrer Wildheit, worein sie sonst leicht kommen, viel Unheil angerichtet haben; selten duldet ein Farre einen Mann, viel lieber ein Weib; kommt es etwa daher, daß ihn gemeiniglich die Mägde als Kalb füttern oder ist es Instinkt; hier ist nicht zu entscheiden, doch glaube ich, daß er die Personen gerne duldet, die ihn füttern und eben deswegen sollten ihn bald Knechte, bald Mägde pfle-



pflegen, und füttern; dann ich habe dergleichen Farren gesehen, die jedermann litten und solche in weite Gegenden verschicket, ohne, daß sie sich je auf dem Wege den Treibern widersezt hätten.

Ein Farre ist zu hundert Kühen zulänglich, nur muß er in guter Fütterung stehen und mit Körnern gefüttert werden; ich will nicht sagen, daß er fette gefüttert seyn müsse, das würde in Absicht auf die Bedeckung eben das schaden, was das Mager: seyn thun würde; dort keine Lust; hier keine Kraft.

Ein Farre von zwey Jahren taugt schon zum Bedecken und der über 4 bis 5 Jahre alt ist, ist dazu untauglich, im 3ten und 4ten Jahr ist er, was er seyn soll.

Frühe, ehe er gefüttert ist, alsdann wieder, wann er die Fütterung verdauet hat, gegen Mittag, gegen Abend wird er Triebe fühlen und solche am ehesten leichtesten und kraftvollsten mit dem gesuchten Erfolge bey der Ruhe befriedigen; mit vollem Leibe seltener oder gar nicht.

Ich habe bey meinem Unterricht in Ansehung der Kühe gewünscht, daß jedes Dorf und jede Gemeinde einen geräumigen Platz mit hohen Palisaden oder Zäunen einfassen und die darinn rindernde Kuh und den Farren bringen könnte, damit sie vor der Begattung umlaufen, sich bewegen, erhitzen mögten, um hindurch den Ritt fruchtbarer zu machen; es gehört in das Fach der Medicin, sonst würde ich die Ursache dieses Begehrens anzeigen, entwickeln und weitläuftiger erklären;

Hier sage ich nur, daß es eine große Nachlässigkeit der Policen ist, wenn man es so übersiehet oder zusiehet, daß die Kühe, die der Knecht gemeiniglich hinführet und die Mägde treiben, vom Dehsen auf öffentlichen Strassen und Gassen besprungen werden. Wer kennt den Menschen, und widerspricht mir? Die Jugend, Kin-
der

der sehen zu; sehen, was sie nicht sehen sollten; — schließt man nicht von einem aufs andere; die Lust entzündet. Gott! daß ich die Unwahrheit sagen mögte! entzündet da nicht vielleicht viehische Brunst? —

Wann der Farren ausgedienet hat, wird er etwas gemästet und gemeiniglich in der Roggenerndte, da die Kühe des Dorfs schon alle bedeckt sind, verkauft, geschlachtet und zu einer guten Erndtespeise wohlfeiler, als Ochsen oder Rindfleisch, verkauft.

Auf herrschaftlichen Manerneyen sahe ich von diesem abgedankten Invaliden ganze Gespanne zu 2 auch 3 Paaren verschnitten noch ein Paar Jahre am Wagen ziehen und dienen; man wollte sagen, daß sie mehr Kraft zeigten als Ochsen; ich weis nicht, soll ich mir beyfallen? — soviel weiß ich, daß ein Hengst und sonderlich ein Beschäler, im Alter erst wallachet oder verschnitten, ein schläfriger, weichmüthiger Gaul ist.

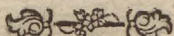
Diese Viehsorten Pferde und Rindvieh sind in Europa, wenigstens in Deutschland und für dieses schreibe ich eigentlich, diejenigen, deren Beyhülfe sich der Bauer bey seinem Feldbau bedienet;

Nun aber sind andere geringere, die er benützet und sie nicht gerne in seinem Hause vermisset, theils auch nothwendig bedarf; also und auch von diesen:

Hier sollte ich billig noch von der Abschaffung des Waidgangs und von der so nöthigen und nützlichen Stallfütterung insonderheit schreiben; allein, da ich schon hirt und her davon gesprochen und ich mir vorgenommen habe, bey der Dorfs-Policey davon das nöthige noch beyzubringen, so lasse ich mich hier darüber weiter nicht ein.

Das Schwein.

Die Schweine sind dem Landmann in seinem Hause immerhin zuträglich; er hat von ihnen manches, so er
M täglich



täglich bedarf: Fleisch, Speck, davon Schmalz, Schmeer; lauter Dinge, ohne welche er sein Haushalten zu führen, gar nicht vermag und da er in solchen so vieles hat, welches er, so er es den Schweinen nicht für schüttete, unbenutzt verkommen lassen müsse; ihnen aber eine mästende Nahrung ist, so ernährt er sie um so wohlfeiler und erkaufte den Nutzen von ihnen nicht theuer, zumal alsdann, wann die Eicheln gerathen oder die Büchelmast einschlägt. Die Cartoffeln, die Burgunder-Rüben erleichtern gleichfalls in unsern Tagen das Schwein halten und die Mastung derselben; sonst war es freylich wohl nicht so; Haber, Gersten, Roggen, Erbsen wurden ehemals auf die Schweine verwendet und der Gewinn war sehr schlecht und gering; vielleicht hatte man von ihnen mehr Schaden als Nutzen.

Die mehresten Länder Deutschlands hätten mehr Vortheil aus den Schweinen, wenn sie die Jahres durch benöthigten, selbst in sich erzögen; da aber nur gewisse Provinzen sich der Schweinzucht befleißigen, als Bayern, Böhmen, Mähren, Lothringen; außer Deutschland aber Pohlen, Ungarn und diese ihre Schweine jährlich zu vielen tausenden nach Deutschland vertreiben und dafür Tonnen Goldes daraus ziehen, so verliert es dadurch gewaltig: dies solten wir Franken und Schwaben allerdings erwegen und; — solchen großen Schaden, der in Millionen lauft, abwenden!

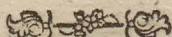
Man hat solches in mehrern Ländern erkannt, beherzigt und Verordnungen dahin gemacht, den Schaden durch eigene Schweinzucht wenigstens in etwas zu verringern; man hat aber noch in wenigen seine Absicht erreicht: man befahl allen Müllern, allen Beckern, allen Bauern, die ansehnliche, große Höfe besitzen, Schweins-Mütter zu halten; man verbot den Eintrieb und Einkauf fremder Schweine, man belegte die eingetriebenen mit hohem Zoll und großem Accis; allein das
Ding

Ding wollte bisher dennoch nicht fort; wenigstens geht's langsam und wird nie eher ein ganzes werden, bis es vorher durch die Länge der Zeit Gewohnheit geworden seyn wird. So gehts mit allem neuen, wann's auch noch so gut wäre und in die Augen hell leuchtete, durchaus!

Schweine zu erziehen, gibt gewiß einen sehr guten, reichen Gewinn; nur eifriger, unverdrossener, anhaltender Fleiß wird hiezu erfordert und sollte billig von der Hausmutter gerne geleistet werden; ich bin's gewiß aus mehr als einer Erfahrung, daß es bey uns nur deswegen an der Schweinezucht fehlt, weils am Fleiße der mehresten Frauen im Hause fehlt. Aus ihrem Unverstand, ihrer Nachlässigkeit und da sie ihr allermeistes nur aufs gerathewohl thun, kommt es, daß die Schweinezucht nicht gelingt, dieselbe den Hausherrn vereckelt wird, und daher nie zur Vollkommenheit gebracht werden kan.

So unflätig das Schwein für sich ist, alles zermühlt und durch einander wirft, so eine ordentliche Pflege, so eine aufmerksame fleißige Wärterinn fordert es dagegen für sich: der Stall muß oft gemistet, mit Streu versehen, das Schwein muß nie kothig oder naß liegen, der Trog muß bey jeder Fütterung ausgefegt werden; die Weibsleute haben die Schweine unter ihrer Aufsicht, Wart und Pflege, sind also diese die nicht, die Ordnung und Reinlichkeit beobachten, so wird dieser Zweig der Hauswirtschaft nie grünen, nicht reifen; lauter Schaden verursachen; da derselbe beym Gegentheil einen ansehnlichen Gewinn abwürfe.

Ein Mutterschwein kan gar wohl in zwey Jahren fünfmal Färcken oder Werfen; man nehme die Mittelzahl bey den Jungen an: zehn Stücke, so macht das die Summe funfzig; der Mittelpreis mag seyn ein Reichthaler, also in allem fünf und siebenzig Gulden. Ob ein



Stuckrindvieh soviel einbringe, daran zweifle ich sehr; der Aufwand auf beede wird wohl einander gleich seyn, oder wenigstens, nicht viel von einander abstecken. Man rechnet gewöhnlich so: das Schwein setzt das Jahr zweymal, davon zahlt der eine Zug allen Aufwand und den zwoten hat man als einen jährlichen Gewinn; welches immerhin genug ist.

Die beste Art bringt auch den reichsten Gewinn; welche die sey, ist leicht zu entscheiden und mich deucht ich entscheide recht, wann ich für unsre Landschweine, so, wie wir sie in Franken haben, stimme; sie ist groß, wird sehr fett, erkranket nicht so leicht, ist von den Pfinnen fren, ihr Fleisch ist ganz zart.

Das böhmische Schwein ist gefräßig, wird bald fett, setzt viel Speck an, hat ein ganz gutes Fleisch; ist aber gegen andere Schweine sehr kurz. So sind auch die mährischen; die bayerischen Schweine, sind länger und sind unsern fränkischen Schweinen mehr ähnlich; sind aber selten ohne Pfinnen; wenigstens gar sehr dazu geneigt.

Die ungarischen und polnischen haben ein rauhes, hartes Fleisch und stehen allen jenen hierinnen weit nach, werden daher von den Fleischhackern gar wenig gesucht, gar nicht erkaufte, so lange sie von jenen zu kauffen haben können; des Specks willen lauffen sie noch mit unter.

Das Schwein kan nach dem ersten Jahr seines Alters schon trächtig werden und wirft nach der zwanzigsten Woche des Bedeckens: das erstemal kleinere Junge als gewöhnlich in der Folge: 6 — 7; dann aber 10 bis 15.

Hierauf hat man bey der Auswahl der Mutterschweine zu sehen und nur solche junge zu Mutterschweinen lauffen zu lassen, die viele Zizen haben, damit künftig jedes
seiner

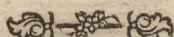
seiner Jungen eine Zize zum saugen haben möge: dann jedes Junge nimmt eine und dabey bleibt es auch für beständig und greift keine andere an; wäre es nun, daß nicht so viele Zizen da wären, als Junge gefallen sind, so müßte man die, so keine finden, wegwerfen oder ohne Mutter mit vieler Mühe aufziehen.

Das trächtige Schwein muß wohl gefüttert werden, auf die letzte Woche vor dem Werffen besser als jemals: doch auf die letzten Tage ja nicht mit Körnern oder vielen Schrot, indem es dadurch leicht Verstopfungen, harte Geburt und dann starke Hitze im Leibe bekäme.

Wodurch es in eine Wuth fallen, sehr unruhig werden und die Jungen tod treten, oder gar zerreißen, und so gar auffressen, zuletzt selbst frepiren würde.

So wie nun die körnige Fütterung unmittelbar vor dem Werfen nichts taugt, so taugt sie auch unmittelbar nach demselben noch weniger; eben jene Wirkungen folgen daraus und eben jene Folgen kommen daher. Alsdann sind dem Aberglauben die Schweine beehrt, und der Priester des Aberglaubens, wie der Schinder, der gewöhnliche Schweindocter, werden um Herenpulver, und ich weiß nicht, um was noch für andere sogar geistliche Hocusboocus angelaufen, die sie öfters mit dem für die Säue versehen, was sie auch schändlich und abergläubig genug zur Seligkeit der Menschen verkaufen.

Also mit was das Mutterschwein unmittelbar vor dem Werfen ein paar Wochen und nach dem Werfen 8 oder 14 Tage zu füttern? — Alle Erdgewächse Kohl, Ruben allerley Art, Cartoffeln taugen hiezu: Saure, gestockte Milch, Molken, etwas Meel in Wasser oder Milch eingerührt, überhaupt alles das, was wohl nähret und doch nicht verstopfet und keine Hitze erregt oder entzündet, ist hierzu dienlich; nur dabey wohl fürgesehen! Niemal auf einmal zuviel, mäßig, lieber des Tages sechs



und achtmal etwas, als auf einmal zu viel! — das Schwein frist sich zu voll an, kan nicht so verdauen und kommt um.

Wie zu verfahren in Absicht auf die Jungen, wann sie so eben geworfen werden? — Hier was von der Anordnung der Natur oder der Weisheit ihres Schöpfers zu sagen: die kleinsten Jungen kommen am ersten aus dem Mutterleibe hervor, diese wählen sich ihre Zizen am ersten und allemal die besten, milchreichsten und bequemsten zum saugen; die größern, welche nachkommen haben also diese Wahl nicht, was übrig bleibt ist ihnen und so hat jedes, was es benöthigt ist, woben es auch auf immerhin ausgetheilet bleibt: keines läßt sich von seiner Zize verdrängen; das kleinste, so der besten am ersten benöthigt ist, behält auch dieselbe.

Einige lassen die Jungen, bey der Mutter: andere nehmen sie nach und nach, wie sie fallen, weg, legen sie in einen mit weichem Stroh gefüllten Korb, bringen sie in die warme Stube, wo sie abtrocknen und geben sie sodann dem Schweine, wann das Färcklen ganz vorbei ist, wieder;

Wie sie nun von jezt an einige beständig bey demselben lassen, so nehmen sie einige jederzeit nachdem sie gesogen haben, wiederum in einen besondern Stall weg und bringen sie einem Tage immer etlichemal wieder hin. Diese Vorsicht mag gut seyn, sie macht aber auch viele Mühe.

Da, wo man viele Mutterschweine und eine große Einrichtung dazu hat, da werden alle Jungen in einen Stalle gebracht, sie sind da untereinander, die Mütter sind jede in einen besondern Stall alleine, zur Saugendszeit läßt man die Jungen zu dem Mutterställen, welche alle eine kleine Oeffnung haben, wo sie aus- und einschliefen, jede Zucht, Heerde, oder Truppe Jungen, wie

wie sie zusammen gehören, findet die gemeinschaftliche Mutter, wenn sie nur einmal da besonders aus- und eingelassen worden sind; die Natur oder der Instinkt oder ich wollte lieber sagen, die Schweine-Bernunft sagt ihnen, was sie zu thun haben, wie sie sich zusammenhalten sollen, welche ihre gemeinschaftliche Mutter seye, welche Zize jedem eigen gehöre, von diesen oder jenem gesogen worden und also auf immer ihme bestimmt seye.

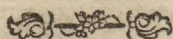
Wo solche große Zuchten und die dazu gehörige Einrichtungen nicht sind, da ist es hinlänglich und gut, wenn man dem Mutterschweine einen geräumigen Stall ein- gibt, alte und junge da auf beständig beisammen läßt und nur öfters nachsiehet, die Pflege, wie beschrieben, gibst und Ordnung beobachtet und in allem genau aufsiehet.

Wann die Jungen zu erstarken anfangen, wann sie 14 Tage alt sind, gibt man ihnen in Kuhmilch einges- rührtes Roggenmehl, weiterhin mit Kleien gemengt.

(Ich merke hier aus einer Erfahrung an: wenn man die Kuhmilch gleich nach dem Herausmelken hingibt, so bekommen die Schweingen einen Durchbruch, wann man sie aber vorher eine halbe Stunde stehen läßt, den aufgeworfenen Rahm zu andern Gebrauche abläßt oder weg- nimmt, dann schadet sie nichts; — dies vielleicht da- her, daß die Kuhmilch fetter ist, als die Schweinemilch und sodann Durchbruch verursacht.)

Wenn die Schweingen fünf Wochen alt sind, dann werden sie verschnitten, noch etwa acht Tage von der Mutter getränkt und dann abgesetzt.

Das Verschneiden geschieht von darauf besonders unterrichteten Schweinschneidern; da diese Kunst aber bey einem Stumpfen Licht erlernt werden kan, so sollte jeder Bauer darinnen unterrichtet seyn, seine Kälber, Lämmer, Schweine selbst verschneiden zu können; Ka-



paunt ja fast jede Hausmutter ihre Hahnen, welches künstlicher und gefährlicher als jenes ist; warum sollte ihr Mann nicht also jenes bey seinen größern Viehsorten thun wollen? — jeder Kreuzer ist zu viel, der in einem Haushalten unnöthig entfällt!

Die abgesetzte Schweingen werden mit Milch und Kleye, mit saurer Milch, Schrot aus Haber, Gerste u. d. gl. gefüttert, endlich mit rauherer Speise versehen. Das Spühlich in der Küche: Abgang von allem daselbst, gehört den Schweinen: gemeiniglich wird dies Spühlich etwas erwärmt und so gegeben.

Ich merke hier als erprobte Erfahrung mit an: wenn man vielmalen oder so immerhin alle Tage einmal ein paar Handvoll Asche in die Tränke der Schweine wirft, so werden sie keine Pfinnen bekommen; ja viele Asche geben, ist eine Arzeney, womit man die Pfinnen heilen kan. Ihnen zu Zeiten Spiesglas zerstoßen, zu geben ist auch gut und reinigt ihr Geblüt: ein halbes Quentgen für ein Stuck ist genug.

Man sagt, daß das Schwein erst im dritten Jahr mit Gewinn gemästet werden könne: alsdann erst setze es den Speck recht hoch an und gebe vieles Schmalz: das gebe ich zu; man wird aber auch mir nicht widersprechen, wann ich sage, daß solches altes Schweinefleisch bey nahe frisch und gedörret oder geräuchert, unesbar seye. Doch! hier kan man thun, wie man will:

Bei uns hier im Lande werden die Schweine nie über zwey Jahre alt, die meisten werden fünf Viertel, oder anderthalb Jahre alt, und haben gutes Fleisch und dabey dennoch viel Speck und Schmalz. Zween Vorthelle sind mi lieber als einer und zwey Schweine, von einem und einem halben Jahr bey gleicher Fütterung wägen wohl mehr als eines von drey Jahren.

Die

Die beste Fütterung bey der Mastung der Schweine sind freylich die Eicheln, zu Hause oder im Walde, bey'm sogenannten Aeckerreich (Eichelmast) verfüttert: die Schweine werden davon sehr fett, der Speck ist hart, körnigt und haltbar:

Die Büchelmast ist nicht mit zu vergleichen; so lange auch die Schweine Eicheln haben können, rühren sie die Büchel nicht an. Der Speck von der Büchelmast ist weich, tropfet im Camin bey'm räuchern und hält sich nicht lange.

Wird das Schwein zu Hause gemästet, so dient dazu alles. Nur des Tags durch fein oft gefüttert und niemals zuviel vorgeschüttet! — immer den Trog reinlich gehalten: bey jeder Fütterung ausgelegt!! —

Das Schwein hat eine sehr hitzige Natur und liebt daher viel trinken und wann es zur Waide geht, Pfizen, Brunnquellen, Schwemmen, Teiche, Sumpf. Die Schweine müssen bey hitzigen Wetter als um Johannis nie oder nur früh und spat auf der Waide seyn.

Körnige Fütterungen, sonderlich geschrotne Gersten, Erbsen, Linsen, Roggen ist für die Schweine das beste; — alsdann Cartoffeln, Burgunder oder Viehrenben, gelbe Rüben u. d. gl. — man thut wohl, wenn man dies immerhin ansäuret und so darauf angesetzt erhält und vorschüttet.

Der Eber:

Das Stammschwein fordert noch drey Worte: Man wehlt dazu das beste Junge von guter Art aus; schon im zweiten Jahr und noch eher thut er seine Dienste bey benötigter guter Fütterung vollkommen: man läßt den Eber aber auch nicht über drey Jahre, höchstens vier Jahre alt werden, sonst sein Fleisch unesbar



seyn würde, wie es dann überhaupt die Speise der Armen und niemalen der Reichen und leckerhaften seyn wird.

Es gibt Leute, die der Schweinezucht und Mastung ganz feind sind; sie wollen behaupten, daß der Gewinn von daher ein Nichts, gering, wenigstens sehr unbedeutend seyn müsse.

Ich habe gezeigt, daß es theils von der Faulheit theils von dem Mangel der Einsicht in der Schweinezucht herkomme, wenn sie versage: daß sie allerdings guten Gewinn gebe, das habe ich erwiesen; bey der Schweinemastung, wann es Eichel und Buchel gibt und jezt, da wir das für Deutschland so sehr nützliche Gewächs: die Cartoffeln haben, ist der Gewinn außer Streit; gesetzt aber auch jene drey wären nicht, — wie vieles findet sich nicht in der Haushaltung, welches ganz vergehen würde, wenn man es nicht mit den Schweinen verfütterte, als das Spühlig, faules Obst, Abgang von diesem und jenem mehr; wäre es nicht Schade, so was ungenutzt vergehen zu lassen? allerdings: hiemit wird das Schwein erzogen; verwende man auch etliche Maas oder Simri Gersten zur Mastung auf dasselbe, mehr bedarf es gewiß nicht, so ist es doch noch augenscheinlicher Gewinn.

Noch etwas für die Haushaltung: die kleinen afrikanischen Schweine sind bekannt, sie fressen alles, werden bey elender Fütterung bald sehr fett; man benuzet sie so: aber Bastarte aus ihnen und deutschen Schweinen sind um vieles noch zuträglicher und einem jedweden Haushalten zu empfehlen.

Das Schaaf.

Eines der nützlichsten Thiere; alles an und aus ihm, und es ist selbst zum besten des Menschen und das in vorzüglich hohem Grade: Fleisch, Fett, Wolle, Milch
bist

bis auf die natürlichen Auswürffe, das alles nutzt dem Menschen ohne sonderliche Mühe, lange nicht auf so viele Arbeit als bey allem übrigen Viehgattungen durchaus: von der Fütterung, die sonst vergienge auf Einöden und Felsen zusammen gelesen lebet und nützt es; wann wir's noch nicht hätten, so sollten wir es uns von der Vorsehung erst erbitten: wie wollten wir uns ohne dies wider die Kälte bequem, wohl und anständig kleiden? —

Wer würde wohl der Schaafzucht feind seyn? Keiner anderer als der sich und seine Mitmenschen hasste; der Menschenfeind allein. Es kommt nur darauf an, daß sie nie und nirgends mehr schaden als nutzen, dann sind sie jedwedem willkommen und den Schaafen selbst ist jedewede Gegend, wo sie fettwerden, viele, gute Wolle erhalten, und welches das vornehmste ist, bey ihrer Gesundheit bleiben, eben so erwünscht und willkommen, als keine nur zuträglich und ihnen von natürlicher Anlage zu vielerley Krankheiten der Natur und Gott angewiesen und beschieden.

Man wird die Wahrheit dieser Sätze doch wohl nicht verkennen, noch widersprechen. Ich bitte dieses bis ich weiter fortgesprochen habe und dann wieder zurückkomme, bey sich zu behalten, damit wir sodann desto sicherer und fertiger, einander verstehen und übereinkommen!

Wenn auch alle Schaafse einerley Wuchs, Bau und Natur haben, so sind sie doch in Ansehung der Größe und der Wolle gar sehr verschieden:

Die spanischen Schaafse geben an Feinheit der Wolle gar keinen was nach: die englischen, welche aus Spanien nach Engelland versetzt wurden, kommen an der Feinheit der Wolle den spanischen nahe, übertreffen jene durch die Länge der Haare. In Deutschland hatte man ehemals keine feinere Wolle, als die vom dem böhmischen Schaafse; es gibt aber auch gar wenig ab. Ein
Schaaf



Schaaf auf dem Schwarzwalde trägt wohl dreyimal so viel; aber die Wolle, die so stark ins Gewicht fällt, ist dabey rauh: jene Schaafse alle sind gegen dieses klein, zärtlich, da dieses stark und gesund wieder alle Witterungen lange aushält und ihr trozet.

Man hat Schaafse, die des Jahres zweymal geschoren werden: im Frühling und im Herbst, welche auch allezeit zwey Junge auf einmal werffen, man heisset sie bey uns Jaupellschaafse, die andern aber Flamm-schaafse: diese sind groß und stark gegen jene, welche klein, schwach, zart und bald krank sind, daher sie immer nach Haus, in den Stall gehen, nicht im Pferche gehalten werden: sie geben weniger, kurze, aber sehr feine Wolle: man hat diese Art Schaafse bey Hall in Schwaben und in dem angränzenden anspachischen in Menge; — die Flammen aber oder Flamm-schaafse sind die, welche durchaus in ganz Deutschland bey nahe jenen vorgezogen werden.

Man fängt seit einigen Jahren in Deutschland überall an, die Schaafzucht zu verbessern; man sucht die Größe der Schaafse, die Vielheit der Wolle und die Feinheit dieser zu erhalten: die dazu tauglichen Schaafse werden zu dem Ende aus fremden Gegenden gebracht: so hat man in brandenburgischen große Schaafse, die gegen andere noch ein oder zweymal mehr und gute Wolle tragen eingeführt; so bringet man in andere Gegenden spanische Schaafse; so nimmt man wieder in andere die böhmische Art. Man thut hieran wohl und ich glaube sicher, man würde seine Absicht erreichen, wenn man die dazu gehörige Waiden und die Schäfer hätte, die ihr Handwerk recht verstünden, fleißiger trieben und besorgten.

Die Fütterung, die Beschaffenheit der Waiden und die Weise im Stalle zu füttern tragen zu einer vortheilhaften Schaafhaltung ungemein vieles bey; mangelt jenes,

nes, so ist lauter Verlust auf jeder Seite: gute, feine, viele Wolle fehlet, die Gesundheit der Schaafe leidet, sie werden mit mehrerley Krankheiten befallen und ein allgemeines Sterben reiset sehr leicht unter ihnen ein.

Man hat es aus der Erfahrung, daß keine Wäldse und keine Fütterung für die Schaafe zuträglicher und gesunder seye als die trockene und kaum eine Viehart die Salungen weniger missen könne, als die Schaafe.

Nasse, sumpfige Gegenden, fettes Gras, ersticktes, staubiges, unreines Futter, stehendes, faules, trübes Wasser, anhaltende nasse Bitterung ist ihnen Krankheit und Tod: Eine ganze Heerde, ein paar Stunden lang auf Sümpfen gefüttert, so getränkt, trifft in der Folge gar leicht der allgemeine Tod oder allgemeine Krankheit.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Schaafe sind die Egel, die Pocken oder Nauten, das Feuer, das Rothlauf, der Röz, die Segler-Krankheit, Ueberblüt, Auf- laufen von Unverdaulichkeit, das Weichwerden, da sie vieles Wasser im Leibe haben:

Alle diese Krankheiten und vielleicht noch mehrere trifft man unter den Schaafen nirgendswo häufiger an als da, wo sie in cultivirten, niedern, fetten Gegenden weiden und keine Berge, Wälder, Einöden, trockene Plätze, Steinklippen, Felsen und d. gl. haben; sie sind da, wo sie diese zu ihren Wälden vorfinden, länger gesund, und crepiren weit seltner; niemals so häufig:

Zuchtschaafe mit ihren Lämmern auf fetten Huthen: auf Wiesen und Aeckern weiden, heist dem Verderben mit ihnen in schnellen Schritten zu eilen: dann niemals wird eine Heerde, so gewaidet, lange aushalten; die Lämmer sind gemeiniglich im ersten Jahre; die Schaafe aber im dritten Jahr schon krank oder gar crepiret; selbst
das



das härtere Hammelvieh von sonst woher, aus gesunden Gegenden erkaufte, dauert da nicht lange an, fället nach einander hin, eher man sichs versiehet.

Ein Wink der Natur, daß die Schäferheiden gar nicht zu dem Ackerbau passen und daß, da, wo dieser getrieben wird, jene ferne weg seyn sollten, sie vertragen sich so wenig zusammen, daß eines das andere aufreibet: so wenig als Abel und Cain: sie sind Todfeinde und bestehen nirgends beisammen, so sehr sie auch für einander, als wie diese zweien Brüder geschaffen zu seyn, scheinen: das Schaaf hat zwar hier die fettesten Gräser in Menge und der Acker vom Schaaf den fettesten Dung; allein die Schaafheerden hindern den Ackermann am Anbau der Brache: schaden ihm durch das lange Einweiden in seine Wiesen am Frühling sehr vieles, fallen ihm bald da, bald dort seine Aecker und Wiesen Sommers durch an und fressen ihm verstoßner Weise vieles hinweg;

Also erwiesen genug, daß die Schäferheiden für diejenigen Länder sind, wo vieles oder alles aus Mangel der Einwohner noch öde liegt oder wo viele Berge sind, da der Pflug nicht gehen, die Sense nicht mähen kan, wo trockne Höhen sind, da es zwar wenig, kurzes: aber desto öhlreicheres Gras gibt, wo die Schaafheerden stets voll kommen gesund bleiben.

Gewiß ist: so lange Bauer und Schäfer das Land nicht abtheilen, der eine nicht zur linken gehet, der andere nicht zur rechten fort will, solang können die Länder nicht recht genutzt werden und werden nicht vollkommen genutzt: so genießt niemand die Einöden, Klippen, Berge, Wälder; und der Acker, wie die Wiese kan nicht recht genossen oder angebauet werden.

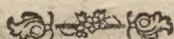
„Sollte es aber ja seyn, daß Schaafheerden auf
 „kultivirten Lande weiden müßten und sollten und dazu
 „das Recht hätten (so sind sie wirklich ein onus in fast
 „allen

” allen Ländern: der Bauer hat die Felder zu bauen, der Herr die Schäferereyen, dessen Schaafse jenes Wiesen und die Freyheit, sein Getraid Jahr aus Jahr ein abzufressen und zu bestehlen und ihn so an der bestmöglichen Benützung derselben zu hindern).

” So sollte man die Schäfererey: Gerechtsame an die Bauern verkaufen und das Land dadurch in Stand setzen, die Schäferereyen so zu behandeln, daß daraus dem Ackerbau kein Schade entstünde und diesen so zu treiben, daß doch von dorthen demselben auch ein Nütze entsprünge: der Bauer würde seinen Hirten selbst bestellen, als sein Knecht würde er ihm gehorchen, da waiden, und zu der Zeit da waiden wo es ihm nicht hinderte oder schadete und wann auch seine Schaafse auf seinen Aekern und Wiesen Schaden fressen, so würde er ihm doch wieder in ihnen selbst mit Gewinn ersetzt seyn: er würde nie mehr Schaafse ankaufen, halten, und waiden lassen als sein Land wohl ernähren könnte und diese Schaafse würden nicht gezwungen seyn, in ihren schädlichen Gegenden ausgehungert zu fressen, noch bey nasser Witterung, nasse Gräser zu genießen, der Bauer würde sie aus seinen Vorrath an getrockneter Fütterung zu Hause füttern und sie so für Krankheit und Tod bewahren und darwider als sein Eigenthum schützen.”

In manchen Ländern denkender, guter Fürsten hat man jenes schon gethan; ich denke, andere werden aufmerken und folgen, welches gar sehr zu wünschen ist; dann die Schäferereyen auf cultivirten Feldern sind für diese eine halbe Pest, wie diese ihnen Krankheiten und Tod sind.

Sollte es nun ja seyn, daß sie da blieben oder der Bauer sie eigen hätte, wie ich sehr wünsche um darüber selbst nach Belieben befehlen zu können, so muß er folgendes, so er anders davon Nutzen haben will, sehr genau befolgen und beständig beobachten



1) Er muß auf seinen Feldern nie Zuchtschaafe halten, sondern Hammel, die er nie über ein Jahr laufen läßt, sondern im ersten Jahre fett machet und verkauft; er kauft sie alle Jahre auf gesunden bergigten, trockenen Gegenden ein.

Meine Ursache hiebei ist die, die ich schon gesagt habe: Lammschaafe mit ihren Lämmern erkranken da bald und so auch die Hammel: da man aber diese alle Jahre fett machet und verkaufet, so kan man auch mit ihnen alles, auch das fetteste Gras füttern und sie damit mästen; — eher sie noch erkranken, sind sie schon verkauft und geschlachtet.

2) Er muß dem Hirten untersagen, wann er Lammschaafe und Lämmer hätte: (das hat er aber beim Hammelvieh nicht nöthig) fette, frischgrünende Gegenden, Sümpfe und durch Regengüsse überschwemmte kothige Wiesenplätze zu vermeiden.

3) Er wird wohlthun, wann er, da ich in recht cultivirten Ländern gar keine öde Plätze mehr vermüthe, die vorjährige Haber oder Sommerfelder im Frühjahr nicht sobald herum bricht, sondern sie bis über Sommer Johannis hinaus liegen läßt, daß darauf Gras wachse und die Schaafe gute Walde haben möchten; läßt er nicht alle seine Aecker so lange in dieser Absicht liegen, so seze er doch nur einige dazu aus;

Er wird sehen, daß er dabei nichts verliethet und es öfters besser ist, sie nicht so frühe gestürzt zu haben; da dergleichen Behandlung mehr Früchte verschafft, als das sonst gewöhnliche frühe Umbrechen der Aecker.

4) Bei vieler nasser Witterung oder Abgang nöthiger Gräser auf dem Felde muß er seinen Schaaften zu Hause trockne Fütterung, es seye nun Grumet, Heu, Gras oder Heu mit etwas Haber, Kleien oder sonst was vorlegen.

5) Die

5) Die Salzungen nie außer acht lassen; die Woche zweymal zu salzen ist nicht zuviel, sonderlich alsdann, wenn das Wetter trocken und helle ist.

6) Den Schaafen muß im Stalle öfters gestreuet werden; nie muß ihr Lager mit Roth überzogen seyn.

7) Es ist ein Schäfer-Gedanke: das Schaaf muß eher dursten als saufen: er glaubt daß letzteres ihm schade; es ist aber nicht so und widernatürlich gedacht: er gebe ihm zu saufen: nur nicht stehendes, trübes, faules Wasser, — sondern aus Brunnen, aus hellrinnenden Bächen, welches ihm sehr wohl bekommt, zumal alsdann, wann das Schaaf nicht vorher sehr erhitzt ist; gesoffen zu haben, macht es auch nicht listern aus allen Pfützen auf dem Wege oder auf der Waide schädlich zu saufen.

Ich sagte hierbey fast zu viel: ich rede nun von ganzen Schäferereyen!

Schäfererey.

Von dieser siehet man billig auf den Schäfer, seine Knechte und auf sein Weib. — Auf die Waide und seine Stallfütterung: auf seine Ställe, auf seinen Pferch. Auf seine Schaafe, deren Gattungen und Arten: auf die Benutzung der Schaafe in Absicht auf Milch, Wolle, Wist und Mastung: auf die Hunde: auf die Behandlung der Schaafe überhaupt, wie sie möglichst zu benutzen seyn mögten.

Der Schäfer und sein Haufgesinde.

Der Schäfer soll ein unbescholtener, verständiger, ernstiger, gesunder, starker Mann seyn.



Selten findet man unter den Schäfern den unbescholtenen Mann: man sagt im Sprüchwort: wenn einer den Schäferstock ein Jahr getragen hat, so ist er schon henkenswerth; so ganz allgemein wahr will ich diesen Ausspruch nicht annehmen: doch ist und bleibt es wahr: selten ist einer, der nicht mit seiner Heerde auf den Feldern viel Schaden that: selten einer, der nicht in seiner Heerde viel Betrug spielte und seinen Herrn nicht auf allerley Art hinterginge und betrüge; diese Leute, die selten wohl unterrichtet sind, und da sie mit andern Leuten wenig Umgang haben und wenig empfinden, was Rechtschaffenheit ist, sind zu allerley Griffen und Vergehungen vor andern sehr aufgelegt. Es kostet Mühe, den Ehrlichen zu finden, ihn so zu erhalten und doch ist man dessen bey einem solchen Gewerbe, wo so viele Betrügereyen im Feld und im Stalle möglich sind, am meisten benöthiget. Argus: Augen bedarf man, ihre Betrugsgeheimnisse zu durchschauen.

Die Betrügereyen, welche sie wider ihre Herren treiben, bestehen hauptsächlich in der Verwechslung der Schaaf, in falscher Fütterung bey denselben, und wer will dann alle die krummen Wege, welche sie gehen, aussprechen und aufdecken?

Man entgeht manchem Verluste, wenn der Schäfer ehrlich ist: ob es das sene, weiß man von keinem; daher nimmt man die sichersten Maaßregeln, die man etwa hiebey noch nehmen könnte.

Man gibt die Schäferereyen in Pacht oder man läßt dem Schäfer zu Lohn eine gewisse Anzahl Schaaf unter den Seinigen so laufen, daß er nicht weiß, welche die Seinigen sind, sondern Herr, Schäfer und Knecht haben die Zahl aller Schaaf zusammen in Gemeinschaft, so z. E.: die Schäferey hält 1000 Stücke, davon hat der Schäfer 100, zwey Knechte jeder 25, zusammen 50 Stücke; werden 1000 fl. gewonnen, so ziehen die Knechte



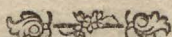
te zusammen 50, der Schäfer 100, der Herr 850 fl. Gewinn; werden soviel Gulden verlohren, so wird der Verlust wieder so berechnet.

Lokal-Umstände müssen übrigens genutzt werden, die Schäfer auszulernen, ihren Ränken zu begegnen, sich zu entschädigen, für Schaden sich zu verwahren, sie sich gar nützlich zu machen.

Ich fordere von meinem Schäfer Verstand; allerdings bedarf er desselben vor andern recht sehr; bey einer Schäferen kommt in Kauf, und Verkauf, bey der Waide, im Stalle, bey Lammshaafen u. d. gl. soviel vor, daß ein Mann, der alles recht besorgen will, seine Augen im Kopfe, Verstand, Einsicht in alles, allen Schaden abzuwenden und alles bestens zu benutzen, allerdings haben muß.

Die Emsigkeit ist eine Haupttugend des Schäfers; ist er nicht früh und spät, schleicht er nicht allenthalben seinen Heerden und Knechten nach, gibt er sich nicht immer Mühe, hie und da was zu entdecken, so seiner Schäferen zuträglich ist, so verliert er in Augenblicken mehr als sonst jemand in Tagen: Ein Beispiel: ich kannte einen Schäfer, der sorgenlos seine Abendsuppe hinter einen Busche as, da unterdessen seine Schaafte zu einem Sumpfe liefen, da frasen und sofen; als er aufstand schlug er die Hände über den Kopfe zusammen, ein bekannter, der bey ihm sas, fragte: warum so lamentiren? — weil meine ganze Heerde in Jahr und Tagen biß auf das hinfende dort, so lag und nicht fort konnte, crepiren wird; — wie gesagt, so geschehen! —

Winde, Frost, Regen, Hitze u. d. gl. so der Schäfer auch in Felde, wo er immerhin seyn muß, zu übernehmen und auszustehen hat, fordern, daß er gesund seye: ein kränklicher Mann hält dies gewißlich nicht aus und um bald diesem, bald einem andern zu entgehen,



wird er bald da bald dort was verabsäumen und vernachlässigen: zu Hause seyn, wann er aufm Feld seyn sollte, stehen und sitzen, wann er gehen und sich mühen sollte, kurz gewißlich seine Sache niemalen, wie er soll, ganz thun

Stärke ist ihm aber so nothwendig als Gesundheit: vor Alters war sie ihm nothwendiger, seine Heerde wider Wölfe, Bären und Räuber zu schützen; — nun ist sie ihm unentbehrlich, seinen Pferch zu schlagen, zu tragen, anders zu thun und oft auch noch wider die Diebe sich und seine Schaafe Nachts aufm Felde allein zu vertheidigen.

Was ich vom Schäfer fordere, das fordere ich billig von seinen Knechten; gemeiniglich ein rohes Volk, wohl dem! der einen frommen, treuen, emsigen Knecht findet; sie sind aber sehr selten! desto mehr muß man auf sie und ihre Handlungen mißtrauisch hinsehen.

Lasse man sich ja doch nicht einfallen, in einen parr cultivirten Lande, welches tief, plat, eben liegt, wo gar keine Berge, Anhöhen, Klippen, Einöden, ungebauete Waiden mehr übrig sind, eine Schäferey anzulegen und unterhalten zu wollen; — da ist eitel Verlust! — bey Zuchtschaafen beständig und alle Jahre Krankheit und Tod — bey Hammelvieh gar selten Gewinn; immer öfterer, größerer Verlust, der den Gewinn wegnimmt und noch Schaden genug übrig läßt.

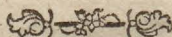
Wann es darauf ankäme, vieles Gras zu haben, so wäre vielleicht manchmal mehr da auf cultivirten Feldern, als auf trocknen Bergen; allein darauf kommt es ja nicht an, daß es vieles gibt, sondern daß es den Schaafen gesundes gibt; dies findet man auf Bergen und in Einöden, auf dürrer Erdrich alleine; wo wollen die Schaafe auf gebauetem Felde beim Regenwetter trocken waiden? Eine einzige Wochen Regenwetter schadet als

alsdann mehr, als was drey trockne genutzt haben: hielte man da eine Pferch-Schäferen, hätte man also die Schaafse nicht im Stalle, daß man ihnen jetzt trocknes Futter geben könnte, sie müßten auf den Aeckern laufen und fressen, welcher Roth? welche Ermattung? welchen Schlam müßten sie nicht einfressen? wie sollten sie gesund bleiben? —

Dem Schaaf eckelt für vielem, so ihm nicht gesund ist, doch wird es hungrig, so fällt es auch jedwedes, wann es auch wüßte, daß es sein Tod wäre an, man muß vorher alles thun, es wider das schädliche zu verwahren: der Schäfer muß die schädlichen Stellen und Gräser kennen und seine Heerde dorten zuruckhalten: oft auf den besten Waiden finden sich hin und her schädliche Grasarten, welche die Schaafse selbst verabscheuen, aber doch im Hunger fressen, z. E.: Mäusekraut, welches auf den besten Waiden, an Bergen, buschweis, fett aufwächst; das Schaaf meidet es seines Gestanks wegen selbst, wenn es aber sehr hungrig ist, greift es doch an, frist, läuft auf und crepirt; wann der Schäfer da gut handeln will, so muß er entweder die Waide ganz meiden, oder sie nur betreiben, wann die Schaafse schon fast sat sind, oder alle diese Büsche mit seinem Stock niederschlagen, da sie dann häßlich stinken und das Schaaf von sich so hungrig es auch wäre abhalten und vertreiben.

Das Schaaf wird in Winter beynahе jedwedes fressen: stinkendes, erwarmtes, staubiges Grumet u. d. gl. würde es das thun, so wäre es gewiß der Krankheit und dem Tod nahe oder gar übergeben.

So ist es wieder auf der Waide: dem Schaaf ist nichts angenehmer als junge Gräser, sonderlich im Frühjahr an den Flosgräben, wo das Wasser von den Aeckern in die Wiesen abrinnt, Erde ansetzt, wo sodann fettes Gras, früh hervorkommt:



Der am Herbst auf den Haberäckern ausgefallene, aufkeimende Haber ist dem Schaaf ein Leckerbissen vor allen; so es aber da oder dort waiden würde, eher es gefrohren hätte, so würde es darüber verkommen.

Durchaus weiß man, fettes Land taue nicht für die Schaaf: Reinlichkeit in allem seye ihnen dienlich: nicht Ueberfluß; aber mäßige, öhligte, reine, gesäuberte Fütterung seye gesunde, fettmachende Speise für die Schaafheerden: daher auch das Sprüchwort: wann das Schaaf einem Halm Gras über drey Betten nachlaufen muß, dann wird es fett; — dann wo es so ist, da ist trockne Witterung, nicht allzu fetter Boden, welches beides das dienlichste für das Schaaf ist.

Das Schaaf suchet seine Nahrung überall, emsig hervor und erhält sie da noch, wo man sie gar nicht vermuthet: als am Herbst und noch weit hinein im Winter auf Aekern, Wiesen, Einöden, an Hecken, Büschen und so fort:

Daher muß man das Schaaf nie früh am Herbst im Stall füttern, nicht eher, als bis es vor Schnee, Eis und Frost nicht mehr auf den Boden kommen kan; alle Gräser haben in dieser Zeit noch Kräften, füttern und nähren; im Frühling haben sie das nicht mehr, wann sie auch in Menge da wären; der Frost hat ihnen Winters durch das alles benommen.

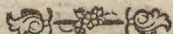
Zu erhalten, daß die Schaaf am Herbst und Winter diese ihre Nahrung allenfalls noch aus dem Schnee hervorsuchen, muß man ihnen nie im Stalle was geben: denn sobald dies einmal geschiehet, greifen sie nicht mehr, wie sie wohl noch könnten, auf dem Felde an, verlassen sich von nunmehr an auf den Stalle und bleiben faul im Felde, eilen nach Hause, wo sie ihre Fütterung vermuthen:

Also im Herbst und beym angehenden Winter muß man an der Fütterung zu Hause sparen; im Frühling aber ja nicht! da muß man schlechtweg im Stalle fort geben; dann, wann auch noch so vieles altes Gras auf dem Felde wäre, so hätte es doch keine Kraft und taugte, Kräften zu geben, durchaus nicht mehr.

Die Fütterungen der Schaaf im Stalle, ist Heu, besser Grumet, Stroh mit jenen beeden untermischt, auf der Stroh oder Heu-Bank rein zu Heu geschnitten, auch pur Stroh-Heu mit etwa Haber oder Kleie oder Schrot aus Gersten oder Wicken gemischt: Linsen, Erbsen, Wickenstroh gegen die Nacht und darneben Tags ein pures Heu oder Grumet einmal aufgesteckt. Hätte man von fetten Waldbäumen: von Haselstauden, von Eschen, u. d. gl. vom Weinstock, grün abgenommenes Laub oder Limpfe gedörrt, oder von allen Obstbäumen abgefallenes Laub getrocknet, gesammelt, so würde alles dieses ohne allen weitem Zusatz eine nahrhafte Speise abgeben. Cartoffeln, Rüben allerley Arten und noch mehr anderes wird zum Winterfutter dienen.

Man hat es hin und her eingesehen und man sollte es überall einsehen, daß die Aufhebung der Schäferereyen in cultivirten Ländern eine nützliche und aus mehrern Ursachen höchst nöthige Sache ist; man hat sie hie und da gänzlich aufgehoben und sie auf Einöden, unangebauten Gegenden verwiesen, in den mehresten Ländern aber geht es mit den von jeher eingeführten Schäferereyen, wie mit allen von Zeiten her angewöhnten Dingen: man dreht, man windet sich, man will durchaus nicht dran, hierinnen zu folgen, ein Ganzes zu machen und das auf cultivirten Feldern auf beeden Seiten schädliche vom Grund aus auszureißen und zu heben, man thut etwas und das nur halb:

Man treibt die Haufen im Sommer auf Einöden weg und läßt sie da waiden; wenn das Winterfeld oder



auch erst, wenn das Sommerfeld oder gar alsdann sonst, wenn die Wiesen auch abgemähet sind, bringt man sie wieder auf diese cultivirten Gegenden zurück: so wendet man es auch um: Sommers durch nährt man sie auf Aeckern und Wiesen, Winters hin hat man sie auf Einöden und in Wäldern.

Sonstwo sperrt man sie in den Pferch ein: baut so viel Land mit Klee an, daß man sie damit entweder im Pferche, dessen Hurden man zu dem Ende mit Raufen versiehet, füttert, oder ihnen täglich einen Theil von Dem Kleefeld zum abweiden eingiebt, da sie unterdessen Tags und Nachts im Pferche liegen und so das Feld in einem hin dungen, wenn unterdessen alles Feld, welches zum Kleeanbau für die Schaafe entbehrt werden kan, mit andern Früchten besäet und so alles Ackerfeld alle Jahre ange säet und genutzt wird.

Ich habe Versuche von der Art gesehen, auch solche, da man die Schaafe so gar im Stalle zu Hause hielt oder auf ein Stück Garten einschloß, sie stets da fütterte und tränkte, sie mästete, dann glücklich und früh im Sommer sehr fett gemacht verkaufte.

Ich habe diese Versuche erprobt gefunden, dies muß ich der Wahrheit zu lieb sagen: ich habe sie selbst mehr als einmal gelehrt und empfohlen; ich muß es aber doch auch gestehen, daß diese Behandlung der Schäferereyen viele Beschwerlichkeiten verursacht, Pünktlichkeit in der Ausführung erfordert und doch auch öfters bey eingetrettem nicht günstigem Wetter (die Plage der Defonomen, daß sie der Witterung weder gebieten können, noch sich stets in dieselbe zu schicken wissen) gewaltig schädlich versaget.

Ich sage es wieder: Bauer und Schäfer schicken sich gar nicht zusammen: Cain und Abel zankten sich, einer schlägt den andern wohl todt oder wünscht ihn von sich wenigstens weit weg: am besten, wenn der eine zur rechten,

rechten, der andere zur linken seine Arbeit und Bedürfnisse suchet.

Alles dies vorausgesetzt, schreibe ich nun von der Zuchtschäferey insonderheit noch folgendes:

Eine Zuchtschäferey muß schlechtweg in einer Gegend, wo das Land und Feld trocken, schwer, mit Hügeln und Bergen durchsäet ist; wo sich von aller Cultur leere Einöden befinden, angelegt werden.

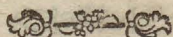
Man muß Schaafse von der besten Art dazu auswählen;

Will man die bisherigen Landschaafse veredlen, so verschaffe man sich die Steere oder Reithämmel von einer guten Art und lasse sie die Schaafse bedecken, es wird sehr gut seyn, wenn man diese von etlichen Jahren zu etlichen Jahren immer wieder neu anschafft, dann man will bemerkt haben, daß die nahe Verwandtschaft der Reithämmel und Zuchtschaafse verursache, daß ihre Jungen wieder ausarten und in die vorige schlechte Beschaffenheit zurückfallen; wollte man diese frische Recrutierung nicht, so verseze man die Reithämmel von dieser in eine andere Heerde über.

Zu funzig Zuchtschaafsen gehört ein Reithämmel, sie begatten sich, wenn sie ein und ein halb Jahr alt sind. Ist der Hammel vier Jahr alt, so hat er ausgedient und so das Schaaf, wenn es fünf Jahre zurückgelegt hat.

Die Zeit ihrer Begattung ist die zu Ende des Sommers: bey angehendem Herbst. Man läßt die Reithämmel zu der Zeit unter die Schaafmütter, wenn sie sich begatten und empfangen sollen.

Dem Schäfer ist nicht jede Zeit dazu schicklich; er ersiehet die Zeit dazu aus, daß die Schaafse gerade gleich nach Lichtmeß, alle in Zeit von acht oder vierzehn Tagen, etwa in der Mitte des Februars, werfen.



Und dies zwar deswegen, damit die Lämmer, wenn sie etwa vier Wochen im Stall gehalten worden sind, bey schönen Frühlingstagen, in der Mitte zu Ende des Merz mit auf die Waide gehen und da hervorkeimendes Gras finden mögen.

Nahе vor und nach dem Werffen werden die Schaafsmütter mit Heu und Grumet gut gefüttert, gefalzen und wohl getränkt, um viele Milch und Nahrung für ihre Lämmer zu erhalten.

Es sind einige kleine Handgriffe der Schäfer, z. E. wenn ein Lamm seine Mutter verliert und zu einem andern Schaaf gebracht wird, an ihm zu trinken, wie zu verfahren und so auch andere bey andern kleinen Zufällen; — ich bin nicht willens, dergleichen Kleinigkeiten zu schreiben und gehe sie vorbey; sie lernen sich bald und jeder Schäfer kan sie lehren und vormachen, sie werden so am leichtesten begriffen und am sichersten befolgt und können auch schwerlich recht beschrieben oder aus einer Beschreibung recht erlernt werden. Nur dies in dem Fall: daß ein Schaaf ihr Lamm todt werffen würde und man wollte ihm ein Lamm geben, dem die Mütter über dem Werffen entfallen wäre; gesetzt jenes Schaaf würde das fremde Lamm nicht an sich dulden wollen, so bediene man sich des Mittels, so ich in solchem Fall bey dem Kalb aus erprobten Versuchung und Erfahrungen vorgeschlagen habe; — jeder, der darüber denkt, wird Möglichkeit und Ursache einsehen.

Die Hammellämmer werden in der vierten, sechsten Woche, auch noch um ein paar Wochen später verchnitten:

Man schnitte ehemals auch den Mutterlammern die Schwänze nahe am Leibe weg und warum? — die Natur zu meistern und sie zur Begattung fähiger zu machen. Es ist ärgerlich, solche weise Leute zu wissen und ganz und gar unnöthig, sie zu widerlegen; sie sind es nicht werth,

werth, verdienen es aber, daß sie solche alberne Operationen selbst mit sich zugezogenen Schaden bezahlen: einer Heerde alle Schwänze weg zu nehmen, heißt, sich um viele Pfunde Wolle alle Jahre vorseßlich und ohne allen Ersaz und Ursache bringen.

Man führet die Lammshaase mit ihren Lämmern immerhin auf trockne Waiden: sie liegen wann die Wärme nach und nach eintritt, zusammen im Pserche; diese genießen da noch die mütterliche Milch, und sollten sie, so wie es die Natur lehret, so lange genießen, biß sich die Schaase im Herbst wieder trüchtig befinden.

Bei einigen Schäferereyen handelt man so, daß man dem Lamm seine Milch läßet, bei andern raubt man sie ihm in der Zeit der Winterernde weg und verfertiget daraus Käse.

Ob es so vorthellhaft seye, will ich hier nicht entscheiden, die Natur entscheidet da selbst; die Lämmer sind schwach und schlecht und ich weiß nicht, ich glaube es wenigstens nicht, daß der Käsehandel jenen Verlust wieder erseze.

So, wie die Lämmer von den Schaasmüttern abgesetzt oder vom saugen an ihnen entwöhnt, folglich alleine gewaidet und in einen besondern Pserch eingesperrt werden, so werden die Jährlinge, die Hämmer von zwey Jahren mit oder ohne die überloffenen, nehmlich deren von drey, vier Jahren, gleich den Mutterschaafen, wann nehmlich so viele sind, daß sie eines eigenen Hirtens bedürfen, gleichfals besonders gehüthet, geweidet und in einem ihnen eigenem Pserche alleine gehalten.

Die Ursache hievon ist die Ordnung; auch die nöthige, besondere und fast jedem Haufen eigene Fütterung im Stall und auf dem Felde; das Lamm, das Schaaf, so auch der Jährling noch bedürfen auf dem Felde trockne Waide auf Anhöhen und Bergen; da die Hämmer,



Hämmel, welche fett gemacht und verkauft werden sollen, überall allerley fressen können; im Stalle gehört jenen Heu, Grumet, Linsenstroh; diese mögen mit Erbsen, Wicken, Haber, Gerstenstroh vorlieb nehmen und erhalten nur bey sehr hartem Wetter, schneidenden Winden, vielem Schnee oder bey Frost, da sie nicht vor Eis bis zum Boden kommen können, etwas Grumet, Heu oder Herel mit Haber, oder gestossenen Viehrüben, Cartoffeln u. d. gl.

Daß die Fütterung auf Milch, Fettigkeit, Gesundheit und besseres Bestehen, ihren mächtigen Einfluß habe, läugnet wohl Niemand, daß sie aber auch gar sehr auf die Wolle wirke: gute, genugsame, gesunde Fütterung viele gute Wolle gebe und daran sonderlich die wohlangebrachte, satte Salzung viel Antheil habe, mögten viele nicht wissen.

Die Salzung kan so geschehen, wann nemlich die Schaafe alle Abends in einen Stall getrieben werden, daß man einen großen Salzstein, wie man dergleichen aus den Steinsalzgruben erhalten kan, durchlöchert an einem Strick mitten im Stalle so aufhängt, daß die Schaafe ihn noch erlangen und daran lecken können.

Oder man legt ihnen etliche große Stücke Salzstein in die Tröge.

Auf dem Felde erhalten sie ihre Salzung von reinem gesottenen Salze in dazu eigends verfertigten Trögen:

Diese Tröge sind halb Cirkelrund ausgehauene Tannen oder fichtene Stämme, fünf, sechs oder sieben Ehlen lang, welche auf beeden Enden auf je zween quere eingeschlagenen Stickeln ruhen und nicht fern vom Pferche sich befinden, so daß die Schaafe Abends, wenn sie von der Waide kommen, da ihre Salzung erhalten. Diese Tröge rein zu halten, werden sie nach jeder Salzung auf ihren Stickeln umgekehrt, so, daß die

die ausgehohlte Seite zum Erdboden siehet. Ihre Anzahl richtet sich nach der Vielheit der Schaafse, sie müssen alle zugleich lecken können, sonst sie sich drängen und stoßen; daher auch das Salz gleichaus in die Tröge eingesäet wird, damit sie alle etwas erhalten.

Man pflegt dem Mastvieh alle Woche zweymal und dem übrigen einmal zu salzen; man nimmt zu hundert Stücken jederzeit vier Maas oder acht Pfund Salz.

So salzet man Sommers- und Winterszeit, doch nie bey anhaltender regnerischer Witterung, damit die Schaafse nicht zu begierig Gras und Roth einfressen; dann dieselben auf jede Salzung begieriger grasen.

Ich bin mit so seltener Salzung nicht zufrieden, mich deucht, man würde wohlthun, allezeit über dem andern Tag dieselbe zu geben.

Wenn man bey Schäferereyen das Salz zur Salzung abgibt, sollte man es allezeit vorher mit etwas Ofenrus mischen, die Kieperereyen und Diebereyen zu verwehren, dann dies würde es zu einem andern Gebrauche unbrauchbar, den Schaafen aber gesund und nicht unangenehmlich machen.

Es ist wohl unnöthig zu sagen, aus was und wie die Hurden des Pserchs, der Pserchkasten, worinnen der Schäfer schläft, verfertiget werden; es ist mehr zu empfehlen, daß der Schäfer nie vom Pserche weiche, einen wachsamem, abgerichteten guten Hund habe; von diesem werde ich weiter unten reden, so verspahre ich auch das dahin, was ich von den Krankheiten der Schaafse noch bezubringen hätte.

Nichts weiter ist übrig als das, was in Absicht auf die Wollenschur und des auszumerzenden Schaafviehe gesagt werden könnte.



Vom ersten nur so viel: die Schur geschiehet bey eingetretener warmer Witterung, in der Zeit des Maymonaths; wären die Schaaf eben geschoren und kalte Regen eräugneten sich, so kämen sie über Nacht in warme Ställe und würden erliche Tage nicht im Pferche, auf freyen Felde gelassen.

Allezeit gegen den Herbst oder das Ende desselben durchgeht der Schäfer seine Heerden, zeichnet die kränklichen Schaaf aus, schlachtet oder verkauft sie so gut als er kan; dann ein schon im Herbstes krankes Schaaf schleppt selten sein Leben dem Winter, wenige dem Frühling noch durch biß in den Sommer; jetzt ist es etwa noch fett oder bey Fleisch, dazu kommt es wohl nicht mehr.

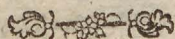
Die allgemeinen Kennzeichen eines ungesunden Viehes sind auch die Kennzeichen eines ungesunden Schaafes: der Abgang der Munterkeit, trübe Augen, gesenkter Kopf, hangende, schlappe Ohren, stets weich pferchen, nicht begierig fressen u. d. gl.

Bey dem Schaaf, ob es gesund seye oder nicht, hat man noch besondere Zeichen und diese: wenn es, so man die Wolle von einander scheidet, auf der Haut nicht recht fleischfarben roth, sondern bleich, weißlich aussiehet: — wann die Wolle ganz weiß, wie ausgewaschen, nicht etwas gelblich ist: — wann sie ausgehet und hie und da auf dem Leibe ausfällt: wann sie am Untermaul wie aufgeschwollen oder gröpfig werden.

Die Mastschäfererey

hat das einzige besondere, daß man die zum Mästen ausgesuchten Schaaf: Lammshaaf und Hammel auf setzten Waiden waidet:

Daß man sie Winters durch gut füttert, um sie so dann im Frühling oder bald im Sommer absetzen und
verkau-



verkaufen kan: die Salzung ist dabey ja nicht sparsam zu geben.

Der Esel und die Ziege.

Beede gehören in dem Betracht, daß sie in der Landwirthschaft wenigen oder gar keinen Nutzen schaffen, doch wohl in eine Classe und Capitel, welches wenigstens enthalten wird.

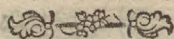
Der Esel ist etwa deswegen, daß er von schlechter Fütterung lebet und den allerbesten Mist und Dung machet und die Ziege, daß sie gleichfalls, wenn sie frey lauffet, von dem, so ein anderes Vieh auf Klippen nicht suchet, und vom Gesträuch der Dornhecken und Büschen lebet und ein gutes, brauchbares Fell auch hat;

Jenen, den Esel, mag der Müller noch nützen; der Landwirth wohl niemals: die Ziege, mag das Zuchtvieh ganz armer Leute, nie das für den, der einen ansehnlichen Gewinn hoffet, noch abgeben. Wirklich will ich damit meinen Unterricht hiemit beschließen.

Der Hund.

Bei der Landwirthschaft und bei der Schäferen kan der Hund immer noch Dienste thun, wann er schon übriggens von der Nothwendigkeit und dem Nutzen bei weitem nicht mehr ist, von dem er ehemals dabey war.

Ehemals fielen die Heerden Bären, Wölfe und Diebe an: man hatte sich Tag und Nacht auf den Wäldern zu fürchten, selbst die Ställe, waren sie wider sie nicht hinlänglich verwahrt, gaben nicht genug Schutz. In den meisten Ländern von Europa sind jene Feinde des Schaafs vertilget, ausgerottet, oder doch wenigstens so vermindert, daß man sie nun weniger fürchtet und mit minderer Macht jetzt abhält, verschucht und überwindet; ein kleiner Hund, der Lermen bellet, und seinen Herrn auf-



aufwecket und herben rufet, thut jezt mehr als ehemals der größte und stärkste, der eine Rotte Wölfe und raubende Bären mit aller Macht anfiel und doch nicht wehren konnte, daß eine andere raubte, wenn er diese stellte und davon abhielt.

Gewiß ist es: der Hund ist nicht nur vor allen andern Thieren dem Menschen ergeben und getreu, sondern auch so gelehrig und witzig, auch mancher mit solcher Stärke versehen, daß sich sein Herr von ihm immerhin seinen Beystand zu versprechen haben wird.

Die verschiedenen Hundsarten sind gewiß zu verschiedenen Endzwecken im Dienste des Menschen und werden sehr leicht darauf abgerichtet. Jede Hundsart lernt das bald, worauf sie da ist und kan bennabe, ja gar nicht darauf gelehrt werden, was nicht von Natur aus ihre Sache und ihr thun ist.

Ein Pommer- oder Zeidehund ist nirgends lieber als beim Fuhrwerk, im Hause und bey den Schaafheerden: da ist wachen, jedes neue durchs Vellen anzumelden und den feindselig anzufallen, der etwas vom Hauswesen angreiset seine Sache: ich habe solche Hunde gesehen, welche ganz ruhig waren, wann's auf der Strafe gleich zugienge, neben ihre Herren Pferde herliefen; die aber so bald anhaltend, laut bellten, so bald es Berg an oder nur schwer im Zuge zugienge, sie suchten gleich ihren Herren, die Pferde durch ihr Gebelle zur Anwendung größerer Gewalt aufzumuntern und anzutreiben, ich habe wahrgenommen, daß sie das Pferd so nicht recht ziehen wollte, aussuchten und mehrermahlen in den Huf biesen.

Dies lernt der Pommer, ohne vielen Unterricht erhalten zu haben; er lernt aber sehr schwer oder niemals, Jagdhund zu seyn, zu apportiren, Hühner zu stehen oder im Wasser zu schwimmen und da zu jagen.

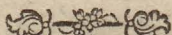
Ein

Ein Budel scheint zu mehrern Künsten aufgelegt zu seyn: er aporirt, wachet, springt über den Stock, durch den Reif, er sucht das Verlohrne und thut Dinge die Menschen-Verstand anzeigen: die Hunds-Verstand gewiß sind.

Ich habe so einen gesehen, der auf Geheiß seines Herrn, den und jenen Bekannten, wann er ihn bey Namen nannte, fern auffuchte, bey'm Rock faßte, ihn so lang zerrte biß er mit ihm zu seinem Herrn hingien: Er verlohre einst sein Tabacks-Pfeifenrohr, bey einem Steinbruche, wo er Maurer im Taglohn arbeiten liese, als er schon bey nahe eine halbe Stunde weg war, vermerkte er erst seinen Verlust, schickte seinen Hund, dem er seinen Pfeifenkopf wies, auf such verlohren zurück, dieser blieb aus, er gieng selbst zurück, fand seinen Hund unter den Arbeitern liegen, als er ihm nahe kam, sprang er auf, einem Maurer an den Hosensack, langte hinein und zog das Pfeifenrohr heraus. — Wie viel Verstand muß man dem Hunde dabey zusprechen? machte er n'cht Schlüsse auf Schlüsse? — greif ich jezt ohne meinen Herrn zu, so schlägt man mich weg: warte ich, so kommt mein Herr und sucht mich auf, wann dieser mir nahe ist, kan ich sicher das Pfeifenrohr herausnehmen! —

So vielen Verstand der Budel hier zeigt, so ist es doch schwer, ihn auf die Jagd zu unterrichten und so ist's auch mit allen: der eine zu dem, der andere zu was anderen.

Der Schäfer findet seine Hundsart, die er zum waschen, hüten, zum hin- und herschicken bey seiner Heerde: da, dorten zu wehren, zu treiben, zurück zu halten, leichtlich unterrichten, sehr gut gebrauchen und sich manchen Gang ersparen kan.



Man hat hiezu die Schaafrüden, die von großer Stärke sind, denen auch die Wölfe ausweichen; da, wo noch Wölfe sind, und die Diebereyen noch Gäng- und Gebe sind, sind sie von Werth und gewiß unentbehrlich:

Wo aber das nicht ist, was bedarf da der Schäfer der großen Hunde, die ihn, sie zu unterhalten, sehr vieles kosten?

Es giebt eine kleinere an Haaren straubige Art, die auf das für einen Schaafhund nöthige sehr leicht und wohl unterrichtet werden können.

Der Landmann selbst wohnt öfters sehr abgelegen, alleine oder auf andere Weise den Einbrüchen der Diebe ausgesetzt, er bedarf einen Wächter, wann er nach seinen Tagsermattungen durch schwere Arbeiten einschläft und selten vor Tags Anbruch wieder erwachet.

Einen großen Hund an der Kette angelegt, da oder dorten am Hause zu haben, scheint ihm gut: mir nicht; liegt er da, so bricht der Dieb dort ein oder er befänstigt ihn durch vorgeworfene Fütterung, er macht sich ihm auf den Raub schon lange vorher unvermerkt bekannt; es hat ja schon ein Nachbar den andern bestohlen: was nützt nun so ein Hund? besser, man lasse ihn Nachts von der Kette los, so beugt man doch den ersten noch vor, wann auch dem zweiten dadurch nicht abgeholfen wird oder noch besser: er hält sich einen kleinen wachsamen Hund im Hause, welcher im ganzen Haufe überall hin freyen Lauf hat, dieser wird ihn durch Bellen, woran ihn die draussen noch an der Mauer arbeitende Diebe nicht hindern können, bald aufwecken, die Diebe verrathen, anzeigen, wo, und ihn so in Stand setzen, sich früh gegen sie zu schützen, sie gar zu verschrecken.

Ich erzähle hier eine Geschichte: der Fürst zu W** hatte einen gewissen Zauner, der sich selbst bey ihm an-
gab,

gab, Besserung versprach und gelobte, seine ganze Bande, die im Lande viel Unheil gestiftet hatte, auf deren Einfangen man schon lange vergebliche Anstalten gemacht hatte, in die Hände der Justiz zu liefern, begnadigt und in Sold genommen, dieser wurde mir bekannt und indem er allerley Streiche seiner bösen Gesellschaft erzählte, sagte er auch: einst war beschlossen, einen Wirth, der ein paar tausend Gulden im Haus hatte, zu bestehlen, ich mußte bey ihm über Nacht bleiben und sollte in einer gewissen Stunde meinen Cameraden die Hausthüre öffnen, ich wollte es eben thun, als ich ihr Daseyn bemerkte, allein zwey Spizen oder Pommer machten, im öffnen wann ich die Stubenthüre aufthat und heraus gehen wollte, einen solchen anhaltenden Lermen, daß der Wirth wach wurde, Unrath zu merken schien, Wache hielt und mich im weitem Unternehmen hinderte; ich befragte den Wirth, meinen nahen Freund, hierüber und er erinnerte sich des ganzen Vorgangs mit Schrecken recht lebhaft. — Nur seine zwey sonst ohnmächtige Hunde hatten ihn gerettet; sie rechtfertigten und empfehlen also meinen so eben gethanen Vorschlag.

Daß der Metzger, der Jäger zu ihren Geschäften andere Hunde haben, ist natürlich; diese aber sind außer der Absicht dieser meiner Arbeit, — von diesen also hier nichts.

Nur dies noch gesagt: es ist widersinnisch und verschwenderisch, Hunde im Hause zu haben, deren man in keiner Absicht bedarf: sie werden nicht ohne Kosten unterhalten und doch sind so manche, sonderlich angehende Hauswirthe, die unter ihren ersten Hausrath auch einen großen Hund haben: wäre es nicht zuträglicher, statt dessen noch ein Schwein mehr im Stalle zu haben, welches weniger fressen würde als der Hund zum Unterhalt bedarf? —



So nützlich ein Hund ist und seyn kan, so gefährlich kan er auch dem ganzen Hause werden; der Hund ist vor allem Vieh zur Wuth geneigt, wird er nun wüthend, so beißt er unter Freund und Feind ohne Unterschied um sich und alle die, die gebissen oder nur von seinem Geißer beflückt werden, stehen in Gefahr, in die nehmliche Wuth zu verfallen und jammervoll sterben zu müssen: dies sollte billig jedermann, der keines Hundes bedarf, abschrecken, einen in seinem Hause haben zu wollen.

So bald der Hund nicht fressen, saufen, freundlich seyn will, scheu siehet, den Schwanz zwischen die Beine ziehet, geifert, die Menschen fliehet, seinen Herrn nicht hören, noch ihn folgen will, alles Wasser zu scheuen anfängt, darf man schon besorgen, daß die Wuth bey ihm angesetzt habe. Man thut wohl, wenn man ihn dem Fallmeister bald heimgibt.

Die Kaze.

Die Kaze ist wohl nothwendiger als der Hund; kein Haus kan sie beynabe ohne Nachtheil vermissen; die Mäuse, die sich in jedwedem einfinden, sich über die Massen sehr vermehren und großen Schaden auf allen Seiten anzurichten im Stande sind, ihn auch am Getraide, an Kleidern, an allen Eswaaren, die man hier frey und offen liegen oder verschlossen hat, verursachen, machen sie allerdings nothwendig.

Kommen die Ratten, eine größere Mäuseart, die um zwey, drehmal größer sind, als die Mäuse, noch hinzu, so sind sie schlechtweg unentbehrlich.

Diese Ratten rauben und fressen Fleisch und Speck, alles was sie vorfinden, hinweg und verursachen neben der beständigen Unruhe und dem Poltern in den Nächten, woben man nie ruhig schlaffen kan, einen wahrhaft großen Schaden.

Die

Die Kaze, die natürliche Feindin beeder, oder die sie so gerne verzehret, und auffrist, lauret Tag und Nacht auf sie und ist von der Natur mit allen dem Fangzeug versehen, womit sie selten auf sie vergebliche Jagd machet; eine Kaze allein vermag ein ganzes Haus von ihnen rein und sauber zu halten.

Nur schade, daß selten eine Kaze ist, die die Ratten auch anfällt und tödtet: hat man so eine und man hat Ratten im Hause, so hat man wirklich an ihr etwas so Geldeswerth ist und man hat Ursache, sie sorgsam zu erhalten zu suchen.

Um die Kaze in Stand zu setzen, vollkommen nützlich werden zu können, ist nöthig, daß man ihr in allen Stuben, Winkeln und Orten des ganzen Hauses freyen Zutritt Tags und Nachts hin gestattet, zu dem Ende überall kleine Oeffnungen, durch die sie einschlupfen kann, machet.

Eines ist, was die Katzen weniger empfiehlt, dies: daß sie das Getraide hin und her mit ihren natürlichen Auswürffen besudeln und verunreinigen; wäre nur dies nicht: so wüßte ich nicht, warum man sie nicht überall begünstigte: so hat nun aber alles seine zwei Seiten!

Ist man vorsichtig, so kan man auch dieses eckelhafte, bey öfterer Nachsicht gar wohl auf die Seite bringen und zu seiner Zeit, das dadurch besudelte Getraide den Schweinen oder auch den Hühnern vorwerffen.

Nicht alle Katzen sind zum mausen gut; man kan es bald wissen, welche und welche nicht: die Katzen die sich nur immer in den Küchen aufhalten, sich da zu nähren, taugen nichts, man schafet sie weg: um sie zum mausen zu vermögen, muß man ihnen nicht viel zu fressen geben, dies wird sie natürlich veranlassen, ihre Nahrung an den Mäusen zu suchen und fleißig zu mausen.



Man rathet einer Kaze, welche Ratten fänget, öfters etwas Speck zu geben, damit ihr der Gift der Ratten nichts schade: ob die Ratten giftig sind, weiß ich nun nicht.

Das Federvieh.

Da es von allerley Arten gibt, nicht eine, wie die andere Art genützt und gepflegt wird, so will ich von jeder insbesondere das, was von ihr zu sagen ist, beybringen.

Die Taube.

Die Taube fandte man ehemals allgemeiner als jetzt: Herren und Unterthanen hatten sie auf ihren Gütern; und wann sie schon noch heutiges Tages in Sachsen, besonders auf vieler Edelleute Meyereyen, häufig vorgefunden wird, so wird sie doch in sehr vielen Gegenden nach und nach ganz ausgemerzet: wo sie noch ist, da ist sie das Spiel der Kinder und wanns viel ist noch der Jünglinge und des Mannes, mit einem Kinds Kopfe.

Die Taube ist bey der Landwirthschaft eines der schädlichsten Thiere, das erkannte man ehemals weniger als jetzt; sie raubet den ganzen Sommer durch auf den Feldern: Saame und Erndte; wann jener ausgestreuet ist: diese eingesammelt werden soll, sind miteinander ihr Raub; sie ist nicht nur ihres Herrn Dieb, sie ist privilegirter Räuber auf allen Aeckern des Nachbars; daher denke ich mir jenen, wie sie und schelte in meinem Herzen dem Edelmann Räuber und Dieb, der diese Horden hält und täglichhin ausschicket, seinen ohnehin biß zur Armuth ausgefogenen Unterthanen auch ihren letzten Bißsen Brod aus dem Munde zu fressen.

Ich lasse mir es immer gefallen, daß ein Mann Tauben hält, wann er von seinem Eigenen füttert; so bald
er

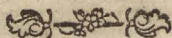
er sie aber auf anderer Leute Güter ausfliegen lassen will, so halte ich ihn für einen Felddieb; dann niemals hat er Recht, sie auf anderer Aecker zu ernähren und die Policen sollte daher schlechtweg das Taubenhalten durchaus untersagen.

Der Plusmacher hört's und flugs legt er auf jeden Taubenschlag, Jahrs rein einen Thaler: auf ein Taubenhauß drey Gulden, dafür mag nun jeder so viele Tauben halten und rauben lassen, wie er will; die Cammer hat noch ihren adoptirten Wahlspruch: *ex qualibet re bonus odor*, in ihren Einkünften: Register eine neue Rubrike! — uns übrige kümmert sie sich nicht; mags dem Bauern gehen, wie es will! —

Diesen Plusmachern ist also nicht darum zu thun, daß der Unterthan wider den Raub auf seinen Aeckern geschützt werde, sonst würde man das Taubenhalten schlechtweg untersagen oder auf so viele Paare so viele und auf mehrere noch mehrere Thaler ansetzen, also nicht ohne Unterschied schlechtweg von dem Taubenschlag soviel fordern, wodurch man den Taubenhändler nur in die Nothwendigkeit setzt, mehrere ausfliegen zu lassen, um sich seine Zahlung desto eher und gewisser wieder einbringen zu können.

Will man ja also Tauben auf seine eigene Fütterung halten, so kan dies geschehen, wenn man entweder eine Stunde im Umfrais alle Güter eigen hätte, daß sie also, wann sie ausflogen, ringsum auf diesen Aeckern fressen, oder man muß solche Tauben, die nicht aufs Feld fliegen, die zu Hause, im Hof, bey dem Hause gefüttert werden müßten, halten.

Dieser letztern Art gibt es; die Felddauben sind ohne hin jedem Taubenvoigte bekannt, zu den letztern zählt man die Pfauen: die Kropf: und die Nasentauben, u. d. gl.



Nutzen hiervon, es seye von diesen oder jenen, zu versprechen, bin ich nicht Willens: weil ich gewiß weiß, daß sie keinen haben, wenn man auch den Diebstahl mit in die Rechnung nimmt und das, wie billig ist, ansetzt, was sie zu Hause Sommers und Winters, sie seyen von der erstern oder andern Gattung kosten;

Will aber dann jemand, ich will nicht untersuchen aus was Ursachen oder Absichten, Tauben dieser oder jener Art halten, so muß er erstlich alles das, was die beste Tauben-Zucht hindert hinwegräumen und das anbringen, was sie aufs beste und gewisseste befördert.

Den Tauben ist nichts so gefährlich als der Rax oder der Hauß-Marder; kan ihnen dieser bekommen, so tödtet er alle, die er haben kan auf einmal, ohne alles verschonen, trägt sie weg in seinen Aufenthalt, oder läßt sie liegen: nach diesem die Razen, kommt so was, auch die Eule des Nachts in den Schlag, so werden alle die, die nicht unkommen, so scheu, daß sie entweder ganz entfliehen, andere Schläge suchen, oder wenigstens nimmer in ihren eigenen Schlag oder Bau zurückkehren, als wild hin- und herfliegen, biß sie endlich nach und nach verkommen.

Razen, Razen, Eulen vom Schlage abzuhalten, muß man sich aller Mittel bedienen: Man kan Taubenhäuser bauen, da die erstern gar nicht bekommen können; man kan dadurch, daß man die Schläge alle Nächte zusperret, alle diese Feinde abhalten; Local-Gelegenheiten und Umstände bieten sich dazu überall an und so nahe, daß ich es für unnöthig halte, darauf im allgemeinen Vorschläge zu thun.

Die Geyer schaden auf offenen Felde; hierwieder sind die Flinte, die bekannten Fang-Körbe und Falleisen sehr gut, die Gegenden von ihnen zu reinigen: schwarze Tauben, die von ihnen vielleicht als Raben angesehen wer-

werden, fallen sie nicht so bald an, als die Weisen, die sie von weitem sehen und daher am liebsten auf diese stoßen, auch am häufigsten wegfangen.

Man saget, Läuse und Wanzen plagten die Tauben biß zum erkranken und sterben; es mag seyn; da aber diese Insekten von Unreinigkeiten wachsen und sich vermehren, so ist dadurch Rath, daß man das Taubenhauß nur öfters rein auskehret und feget und gleich beym und nach dem erbauen solche durch jemals nachgesehene Unsauberkeiten nicht werden und einnisten läßet; sonst sie freylich in der Folge sehr schwer oder gar nicht wieder vertrieben und weggeschafft werden können.

Zur Vermehrung der Tauben wird vor allem andern nöthig seyn, daß sie sich zu ihrer Wohnung halten und gerne darinnen bleiben; das zu bewirken, ist nöthig, ihren Taubenschlag oder Hauß in die Höhe zu bauen, von woraus sie eine freye Aussicht auf die umliegenden Feldungen haben können: man nimmit es wahr, daß sie dies lieben, weil sie sich immerhin gern in der Höhe befinden und sich deswegen immer auf den Dächern und zwar auf den höchsten, die um sie her sind, halten.

Sie lieben die Keulichkeit, wie jedes andere Thier, daher ihre Ställe öfters wenigstens alle viertel Jahre oder alle Monate gefegt werden sollen.

Nichts lieber ist ihnen als Salz, Salpeter; daher sie immer zu alten Abtritten hinfliegen, besonders, wenn solche mit Backsteinen aufgeführt sind, bicken und den vom Urin benetzten Mörtel und Leimen begierig abhasen und einfressen:

Man ahmt hier die Natur nach und zerschlägt solche durchfressene Backsteine oder Ziegel zu Staub, mischt Salz, Salpeter mit Menschenharn bey und stellt solches Gemengsel in dem Taubenhauß in einem geräumigen Ge-



faße in einen Winkel hin oder bringt es außen, nicht fern von Taubenhause an, wo sie ihre Delikatesse bald suchen, sich dabei immer aufhalten und da für beständig gerne wohnen.

Es ist nöthig, Tauben an ihr Haus zu gewöhnen und sie abzuhalten, daß sie nicht davon fliegen, sie, wenn man sie in solches einsetzt, eine oder zwei Wochen da einzusperrern, gut zu füttern und sie dann erst ausfliegen zu lassen.

Will man zu denen, die schon einige Zeit da geflogen sind, erst erkaufte fremde bringen, sie da mitfliegen zu lassen, so ist nöthig, die alten mit den neuen etliche Tage zusammen einzusperrern, daß sie sich zusammen gewöhnen; sonst jene diese wegbeissen, denn bekannt ist, daß die Alten die neue Ankömmlinge nicht bey sich leiden und dulden wollen, sie daher verfolgen und abzutreiben suchen.

Wollte man, wie es öfters nöthig ist, ein Paar zusammen paaren, so müssen sie im Schlage in ein Gitter zusammen gesperrt und etliche Tage oder ein Paar Wochen so alleine gelassen und da gefüttert werden.

Junge von einem Nest sollen keine Junge ausbringen; daher ist es gut, diese zu trennen, und sie mit andern von andern Nestern zu paaren.

Schon nach Verlauf des ersten Jahres des Alters paaren sich die Tauben und bringen Junge aus.

Will man von einer Farbe seine Tauben haben, so muß man verhindern, daß sich solche mit keiner andern als mit denen von einer und eben der Farbe zusammen thun — sonst allerley Variationen entstehen; wollte man solche Abarten haben, so darf man nur Tauben von allerley Farben, sich zu paaren, veranlassen, oder durch Zusammensetzung verursachen und bewirken.

Daß

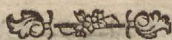
Daß man zu jedem paar Tauben ein besonderes Nest im Taubenhauß und noch mehrere drüber haben müste, versteht sich von sich; einige machen diese aus Weiden, die man zu dazu dienlichen Körben flicht, andere schlagen etliche Brettgen dazu zusammen und stecken jedes vom andern besonders oder abgesondert im Taubenschlag herum; hierein legen die Tauben etliche Reiser oder etwas zusammen klaubtes Gestroh, legen darauf ihre Eyer, brüten sie aus und erziehen darinnen ihre Jungen.

Die Tauben sind sehr fruchtbar; man sagt wie im Sprüchworte: sie hätten immer Junge und Eyer zugleich: innerhalb 6 höchstens 8 Wochen hecken sie zweymal: sie legen zwey Eyer: brüten sie in 14 Tagen aus: innerhalb vier Wochen gehen die Jungen aus dem Neste und ernähren sich darauf bald selbst; wie sie dann biß dorthin von den Alten geäzet werden, so daß also Niemand mit ihrer Erziehung auf irgend eine Weise beschwehrt ist, wann nur die Alten Fütterungen dazu vorfinden.

Der Tauben Nahrung sind allerley Körner biß auf die vom Unkraute der Vogel-Wicken, welche man auch für sie in den Scheunen aus dem Staub durch das Staubsieb aussiebet und sie mit andern dergleichen Unkrautsaamen auf den Winter zur Fütterung aufbewahret.

Die Fütterung der Tauben ist nöthig, wann der Schnee das Erdreich decket; öfters eher und dauert so fort biß auf die Saatzeit im Frühling; kaum also bezahlen die Tauben diesen Aufwand und gewiß den Schaden nicht, den sie auf dem Feldern in den Saatzeiten in Absicht auf den ausgestreuten Saamen und dann gegen die Erndten hin durch mehrere Wochen an dem reisenden Getraide nach und nach anrichten.

Will man sie verspeisen, so muß man sie in der Zeit, da man Hanf oder Lein säet, nicht aufs Felde lassen, ihr Fleisch nimmt von diesen beeden Saamen einen widrigen Gestank an.



So, wie es im Winter nöthig ist, sie zu füttern, so muß man sie auch, wann ihre Tränke einfrieret, alle Tage ein oder zweymal mit frischem Wasser versehen.

Die Taube jungt im zweiten Jahre ihres Lebens und hört auch früh wieder auf, Junge zu erziehen; ist sie viere, fünf, sechs Jahre alt, so schaft man sie ab.

Das Huhn.

Das Huhn ist bey einem Hauswesen eine unentbehrliche Sache; die Eyer von ihnen bedarf man in der Küche zu den mehresten Speisen, die ohne sie gar nicht zubereitet werden können: zu allen Meel Speisen, wovon der Landwirth vornehmlich lebet, sind sie unumgänglich allerdings nothwendig und das machts, daß der Landwirth das Huhn zu vermissen, außer Stand ist;

Er erhält es auch wohlfeil, es lauft in der Hofrauth: vor der Scheuer, auf dem Mist, in den Ställen und im Hause, im Garten und sonstwo herum und ernährt sich vom allerley, so ihm nur vorkommt: Körner, Brod, Fleisch, so da oder dort abfällt und verlohren gehen würde: Würmer, Käfer, Mücken u. d. gl. alles ist ihnen Speise und da es immer was findet, weil es von so vielerley lebet, so kostet es auch den Eigenthümer wenig: setzt er noch etwas wenigens bey und gibt ihnen in der kältern Jahreszeit einen warmen Stall, so hat er von ihnen den möglich besten Nutzen und Gewinn.

Wann das Huhn ein halb Jahr alt und bisher wohl gefüttert worden ist, so legt es Eyer; legt immerhin Eyer, Sommers und Winters; — wann es nehmlich stets wohl gefüttert und warm gehalten wird, es setzt Sommers durch abgesetzt, kaum wenige Tage aus und so gar auch im Winter nicht unter jenen zween Umständen: guter Fütterung und warmer Wohnung. Ein Huhn, welches im October recht gut mit Brod oder Gersten

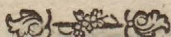
Gersten gefüttert wird, leget im Winter recht früh und setzt sich auch sehr bald zu brüten und Junge zu haben.

Es ist wohl kein Land, wo mehrere Hühner, Gänse, Tauben erzogen und gehalten werden und wo sie jung im Frühling eher zu haben sind, als im Ries, das ist zwey, drey Stunden rings um die Reichsstadt Nördlingen herum; und diese frühe Zucht hat jene zween Umstände ganz alleine zum Schöpfer.

Das Huhn legt Eyer ohne vom Hahn betreten worden zu seyn, allein aus so einem Ey kommt kein junges; bey den Hühnern müssen Hähne seyn; die Natur hat ihre Gesellschaft geschaffen und diese muß man nicht stören; doch aber so viele Hähne zu ernähren, als man Hühner hat, ist nicht nöthig. Die Haushühner haben das besondere, daß sie sich nicht paaren und ein Hahn für fünf und zwanzig, auch mehrere, Hühner genug ist.

Nicht alle Hühner, wann sie auch Eyer legen und dabey vom Hahne betreten worden sind, brüten: einige, wie man sagen will, gar niemals, einige nur nicht alle Jahre; das letztere ist Wahrheit. Es kan aber seyn, daß sie dadurch, weil man ihnen alle Tage die Eyer wegnimmt und im Neste, wo die aus einem Hause alle hinlegen, nicht mehr als eins oder zwey gelassen werden, daran hindert, gestöhrt und zurück gehalten werden. Unterdessen des Nutzens wegen folgendes:

Die Hühner müssen ihren Stall an einem solchen Ort haben, wo sie der strengen Winterkälte nicht ausgesetzt sind. Auf einigen großen Meherenen heizet man ihnen ein: Bauern haben ihre Hühner Winterszeit in der Stube, unter der Bank, in einem Gitter: weder das eine noch das andere ist in einem Hause, wo kein großer Mayer und kein Bauer oder Tagelöhner wohnt, zu empfehlen: der Mittelmann bedarf eines Stalles außer der Stube und doch ohne einheizen zu dürfen, an einem warmen



warmen Orte, und dieser Ort ist kein anderer als der Pferd-, Rindvieh oder Schaafstall. Hier kan man für sie ein Gehäuf anbringen, in dem sie die benöthigte Wärme erhalten; doch muß man es so bauen, daß sie dadurch keinesweges in die Ställe laufen oder kommen oder von ihren Federn oder Auswürfen dahin einfallen können: den Eingang dahin müssen sie also vom außen erhalten; die Oefnungen innen gegen dem Viehstall müssen so seyn, daß von jenem nichts unter die Viehfütterung kommen kan: alles dieses so zu veranstalten, ist leicht; die Localumstände werden angeben, wie.

Im Innern des Hühnergehäufes müssen zum Aufsitzen, dann das Huhn bleibt nicht auf dem Boden, Pfähle Horizontal angebracht werden und zwar so viele, daß alle Hühner bequem aufsitzen können und dabey noch Raum übrig bleibet: kein Huhn muß gleich unter dem andern, sondern alle müssen entweder in gleicher Höhe, neben einander oder doch so sitzen, daß keines das andere, die Obern die Untern nicht besudlen.

So müssen fern von diesen Aufsitzzstellen, an den Wänden nach der Zahl der Hühner mehrere oder weniger Nester von Brettern, worein Stroh zu legen ist, errichtet werden, da die Hühner ihre Eyer hinlegen; sie legen nie alle in einer Minute, immer nach einander, so bedarf man also nicht so viele Nester, als Hühner heute legen; wenn 8. 10 Hühner etliche mehr Hühner zwey, drey Nester haben, so ist's genug.

Des Hühner-Boigts, der Hausmütter oder ihrer Mägde Sache ist's, alle Morgen die Hühner zu besüßlen, oder nachzusehen, ob sie heute Eyer legen werden oder nicht; im ersten Fall werden sie im Stalle gelassen, im zweyten läßt man sie früh auslaufen: Man hat auch neben dem Stall, wo sie alle sind, noch einen Legstall, wo man die Eyerlegende Hühner hin fängt.

In diesen Nestern läßt man immerhin ein oder zwey Eyer liegen, das gibt den Hühnern die Anweisung, wo sie auch die ihrigen ablegen sollen und sie befolgen diesen Wink.

So, wie die Hühner die Eyer gelegt haben, so gackern sie, nimmt man dies wahr, so läßt man sie aus.

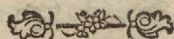
Defters geschieht es auch, daß die Hühner sich heimliche Nester machen und ihre Eyer dahin verlegen; will man sie auskundschaften, so gibt man auf das Gackern acht und sucht da herum, wo man es höret, so wird man sie gar bald entdecken.

Wann die Henne etwa 12. 13. Eyer zusammengelegt hat, so setzt sie sich, wann sie anderst brütet, über diese hin und brütet sie aus: sie wird damit in dreihen Wochen fertig, die Küchlinge laufen so gleich aus und suchen ihre Nahrung.

Werden nun die Eyer weggenommen, so fängt das Huhn, welches brüten will, an zu Glucken, will man sie also dazu anwenden, so legt man ihr 12 biß 13 Eyer, so viele kan sie bedecken, in ein dazu an einem abgelegenen Orte, wo sie nicht beunruhiget wird, versfertigtes Nest hin und setzt sie darauf ein.

Die Eyer, welche man unterlegt, müssen von Hühnern seyn, die vom Hahn betreten worden sind, anderst sind keine Jungen zu hoffen; sodann müssen sie frisch und gesund seyn, welches man wahrnimmt, so man sie Nachts vor ein Licht hält, sind sie durchsichtig, so sind sie es, wo nicht so sind sie ihrer Moderung nahe und taugen zum unterlegen nicht.

Die Bruthenne sitzt und bedarf keiner weitem Pflege als Fütterung und Tränke, alsdann, wann sie des Tags etwa einmal auf kurze Zeit ihr Nest verlässet, man stellt ihr



ihr also beedes nahe, damit sie es finde und bald in ihr Nest wieder zurück komme.

Kommt die Zeit des Ausschließens der Jungen heran, (das Huhn brütet in drey Wochen aus) so nimmt man sie, so, wie sie kommen, aus dem Nest nach und nach weg, bringt sie zusammen in ein Körbgen an einen warmen Ort, wirft ihnen auch sogleich gerändelten Hirsen oder so was: weißes Brod in Brodsamen vor; sind die Eyer geleert und die Mutter ist mit dem Ausbrüten fertig, so gibt man ihr ihre Jungen wieder unter und zurück.

Gemeiniglich geben nicht alle Eyer Junge, manche hatten Fehler und taugten dazu nicht; zu wissen, ob die letzten Junge inne haben oder nicht, nimmt man sie in die Hand, schüttelt sie, hört man in ihnen ein schlottern, so sind sie moder faul und haben kein Junges in sich; man wirft sie also bey Zeiten hinweg, die jungen Hühner dem Alten untergeben zu können.

Hirsen, Brodsamen, Roggenmeel mit Milch gekocht, Brey aus Kleye mit Milch: Klumpen von der, am Feuer zusammengelassenen sauren Milch, endlich Gersten u. d. gl. ist die Fütterung junger Hühner.

Die alte Henne führt ihre Jungen, sucht ihnen Fliegen, krazt die Erde auf, gibt ihnen Würmer, nährt, schirmt und erwärmt sie, so gut sie nur kan; doch muß man sie alle zusammen des Tags ein paarmal in ihr Nest bringen, daß die Alte die Jungen da anhaltend, ungestört erwärme.

Alle bleiben so lange beisammen als die Jungen die alte Henne bedürfen; ist dies nicht mehr, so lauft alles auseinander und das Huhn legt wieder aufs Neue ihre Eyer.

Daß

Daß man Eyer durch eine gekünstelte Wärme ausbrüten kan, ist wohl gewiß, daß aber unsre Hausmütter diese Kunst annehmen und treiben werden, ist wohl nicht zu glauben; was hier also von dieser? —

Annehmlicher aber ist, der Pipe oder der Truthenne gemeine Hühnereyer unter zu legen; diese brüet 24 bis 25 Stücke aus und thut auch, an ihnen, was das gemeine Haushuhn thun würde; fordert auch keine andere Behandlung als jene, etwas mehr Futter, doch gibt sie auf einmal noch einmal so viel Junge und verursacht der Hausmutter bey 25 Jungen nicht mehr Mühe als sie sonst bey der Brut von 13 vom gemeinen Huhn auch hätte.

Die Jungen beeder Geschlechter werden verspeist, verkauft oder die Hennen für's Haushalten erzogen: auch werden beede Geschlechter verschnitten: man nimmt, wann sie die Hälfte ihrer Größe erreicht haben, dem Hahn die Nieren und der jungen Henne das Geburtsknedel aus und vom Leibe hinweg: Die Handgriffe dabey sind hier nicht zu beschreiben oder verständlich zu erklären, da muß man zusehen und sich bey den Operationen von Erfahrenen die Hand führen lassen, so wird man alles bald fassen, sonst aber wohl nicht.

Ein verschnittener Hahn, der nun Kapaun heißt, und noch mehr eine verschnittene Henne werden bey gutem Futter sehr fette und ihr Fleisch ist sehr zart und gut.

Ich habe es schon gesagt, man hält die Hühner ihrer Eyer wegen, da sie nun aber im Winter weniger legen, länger aufsetzen, man also nöthig hat, die Sommereyer auf den Winter zu samlen, so entsteht hierbey die Frage: wie geschieht das? —

Einige Hausmütter bringen sie in den Keller, andere legen sie in Aschen, wieder andere in Spreu, noch andere



andere haben sie in Kammern von gemäßigter Wärme, so daß sie nur nicht frieren:

Eins ist das nothwendigste: man nehme die Eyer vom September an, lege sie in einen Korb voll Spreu, das ist in die Hülsen vom Dinkel; hat man den nicht, in Heerel von Stroh, stelle sie darein so, daß allemal eins vom andern entfernt also darzwischen Heerel seye, und NB. daß die dicke oder breite Spitze oben seye:

Warum aber das letzte als das allernothwendigste? Deswegen, damit die Blase im Ey, die sich hier, in diesem breiten Theil, findet, nicht springe, geschieht dies, so wird das Ey alsobald modern und faulen.

Ein Ey, in welchem die Blase gesprungen, taugt also nicht zum aufbewahren, auch zum Ausbrüten nicht; ob dies geschehen seye, zu wissen: halte man das dicke Theil des Eges an die Zunge, ist es kalt und bleibt lange kalt, so ist die Blase gesprungen; ist es aber warm, oder wird so gleich warm, so ist sie nicht gesprungen. Die Ursache hievon macht es begreiflich und erklärbar. Dort wird die Schale vom Inhalt berührt, hier nicht; ein dichter Körper wird später erwärmet, als ein dünner: die bloße Eyerschale.

Das Huhn hat mehr Feinde, als die Taube; alle, welche diese anfallen, fallen auch sie an: der Fuchs richtet wider die emporfliegende Taube nichts aus, aber der sich nicht so flugs retten könnenden Henne ist er gar gefährlich; er schleicht ihr überallhin nach, oft biß in ihre Wohnung und raubet sie weg: dazu kommt nun auch der Raß oder Hausmarder und das Wiesel; dieses nimmt ihr die Eyer, jene das Leben;

Beede aber werden dadurch, daß man das Hühnerhaus alle Abends wohl verschlieset, und, wo dies im Rindviehstall ist, etlichen Stücken Vieh Rollen
oder

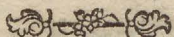
oder Schellen über Nacht anhänget, durch welche, da das Vieh sich immer bewegt, also rollt und schellt, die Wiesel und der Marder weggehalten und scheu werden.

Der Marder kan nichts weniger ausstehen als das Wezen einer Sense oder Sichel, will man ihn aus den Scheuern oder Ställen weghaben, so weze man nur recht oft nahe oder in denselben; kaum wird man dies in einer Scheune, wo er tief im Stroh versteckt ist, thun, so wird er herauf kommen und fliehen.

Die Hühner füttern sich und werden gefüttert mit allerley: auf der Hofraithe, in den Gärten einer Meyerey oder eines Baurenhofs, auf den Gassen und auf den Miststätten finden sie stets allerley Speise für sich: Mäusen, Würmer, Käfer, allerley Insekten, verlohrene Körner, Brodsamen und was dergleichen mehr ist, ist alles für sie: alle Körner fressen sie gerne; keine aber sind für sie besser als die Gerste. Auch die gesottenen Cartoffeln sind ihre Speise; alles Obst ist für sie und was in der Scheuer und in der Küche abfällt, suchen sie auf. Manches würde ungenutzt verkommen und so durch Faulnus wieder Erde werden, ehe es genutzt worden wäre, wann das Huhn nicht wäre.

So wenig also das Huhn Aufwand erfordert, so sage ich doch nicht, daß das Hühnerhalten und Erziehen dem Hauswirthe vieles einbringe; das Huhn ist für das Weib und dienet zum Schleichhandel derselben; man muß es aber im Hause um der Küche Willen als ganz unentbehrlich haben: daher man die Hühner auf einem Baurenhofs nicht ganz abschaffen kan; aber, um von ihnen nicht Schaden zu haben, muß man ihre Zahl bis auf das unentbehrliche herabsetzen und verringern.

Ich will hier am Ende noch anmerken, daß ich in dem Hohenzoller- Seehingischen Jasanengarten um
P 2 fre



fre gemeinen Hühner wild im Walde angetroffen habe: sie leben da ohne Wartung, Pflege und Aufsicht, kaum, daß ihnen zu Zeiten Futter vorgeworffen wird: sie ziehen da Junge für sich, wachsen groß, werden mit etwas Mühe gefangen und als eine besondere Delicatesse, als ein wilder Vogel auf der fürstlichen Tafel verspeiset. Ich as sie und sie schmeckten vortreflich, ihr Fleisch war vorzüglich zart und milde; Herrschaften wollte ich diese Erziehungsart allerdings anrathen. Ueberhaupt könnte der Durchlauchtigste Fürst in Hohenzollern, Seckingen manchem andern in der Oekonomie, in vielen Stücken derselben, ein sehr lehrreiches Muster abgeben; ich werde in der Folge von seinen sehr schönen und nützlichen Operationen noch mehreres sagen: Gewiß! ein Fürst, so ökonomisch und brav, wie dieser, verdient jede Achtung, Liebe und Verehrung! ich, ich werde ihn allezeit verehren und lieben! — dann er ist Fürst, Freund und Bieder! —

Das Truthuhn oder die Pipe.

Sonst sind diese Hühner auch unter dem Namen calectutischer Hühner bekannt: Es ist unnöthig, sie mit vielen Worten zu beschreiben und sie dem Deutschen erst bekannt machen zu wollen, da sie jetzt schon überall einheimisch und jedem bekannt sind.

Dieses Huhn, sonderlich der Hahn, gibt einen ansehnlichen Braten und da er bald sehr fett wird, so ist er auch sehr gut zu genießen: man bezahlt ihn mit zween und drey Gulden: da, wann er auch dort noch höher bezahlt wird, oder wohlfeiler zu haben seyn möchte:

Jedoch so hoch auch sein Preis ist, so bezahlt er doch die auf ihn verwendete Fütterung niemalen, und noch weniger die Mühe, die man sich auf seine Erziehung bis dahin gab.

Man

Man hielt die Pipen für ein sehr weiches Federvieh und gab ihnen daher eine sehr weiche Erziehung: es geschähe, und ich weiß nicht, was ich es sonst zuschreiben soll, als eben dieser verzärtlenden Art der Erziehung, daß von einer Heerde immer mehr umkamen, als man erhielt und eben dies vertheuerte den Vogel dem Deutschen.

Nun ich aber eine viel einfachere, glücklichere Erziehung gesehen habe, so will ich sie auch in der Folge hier beibringen.

Das Piphuhn leget im Frühling mehr Eyer, als es ausbrüten kan: brütet, erzieht seine Jungen, und legt darauf wieder.

Es ist nie so zu gewöhnen, daß es, wie gemeine deutsche Hühner, ihr Nest suchet und ihre Eyer dahin leget; immer etwas wild oder scheu, legt es seine Eyer bald da, bald dort hin, in einen Busch, in eine Hecke, in langes Gras, da oder dort auf Stroh, in den oder jenem Winkel, so daß man genug zu thun hat, sie zusammen zu finden und zusammen zu klauben; Ein besonderes, wenn man es hierauf zahmer zu machen, im Stand ist.

Ein Piphuhn kan von eigenen Ethern 15 Stücke unterlegt haben, decken und ausbrüten.

Wann es brüten will, so setzt es sich hie und da nieder und gibt seinen Treib zum Brüten hiedurch an. Man glaubte ehemals, daß man es dazu zu zwingen, vermöge und zwar dadurch, daß man es mit Brennesseln am Bauche sonderlich zwischen den Füßen haue bis es schwelle. Wer wird auf so was unnatürliches fallen, oder von so was widersinnischen eine so unangemessene Wirkung erwarten? alter Weiber-Einfälle! —

Im Brüten muß es an einem ruhigen, dunklen Ort Wasser und Futter um sich haben, sich zu Zeiten Füttern und



und Tränken zu können, und also dermal nicht lange suchen zu dürfen, und bald wieder auf die Eyer aufsetzen zu können.

Innerhalb vier Wochen, am Ende dieser, schliefen die Jungen aus und nun geht Sorge, Mühe um die Jungen an: eine warme Stube, hartgesottene, gehackte Eyer und darein im Wasser erweichtes und dann zerriebenes weisses Brod, Schnittlauch, Salat, Nessel oder so was untergehacktes ist die Speise, und so bald dies, bald das die ununterbrochene Arbeit, zuletzt verzapfte Dinger, von denen die mehresten nach einander dennoch crepiren. Dies ist bisher das gewöhnliche bey der Pipenzucht gewesen.

Ich will sagen, was ich in den Fasanen-Garten des Fürsten von Hohenzollern - Hechingen Durchlaucht mit Augen gesehen habe: der Fürst führte mich dahin, mir unter allerhand schönen auch seine Pipenzucht zu zeigen: auf einem erhöhten Wiesenfeld, Wind und Wetter frey ausgesetzt, sahe ich da im Monat Junius etliche bretterne viereckigte Kästen, etwas länger, als breit, so daß jeder einmal noch länger war, als eine Pipe seyn mag, vorn am langen Theil waren sie offen und diese Oeffnung sahe gen Morgen: diese sind die Bruthäuser der Pipen, sagte der menschenfreundliche Fürst, da werden sie früh, wann sie zu Bruten anfangen, hergebracht, da brüten sie in Kälte, unter Wind und Regen aus, da bleiben Junge und Alte vor beständig, diese Wiese ist ihre Waide und ihre tägliche Speise ist: Sagen, Klumpen aus saurer Milch, mit gehackten Nesseln, Salat &c. und untermischten Gerstenschrot u. d. gl. dabey bleiben sie gesund, erhärten und wachsen gesund und groß auf; hier wies er auf seine Pipenheerden um uns herum, lies sie füttern und so war, wie ich eben sagte, die Fütterung und so die Munterkeit und so das gute Aussehen dieser jungen schönen Geschöpfe, wie sie der Fürst mir beschrieb.

Diese

Diese Erziehungsart empfiehlt sich für sich schon als allerdings vorzüglich; sie ist die natürlichste, dem Vieh angemessen, woben es von Kindheit an einer Härte gewohnt wird, durch die sie in der Folge bey Wind, Regen und Frost besser bestehet.

Es ist gewiß: wie gewohnt, so gethan! Man sehe auf Hühner von weicher und rauher Erziehung, so wird man jenes allemal wahr finden: diese dauern unter allen Umständen wohlbehalten aus zc. wann jene bey nur etwas Kälte und Regen frieren, erkranken und umkommen.

Nichts ist der Hühner-Zucht schädlicher als Unreinigkeit und wo ist die mehr als in ihren Ställen? Nichts ist ihr nothwendiger als die Reinigkeit und wo ist diese am gewissesten und ersten, als auf freyem Felde zu finden?

Was thut ein Huhn im freyen sein ganzes Leben hindurch? — es sucht Fressen und puzt sich: bald wälzt es sich im Sand, bald sucht es mit dem Schnabel alle Federn durch und reinigt sich so gut und wohl als nur irgend ein Geschöpf.

Wider die Kälte hat das Huhn seine Decke und damit deckt es auch ihre Jungen; wann es aber an unsaubern Orten eingesperrt ist, wie schützt es sich wider Unflat, Gestank, Läuse?

Daher die Regel: auch die Hühnerställe müssen sehr rein gehalten und ofters, wo nicht alle Tage, doch jede Woche gefegt werden.

Pipihühner müssen freyen Lauf auf Waiden, Wiesen, in Gärten haben, und diese eben deswegen, weil sie vorzüglich die Reinigkeit lieben, nicht gern im Roth und auf Mistfeldern hin- und hergehen, und weil sie da im grünen sich nähren: Kohlblätter, Mücken, Schnecken und allerley Insekten sind ihre Speise, erhalten sie alsdann



zu Hause Brod, Bren, Gersten, sonderlich Türkenkorn oder Mais so werden sie fett und bleiben gesund.

Die Gans.

Unter allen Federvieh hat keine Art bessere und zu Betten tüchtigere Federn als die Gans: die größern sind sehr elastisch und die Pflaumfedern, welche ihren ganzen Leib überdecken, sind sehr weich, zart, sanft, leicht und dienen zu Oberdecken oder Deckbetten so gut oder wohl noch besser als die Elberdunen selbst.

Diese Güte der Federn macht sie auch so unentbehrlich als nothwendig die Betten sind, und denn hat sie immer auch noch gutes Fleisch, wird sehr fett und das Fett von einer Gans, welches für manchen einen sehr angenehmen Geschmack hat, schmelzt vorzüglich gut: die Gans nährt sich auch von Gräsern und Kräutern und würde auch dabey ganz gut bestehen, wann sie nicht Jahr aus, Jahr ein der Weiber Martyrer seyn müste: sich nicht von ihnen alle 7 oder 8 Wochen müste rupfen lassen, oder nur Winters davon befreht seyn könnte.

Ich rede kurz von der Pflege der Gans: die Gans lebt und sucht ihre Nahrung auf dem Lande und in Wasser, daher ihr die Gegenden und Orte sonderlich annehm sind, wo sie Seen, Bäche, Flüsse neben dem Grasboden haben kan: hier beißt sie das schlechteste Spizgras, Disteln u. d. gl. zum Futter ab, ob sie schon auch nur gar zu gerne allerley Kohl, Salat und dergleichen genießet und in den Gemüs-Gärten, wann sie bekommen kan, mächtige Zerstörungen und Schaden verursachet und anrichtet; an Bächen, Teichen u. d. gl. hat sie andere: allerley Gräser, Wurzeln, Meerlinsen u. d. gl. zur Nahrung, zu Hause, sonderlich alsdann, wann sie gerupft ist, fordert sie körnige Fütterung: Gerste, Haber, mit untermischten gedroschenen Leinbollen.

Die

Die Gans leget: 12, 15, 18 Eyer, wird sie zum Brüten angesetzt, so unterlegt man ihr in einem von aller Unruhe fernem Neste 12 bis 13 Eyer: stellt ihr Wasser und gute Fütterung dahin, damit sie diese, wann sie will, haben möge: sie brütet vier Wochen, zu Zeiten gehen auch noch etliche Tage zu, bis sie ganz endigt.

Die jungen Gänse, werden mit gehacktem grünen Brennesseln mit untermengtem Gersten oder Roggenmehl gefüttert, bald auf die Waide, wo sie Spizgras haben können gebracht, sie werden mit Salat und dergleichen versehen und kommen bey guter Pflege und ihnen im Stalle gegebener Reinlichkeit gar bald zu einer Größe, daß sie abgeschlachtet und verspeist werden können.

Wenn man sie mästen will, so werden sie in einen engen Stall gebracht, da erhalten sie Haber, Gerste oder Türkisches Korn satt und werden bald fett seyn: sie bedürffen stets Wasser und in solchem, guten Sand: wird man ihr Fressen in Salzwasser geweicht oder gequollen geben, sie auch alle Tage $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Stunde auf die Gasse laufen lassen, so wird alles desto besser gelingen.

Die Ente.

Ist so, wie die Gans, im Wasser und auf dem Land, doch hält sie sich etwas mehr als diese an Pfützen, Bäche, See, wo sie auch ihre allermeiste Nahrung hernimmt, dann alles da: Gewürm, Fische, Krebse, Frösche, Mäuse u. d. gl. ist ihre Speise. Die Enten erhalten sich bey nahe selbst, wo sie Pfützen, Bäche, See, Schwemmen vorfinden und kommen gar selten, von ihrem Eigenthümer Fütterung zu fordern: unter allem Federvieh sind sie so mit den wenigsten Kosten und mit fast noch weniger Mühe zu erziehen.

Die Ente leget mehrere Eyer als die Gans, brütet gar wohl 12, 13 aus: sizet vier Wochen und so, wie die



Jungen ausschlupfen, so fordern sie schon Wasser und dabey eingeweichtes weisses Brod: Bren aus Milch, Roggen oder Gerstenmehl, so dann geschnittenes schwarzes Brod, Gerste u. d. gl. sie erkranken selten, wann sie nur Mistpfützen, stehendes oder fließendes Wasser vorfinden, worein man ihnen, wann's nicht über Schuhtief ist, Haber, Gerste oder so was wirft, welches sie bis aufs letzte herausholen.

Man pflegt auch den Hühnern, sowohl den gemeinen als den Pipen Enten-Eyer unterzulegen: den erstern 10, den zweyten 20 Stücke: diese Mütter können nun freylich nicht mit ihnen in's Wasser gehen, daher verlassen sie sie bald, sie bedürfen sie aber auch nicht, wann sie nur auf die Nacht ein Nest finden, wo sie sich einsetzen und einander erwärmen können, so bestehen sie wohl.

Wo nun also weder Pfützen, Schwemmen, Bäche u. d. gl. sind, da begeben man sich der Entenzucht ganz, sie machen ohne jene viele Arbeiten, kosten viele Fütterung, die sie nicht werth sind.

*

*

*

Ich sollte vielleicht nach einiger Begehren und Erwarten von noch andern Federvieh: von Pfauen, Schwänen, Turteltauben, verschiedenen Gattungen Gänse, Enten, von zum verspeisen und in den alten Zeiten auf den Landgüthern gehaltenen Vögeln schreiben, allein da der deutsche Landwirth diese allerley und noch mehrere Gattungen Federviehes nicht zur Landwirthschaft, wo man auf Gewinn und nicht auf bloße Schönheiten und nichts als Schaden abwerfende Spielereyen siehet, rechnet, so bin ich dieser unnöthigen Mühe mit seinem Benfalle wohl überhoben und beschliesse so mit dieses Kapitel, wann ich noch was wenig von zweyen nützlichen Insekten: der Biene und dem Seidenwurm, gesagt habe.

Die

Die Biene

fordert schlechtweg eine walddigte Gegend, dürre Heiden, Klippen, Berge, wo keine Nebel, Winde, Störche, Schwalben, Flüsse, Teiche oder andere ihre Feinde sich vorfinden; wo sie kraft- und öhlvolle Blumen, allerley Blüthen und diese zu allen Zeiten vorfindet.

Wird man sie unter allerley angebrachten Künsten leyen sonst wohin versetzen, so wird sie da, bey aller Pflege, weniger gedeihen als dort bey fast gar keiner Wartung; ja sie wird verkommen bey allen ausstudirten und angebrachten Handgriffen. — Die Herren Bienen- doctors haben es in cultivirten Ländern mit ihrem grossen Schaden erwiesen. Das viele Geschreib von der Bienenpflege überhebt mich eines Mehreren; bringe man die Vorschläge nur in den Arten an, die ich als natürliche Bienenwohnung angab, so werden sie gelingen.

Der Seidenwurm.

Auch von diesem ist so viel geschrieben, daß ich es für unnöthig halte, hier vieles von ihm zu sagen; und da er eigentlich zur Landwirthschaft nicht gerechnet werden kan, so überhebt mich dies der Mühe mehr als nur dieses zu schreiben:

1) Die Seidenwurmzucht muß als was Neues durch der Obrigkeit Anseuerung eingeführt werden.

2) Sie kan in den rauhesten Gegenden am ersten und besten eingeführt werden; dann

3) der weisse Maulbeerbaum, von dessen Blättern die Würmer genährt werden, wächst nirgends sicherer als da: in Wildnissen, in Höhen; er hat die Art der Kirschenbäume, die nirgendswo ehe erfrieren und weniger bestehen als in am Tage warmen und in den Nächten kalten Thälern.



IX.

Vom Ackerfeld: dessen Beschaffenheit, Verbesserung, Pflügen und Saat.

Das zur Einsaat unter dem Pflug gehaltene Feld heist man das Ackerfeld; die Einsaat mag nun alle Jahre, oder nach Verfluß eines oder mehrerer Jahre wieder, oder so geschehen, wie es fast allgemein geschieht, daß nur zwey Drittheile vom Felde alle Jahre angesäet werden, und ein Drittheil in der Brache unangesäet bleibt, so wird es doch mit dem Nahmen Ackerfeld belegt.

Wie alles Feld oder aller Boden in schweren, leichten und mittelboden eingetheilet zu werden pflüget, so kan auch ersterer und letzterer, zu schwer oder zu leicht seyn; doch alle jene dreye geben ihre Früchte, wann sie gehörig gepflegt und gebraucht werden nach Wunsch, da sie beyhm Gegentheile diese versagen.

Wie soll man nun die jedem zukommenden oder jedem allein — eigenen Charakter auffinden, angeben, um jeden Landmann dadurch in Stand zu setzen, alle diese Erdboden kennen und unterscheiden zu lernen?

Gürwahr, eine schwere, eine beynahe ohnmögliche Sache! — Ich selbst unterstehe mich noch nicht zu sagen: ich habe ihn gefunden: ich weiß ihn zu nennen; alle meine Mühe die ich bisher darauf verwandte, war beynahe vergebens; ich habe nur einiges entdeckt, was sie bezeichnet und sie uns etwas kenntlich zu machen vermag: das Beste ist die Anweisung: komm und siehe! durchs Anschauen, auch durchs Befühlen lernt man die Erdarten am besten, sichersten und geschwindesten kennen.

Den Sand allerley Arten, den gelben Leimen, den man bey Gebäuden zu verschliern braucht, den die Haf-
ner

ner oder Töpfer verarbeiten: eine weisliche Erdart, auch eine gewisse ganz schwarze, stäubende ist die leichte, auch öfters zu leichte.

Nun gibt es auch eine schwarze, fahle, dunkelgelbe, bräunliche Erdart, die man die schwere heisset, wozu billig alle Thonarten gezehlt werden; wie soll man aber diese, dem, der sie nie selbst gesehen hat, so erklären, daß er sie alle, wann er sie zu Gesichte bekommt, von einander unterscheiden kan? — Eine ohnmögliche Sache! —

Ich habe in einem der Theile *) meiner Beyträge das Gewicht der zu schweren, der zu leichten, und der von rechter Schwere angegeben; allein ich sehe es jezt ein, daß ich damit doch nichts hinlängliches gesagt habe.

Noch mehr! man kan sagen: auf schwerem Felde wächst der Hederich gelb, auf leichtem aber weiß; allein auch diese ist kein Charakter aus dem man überall und allezeit die Kenntniß beeder Erdarten erlanget.

Man muß zusehen und aus diesem zusehen muß man sich die nöthige Kenntnisse verschaffen.

Das zu schwere, wie das zu leichte Feld taugt für sich nichts; wie man sich aber da helfen könne, lehre ich in der Folge.

Die Ursachen, warum das zu schwere Feld nichts taugt und unfruchtbar ist, ist diese: es läßt sich schwer oder gar nicht tüchtig bearbeiten, man kan es kaum rein machen den Saamen wohl aufzunehmen; in einigen Orten deckt es ihn gar nicht, einiger Saame kommt zu tief unter die harten und festen Schollen, dieser erstickt, jener

*) I. Theil. V. Abhandl. der Beyträge zu Aufnahme der Land und Hauswirthschaft.



jener verkommt; sodann der, welcher etwa noch keimt, kan sich in seinen Wurzeln, weil aller Boden zu zähe, zu fest ist, nicht gehörig ausbreiten: Der Regen dringt schwer ein, in trocknen Zeiten ist der Boden zu hizig, und so muß der Saame auf die oder eine andere Weise verkommen.

Das zu leichte Feld nimmt den Saamen wohl ein, ist sehr leicht zu bearbeiten: ist die Zeit nas, wohl! so geht er bald auf; dauert Sonnenschein einige Tage an, so bleibt der Boden zu locker, der Saame hat die nöthige Feuchtigkeiten nicht inne; keimt der Saame auch auf, so kommt er doch sehr schwach hervor, und wo er so aufgeht so dorret er da doch allsgleich wieder ab und verkommt. Fällt Regen, so entzieht ihn die Sonne bald wieder oder er sickert, wie im Sande, zu früh abwärts durch und hinweg; friert es im Winter, sonderlich im Frühling, so frieret der Boden auf, wird locker, Regen und Winde waschen und blasen die Erde von den Wurzeln hinweg und der Saame, entblößt von Erde an seinen Wurzeln, verkommt früh oder spat; was bleibt, hat schlechte Aehren, magere Körner u. d. gl.

Ich will nun sagen, wie da zu rathen und zu helfen! Beede Erdarten, wann sie beysammen oder von einander nicht zu ferne ab sind, können einander vollkommen rathen und helfen: seze man der zu leichten zuschwere und dieser jene zu, so hat man den Mittel oder fruchtbaren Boden geschaffen: würde man auf einen zu schweren Boden und zwar auf den Morgen zu 256 Quadratruthen, diese zu 16 Schuen funfzig, auch hundert Wagen voll zu leichte Erde und auf den zu leichten von jenem eben so viel aufführen, so hätte man zuverläßig alles gethan.

Man kan hier so genau nicht abmessen, dann es ist das zu schwere von verschiedenen und das zu leichte vom verschiedenen Gewichte; da muß der Augenschein und eigene

eigene Ueberlegung, Versuch, und Erfahrung das nöthige lehren: da braucht man mehreres, dort weniger; Apothekergewicht kan da nicht gebraucht werden: etliche Wagenvoll mehr oder weniger verderben nichts. Ein guter Landwirth thut nicht alles in einem Jahre, er geht aber Jahr aus, Jahr ein auf seinen Feldern um und siehet, wo und was da fehlt; setzt zu, nimmt weg, wendet um und schafft so nach und nach ein Ganzes.

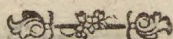
Es ist weit leichter, dem zu leichten Boden zu helfen, als dem zu schweren die nöthige Leichtigkeit zu geben; doch kan man auch da rathen, wann man nur will.

Ich habe schon einen und den wesentlichsten Vorschlag gethan: man setze zu schwere und zu leichte Erde zusammen, so wird der Mittelboden geschaffen. Man hat aber selten beede nahe beysammen, und zu entfernt von einander, sie zusammen zu führen wäre zu mühsam und zu kostbar, wie da zu thun?

Der zwote Vorschlag ist dieser: Der Mergel, von dem ich ein besonderes Capitel einrücken werde, dient hier aufs allervortrefflichste, und da man zweierley Arten hat, so kan man beeden Gattungen des Feldbodens aufhelfen und ihnen nöthige und erwünschte Schwere verschaffen.

Das Sandfeld, welches man durchaus dem allzu leichten Feld beynsetzet, wird durch den Mergel und zwar durch den schweren gar sehr verbessert.

Nun aber woher die zu leichte zu der zu schweren Erden zu erhalten? — Ich antworte: Man hat noch ödeliegende Plätze: oder Huthungen, Weege, u. d. gl. überall, sonderlich da, wo der Boden mit Grasarten überzogen ist; — steche man einen oder einen halben, auch anderthalben oder zwey Schue tief ab und führe diese Erde auf das Ackerfeld auf. Hätte man dies nicht, so thut man gewiß nicht seinen Schaden, man befördert seinen



seinen Nutzen, wann man ganze Wiesenplätze und sonderlich da, wo die Aecker an sie anstossen, wo die Regengüsse aus demselben die Erde stets abschwemmen, schurtief dem Rasen absticht und ihn auf die Aecker verführet.

Man wende nicht ein: unfruchtbare Erde von öden Plätzen werde nicht dungen! Man erwarte nur seine Antwort darauf aus dem besten Erfolge! —

So eine abgehobene Wiese ist bald wieder durch eingesäeten Klee, wozu aller; der Luzerner aber am besten taugt, biß dieser ausgehet, ist der Fleck von allerley andern Grasarten wieder dichte überzogen, sonderlich alsdann, wenn man sattes Dungen hinzuthut und wiederhohlet.

Diese Uebersührungen geschehen zur Zeit, da der Acker in der Brache liegt und in den Wochen und Tagen, da andere Arbeiten nicht daran hindern, immer hat der Bauer solche von dringenden Arbeiten leere Tage und Wochen, die er auf diese höchstnützliche Arbeiten verwendet; dieser Operation weicht billig alle und jede Arbeit aus; so nützlich, also so nothwendig, ist dem Landmann keine, wie diese! — allezeit die Mergelüberführungen mit darunter verstanden und dazu gezehlet!

Den Acker tragbar zuzubereiten und so hinzulegen, habe ich damit das Beste gesagt; es ist aber doch noch einiges zu besorgen, wann er seine volle Fähigkeit, ganz fruchtbar zu seyn, haben soll.

Ein Feld, welches nicht fetten und tief genug guten Boden hat, ist allezeit unfruchtbar und gibt nie so viel aus, als es ausgeben könnte, wann es vollen und fetten Grund hätte; die Wurzeln gehen nie tief genug ein, und ziehen so viele Nahrungssäfte nicht an als Stock, Halm, Aehren und Körner zu sattem Wachse.

Wachsthum bedürfen, man muß ihn also zu tragbaren Boden erheben:

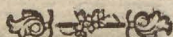
- 1) Dadurch, daß man andere fremde Erden aufführet oder
- 2) daß man tief aufspflüget oder
- 3) wo Steine und Felsen unten liegen, solche heraushöhlet und das Land also rejollet.

Das zweyte geht an, wann unten guter leichter Bauerden Thon lieget, unten schweren Sand oder leichtere Erde oder auch selbst nur Thon wäre; man Sorge nicht, das Feld dadurch zu verderben, der Thon ist kaum ein Jahr oben und die gute Erde unten, so zieht er so mächtig aus der Luft an und wann er gedungt wird, nimmt er so begierig die Fettigkeiten auf, daß er bald die tragbarste Erde abgibt.

Die dritte Operation ist so nothwendig, daß sie schlechtweg geschehen muß, wenn man auf Verbesserungen denkt.

Ein Land, welches unterhalb Steine hat, ist anderst nicht zu verbessern, und da man die Steine immer auch nuzen kan, man verkauft sie zum bauen, auch zu Chausseen, so verliert man dabey wenig, oder nichts; ich that es auf meinem Acker und lösete aus den Steinen mehr als mich die Tagelöhner kosteten, ich hatte auch in zwey Jahren an Früchten so viel mehr als vorher, daß auch diese alles bezahlten. Wer nicht sezt, kan im Spiel nicht gewinnen.

Eine andere Ursache der Unfruchtbarkeit ist eine beständige Flasse der Felder, die entweder das ganze Land oder nur einige Flecken überziehet: im ersten Fall liegt unter der Bauerde zäher, fester Thon, im zweoten Fall finden sich da unterirdische Quellen;



Ist jenes, so muß man die Beeten recht schmaal machen und hoch aufpflügen: 4, 5, 6 Furchen auf ein Beet sind genug; wann nun immer zwischen diesen, die man hoch aufschlägt, tiefere Furchen kommen, so zieht sich alle Feuchtigkeiten derselben in diese: gibt man nun, wie es nöthig ist, darauf zu sehen, allen Furchen einen Auslauf des Wassers, so hat man, was man soll und bedarf.

Ist dieses nicht zulänglich, so dienen da aufs vortreflichste die Falllöcher: Falllöcher aber sind Löcher, die man zu 3ro Ehlen im Quadrat auf dem sumpfigen Flecken eingräbt und so tief, biß man auf Mergelschiefer oder zerbrochene Felsen, Steinplatten und dergl. kommt, ist man da, so ist man tief genug, man mauret das Loch mit einer trocknen Steinmauer rundum biß zu oben eine Ehle aus, auf diese legt man eine Steinplatte und füllt das übrige mit Erde so aus, daß man darüber wohl wegpflüget; in kurzem zieht sich alle Feuchtigkeit in das Loch und sifert nach und nach unterirdisch durch und hinweg, so daß der Sumpf sich bald verlichtet und der Boden rundum allersbestens darauf austrocknet.

Dann Bäume, Steinmauern und dergl. sind allen Aeckern schädlich: wo Dorn und Hecken wachsen, da wächst kein Getraide; dahin ziehen sich Mäuse, Maulwürffe, da halten sich die Vögel auf, da achten sich die Sperlinge sicher wider den Geher, alle diese thun von da aus Ausfälle auf dies Getraide und Schaden gewaltig; — alle diese muß man also schlechtweg auf den Aeckern ausreuten — und sie sogar auch nicht einmal — nahe — an den Aeckern dulden.

Duldet man den Baum nicht seiner Früchte wegen, so muß er auch weg; den Getraide-Früchten schadet er allezeit: will man den Schaden mindern, so ziehe man ihn hoch und haue ihm also die untern Nester hinweg. Mich wundert, wie man so widersinnisch denken und handeln mag: Eichbäume, niedrige sich weit ausbreitende elende Eichen

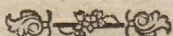
Eichen auf Ackerfeld wollen stehen lassen und doch Hoffnung zu gutem Fruchtbau haben wollen, da man ja doch, wann man nicht ganz blind ist, sehen muß, daß unter solchen alles Getraide nichts ist und gänzlich verkommt: Jäger und Forstmänner mögen so thun; so thut aber kein Bauer, der die Augen im Kopf hat! —

Die Steinmauren oder Steinhäufen, die man vor dem zusammen gelesen und da aufgeschüttet hat, nehmen allezeit einen Flecken Ackerfelds weg; — man versenke die Steine, das ist, man grabe neben dem Steinhäufen ein tiefes Loch aus, verführe diese Erde auf den Acker, welches allemal sehr gut ist, und die Fruchtbarkeit desselben sehr erhöht, fülle das Loch mit den Steinen aus und überdecke dieselbe mit so vieler Erde, daß man füglich darauf zu pflügen im Stand ist. Die Mühe, die Kosten sind gewiß im ersten Jahr schon wieder ersetzt.

Es gibt Felder, die gerne übergrasen und die fettesten Gräser aufhaben; hierdurch wird oft die Fruchtbarkeit verringert: diese Gräser wachsen vor auf, ersticken den Saamen, oder entziehen ihm vorweg die Säfte zu nöthiger Nahrung.

Gerne grasen: fette Gräser auf Feldern verkündigen fettes Land, ein solches Land ist für sich schon erwünscht; ist man nur im Stande, die Gräser zu vertilgen, sie zu verringern, so hat man gewonnen und kan sich vieles versprechen.

Schade, daß nicht alle Gräser vertilget werden können! Huflattig, die Razenschwänze oder das Zinnkraut, die Quecken sind bisher zu diesen gerechnet worden und ich selbst, ich muß es gestehen, ich weiß gegen die zwey ersten Gattungen kein Mittel: ich habe ihnen nachgegraben: ihre Wurzeln gehen unendlich tief hinab, wer will sie ausrotten, da sie stets von unten auf wider herauf schieben? die Quecken aber kan man durch fleißiges Pflü-



gen, sonderlich durch fleißiges Egen, wann man sie, da sie sich an die Egzhne anhängen, fleißig und oft im Hin- und Herfahren herausnimmt, auf einen Haufen außer dem Acker bringt, da verbrennt oder verderben läßt, vertilgen: bleiben sie im Acker, so werden sie abgedorret auch bey jedem Regen wieder aufgrünen und fortwachsen.

Wollte man den Acker, der viele Quecken hat, ein Jahr mit Cartoffeln bestecken, fleißig behacken und dabey dieselben nach und nach auslesen, so hätte man alles gethan.

Alle übrige Grasarten dürfen und können nicht schrecken; fleißiges Arbeiten vertilgt oder vermindert sie sat. In der Folge schlage ich in dem Capitel vom Mergel ein erprobtes Mittel darwider für.

Nicht alle von manchen als Hindernisse der Fruchtbarkeit angesehene Dinge sind es auch wirklich; es gibt Dinge, die mehr nutzen als schaden, deren Wegnehmung den Acker wirklich gänzlich zu Grunde richten würde z. B. es gibt Felder, welche durchaus mit kleinen Steinen einer Faust, einer halben Faust groß u. s. w. besteckt und angefüllet sind, man hat Versuche gemacht, sie ab und ausgelesen; das Feld versagte gänzlich und durchaus, man mußte ihm, um es wieder nutzen zu können, seine abgelesene Steine zurück geben.

Verdeckte, unverständliche Ursachen sind öfters an dem und jenem Schuld; wenn man aus Begriffen und sich gemachten Vorstellungen allein und nicht auch zugleich nach Erfahrungen aus wirklich gemachten Versuchen arbeiten wollte, so würde man vielmalen wie hier, anstoßen und sich verfehlen.

Warum der besteinte Acker von Steinen ausgeleert versaget, begreift man leicht: diese Steine machen durch
den

den Druck seine lockere, leichte, flüchtige Erde compact: gebunden; die Feuchtigkeiten werden unter ihnen erhalten; es gibt aber Fälle, wo man die Ursachen so leicht nicht einsieht: Nur also nicht so geschlossen und gethan: ich begreif es nicht, also ist's auch nicht! — vielmehr so: ich sehe es nicht ein und doch kan es seyn! — höre man hier den Ausspruch der Richterin in solchen Fällen: die Erfahrung, — nicht seine Ideen! —

Das Ackerfeld liegt nun also da, wie es soll; die Frage entsteht: wie soll es nun aber genutzt werden? alle Jahre oder ein Jahr ums andere oder wie gewöhnlich, nur zwey Jahre auf einander, das dritte Jahr nicht, — oder wie andere wollen, drey Jahre an einander und erst das vierte Jahr nicht? —

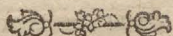
Hier war man von jeher und ist jezt noch getheilt: der eine meynt so, der andere anderst; ich selbst meynte ehemals mit jenen und hielte es heute gerne mit diesen; die Ursache, weil ich für und wider beede Meinungen Versuche gemacht und Erfolge wahrgenommen habe; ich will aber jezt meine besten Gedanken hierüber entdecken und aufsezen.

An und für sich ist es möglich, daß der Acker alle Jahre genutzt und nach möglichen höchsten Grade genutzt werden kan, der Fall ist dieser:

Wann er aus dem besten, fettesten Erdreich bestehet und dann dieser:

Wenn der schlechtere Boden hinlänglich durch künstliche Dungung in jenen besten verkehrt werden und zugleich auf die Saat satsam bearbeitet werden kan.

Von der Dungung rede ich in der folgenden Abtheilung besonders und weitläufig. Hätte man also Früchte, die so aufeinander in den Acker eingesät werden könnten, daß man letzteres: die hinlängliche Bearbeitung



zur Saat, gewinnen könnte, so wäre es außer Zweifel, daß eine alljährliche Benutzung des Ackers möglich wäre.

Wir haben allerdings solche und sie können so aufeinander folgen: Wintergetraide: Roggen, Weizen, Gersten, Dinkel; Sommergetraide: Gersten, Haber, Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen, Wintertags um Bartholomäi gesät, im dritten Jahre jezt: Cartoffeln, oder Turnips, Burgunderrüben, oder Viehmangold, dann wiez der Wintergetraide u. s. f.

Oder so Wintergetraide; Sommerfrüchte mit Klee, Dann im 3ten Jahr den Klee, im Herbst nur umgestürzt und oben drauf Wintergetraide eingesät und eingeegget.

Oder so: Wintergetraide; Klee, wann jenes weg ist, eingesät, im 2ten Jahr um Johannes weggeschnitten, den Acker wieder auf Wintergetraide zubereitet und eingesät.

Es lassen sich noch andere Arten entdecken und andere Früchte auf und nach einander so einsäen, daß man Zeit und Raum erhält und gewinnt, das Feld auf die Einsaat des Wintergetraides tüchtig genug bearbeiten, Erde und Dung beymischen zu können.

Beym ersten Vorschlag wird das Feld beim legen der Cartoffeln und der Turnips hinlänglich gedungt und durch die zwey, drey, viermalige Herumarbeitung Erde und Dung hinlänglich gemischt.

Beym zweyten wird der Klee satt gedungt und beim dritten dungt man, wann der Klee weg ist hat man biß zur Wintereinsaat noch Zeit genug, den Acker zwey, drey mal pflügen und egen zu können.

Ich lege hier ein Paar Entwürfe an:



	1 Jahr.	2 Jahr.	3 Jahr.	4 Jahr.
1 Jahr	Klee.	Kartoffeln oder Turnips weisse Rüben gedüngt.	Winter { Roggen oder Dinkel Weizen Gersten Keps.	Sommerfrüchte mit Klee besäet. { Haber Roggen Weizen Gersten Erbsen Linzen Buchwalzen Saubohnen.
2 Jahr	Kartoffeln Turnips Rüben u. d. gl. gedüngt.	Winter { Haber oder Roggen Dinkel Weizen Gersten Keps u. dgl.	Sommerfrüchte mit Klee besäet. { Roggen Weizen Gersten Erbsen Haidekorn u. dgl.	Klee.
3 Jahr	Winter { Roggen oder Dinkel Weizen Gersten Keps u. dgl.	Sommerfrüchte mit Klee besäet. { Haber oder Roggen Weizen Gersten Erbsen Linzen u. dgl.	Klee.	Kartoffeln oder Turnips Rüben u. dgl. gedüngt.
4 Jahr	Sommerfrüchte mit Klee besäet. { Roggen Gerste Haber Erbsen u. d. gl.	Klee.	Kartoffeln oder Turnips Rüben u. dgl. gedüngt.	Winter { Roggen oder Dinkel Gerste Keps u. dgl.

Plan zur alljährigen Benutzung der Felder in 4 Flüre getheilt.



	1stes Jahr.	2tes Jahr.	3tes Jahr.
1stes Jahr.	Winterfrucht.	Sommerfrüchte: Haber, Gersten, Schottenfrüchten mit Klee angesäet.	Klee: wird schon abgewichen Herbst oder das Frühjahr gedungt, im Herbst umgepflügt sogleich mit Düngel und etwas Roggen besäet.
	Winterfrucht.	Cartoffeln Wurzelwerk.	Sommergetraid: welches früh reift: Gersten, Linsen, Haidekorn ic. gleich nach der Ernde gedungt und 2. 3 mal zur Wintersaat gepflügt.
2tes Jahr.	Sommerfrüchte: Haber, Gersten, mit rothem Klee angesäet.	Klee: wird schon abgewichen Herbst oder aber im Frühjahr gedungt, im Herbst umgepflügt und sogleich mit Dinkel und Roggen besäet.	Winterfrucht.
	Cartoffeln Wurzelwerk.	Sommergetraid: welches früh zeitigt: Gersten, Linsen, Haidekorn ic. gleich nach der Ernde gedungt, noch 2. 3 mal zur Wintersaat gepflügt.	Winterfrucht.
3tes Jahr.	Klee: wird schon abgewichenem Herbst oder das Frühjahr gedungt; im Herbst Handtief umgebrochen und sogleich mit Düngel und etwas Roggen besäet.	Winterfrucht.	Sommerfrüchte: Haber, Gersten, Schottenfrüchten mit rothem Klee besäet.
	Sommergetraid: welches früh zeitigt: Gersten, Linsen Erbsen ic. gleich nach der Ernde gedungt noch 2. 3mal zur Wintersaat gepflügt.	Winterfrucht.	Cartoffeln, Wurzelwerk.

Plan: Das Feld in drey ganzen oder 6 halben Abtheilungen auf 3 Jahre angelegt.



Verfahre man nun aber nicht so, daß man das Feld allemal nach ein oder zwey Jahren tüchtig pflügte oder durch den Cartoffel oder Turnipsbau hinlänglich bekackte, und wollte etwa so bauen, Roggen das erste Jahr, das zweyte Jahr Haber oder Gerste, das dritte Jahr wieder Roggen oder Dinkel, so würde es schlechtweg nicht gelingen, das Feld würde mit Grasarten dermaßen beschwehrt werden, daß es ohnmöglich wäre, sich was erwünschtes versprechen zu können.

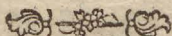
Man mag den Versuch angehen, die Probe wird sogleich da stehen! —

Es ist wahr, das Krautland, der Gemüsegarten gibt alle Jahr aus; man erwege 1) den vielen Dung 2) die Bearbeitung mit dem Grabseil und der Haue 3) das fleißige aussäen. Könnte man dies auf jedem Acker, so würde jeder Acker* alle Jahre, wie der Garten, angesäet und einträglich abgewaldet werden können.

Ich bin* allemal und das beständig der Meinung, daß der alljährliche Anbau der Aecker, wann nichts hindert als z. Er. der Schaaf oder Viehtrieb u. d. gl. möglich und nützlich seye, nur sage ich: man muß auf das Lokale wohl acht haben und solche Früchte zusammen setzen und auf einander folgen lassen, die auf einander folgen, bestehen und wohl ausgeben können: da, wo man die Winterfrüchte spät und die Sommerfrüchte früh einsäen kan, läßt sich's immer besser thun und ausführen als sonstwo, wo der Sommer kurz und der Winter sehr lang ist: nördliche, hohe Berg, Waldgegenden sind diese und die übrigen oder die vom Gegentheil jene.

So liegt nun das Ackerfeld da; es fragt sich aber weiter: wie ist es zu behandeln, um es sich nützlich, und so nützlich zu machen als es wohl möglich seyn mögte? —

Das Feld muß tüchtig gepflügt und beeger werden; die Ursachen hievon sind verschieden: der Saame
muß



muß eingesäet, wohl untergeegget werden, kaimen, hervorkommen, wohl Wurzeln schlagen können, der Dung muß mit der Erde durchaus so viel möglich gleich gemischt werden, die Regen müssen eindringen, das Unkraut muß ausgerottet werden; alles dies wird durch jene zwei Operationen hinlänglich erhalten und erfolgt niemals satt ohne sie beede. —

Das Ackerland welches vorher Wintergetraid auf hatte und nun mit Sommerfrüchten besäet werden soll, wird in einigen Gegenden schon im Herbst gestürzt, sonderlich alsdann, wann man es das folgende Jahr mit Gersten zu besäen, gedenket; in andern im Frühling und man verwirft jene Bauart aus dem Grunde, weil die Winterregen zu viele Bauerde abschwenmen; Grund gegen den Grund des erstern Verfahrens, daß der im Herbst aufgepflügte Acker viele Wurtheilgen aus der Luft und der Witterung anziehe! Hier also wechle man selbst; Ein Feld, welches eben liegt, verliert durch Winterregen wenig oder nichts und mag im Herbst gestürzt werden, wann man das Abhängige erst im Frühling herumbricht, um jenem Verluste zu entgehen.

Auf ein gestürztes oder gebrachtes vorher mit Sommergetraide besäet gewesenes Feld führt man um Ende Mays den Dung auf und pflügt ihn auch alsbald unter, dies heißt man dann Felgen.

Nach einigen Tagen, und zwar jetzt, wann auf trockne Witterung ein Regen gefallen, das Land wieder etwas wenig abgetrocknet ist, wird es, um das Unkraut auszureißen, die Quecken auszukämmen, die Erdschollen zu zerstückn, tüchtig geeget.

Ben schicklicher Witterung pflügt der fleißige Bauer nochmal, das heißt er Drehen oder zum zweytenmal Felgen.

Auch

Auch jetzt ergreift er die Ege wieder und überzieht das Land in obigen Absichten nochmal recht tüchtig.

Die Zeit des Einsäens rückt nun heran: sie ist nach der Lage der Gegenden und der Umstände nicht überall eine und dieselbe: in einigen, als in kältern Gegenden säet man früh ein, schon vor oder gleich nach Bartholomaei; in andern später, um Simonis und Judä, in andern noch später, gegen Martini, so gar erst auch nach dem Tage Martini.

Das späte Einsäen erwählt man nicht allemal der wärmern Lage wegen, sondern auch öfters des Wilds wegen, welches dem größern Saamen sehr nachgehet, und einen Acker von solchen Saamen hart und beständig anfällt, ihn auch ganz und gar zu Grunde richtet, da es bey kleinern Saamen vorbeziehet.

Beym Einsäen wird der Acker entweder gepflügt, dann besäet, und der Saame hernach eingeegget, oder der Saame wird auf das ungepflügte Ackerfeld aufgestreuet und sodann untergepflügt.

Das letztere geschieht und wird gewehlt, wann das Feld sehr rein gemacht, leicht und die Witterung trocken ist, oder im Fall man nur Dinkel oder Spelzen, Fesen einsäet; das erstere hat statt, wann man Roggen und zwar in weniger reingemachtes Feld aussstreuet.

Das Einsäen, das wichtigste Geschäfte beim Ackerbau, wird verschieden gethan, durch die Hand, da sich der Säemann einen Korb oder besser ein Sätuch mit Saamen gefüllt, anhängt und Handvollweis aussäet.

Durch eine Säemaschine, die am Pflug angebracht ist, ich mag von dieser unvollkommenen Maschine nicht schreiben, da das Säen mit der Hand die beste Säeart allemal bleibet!

Wie? — das kan nicht gesagt werden, das muß aus dem Zusehen erlernt werden.

Ich



Ich sage, wie vieler Saamen auf einen Morgen zu
256 Ruthen à 16 Nürnberger Schuen genommen wird;
der Unterschied ist geringe, man besäe ein schweres oder
leichtes Feld. Auf ein Mittelfeld nimmt man

Simri

- 7 — Roggen.
- 9 — Dinkel: Fesen: Spelzen.
- 8 — Dinkel
- 1 — Roggen } gemischt gesäet.
- 9 — Haber.
- 7 — Gersten.
- 5 auch 4 — Erbsen.
- 5 auch 4 — Linsen.
- 5 — Wicken.
- 1 oder $\frac{3}{4}$ Keps.
- 7 — Lein.
- 8 auch 7 Hanf.
- 1 auch $1\frac{1}{2}$ Hirsen.
- 6 — Pferd oder Saubohnen.
- $\frac{1}{8}$ — Mohn.

das Simri Roggen wiegt nach Nürnberger Gewichte
32 Pfunde: Hiernach kan man sich in Ansehung der
übrigen Saamensorten bemessen.

Die erstern fünf Sorten: Roggen, Dinkel, Wai-
zen, Haber, Gerste erfordern ein Ebenmaas im Säen:
nicht übermäßig, nicht zu wenig; die Schottenfrüchte:
Bohnen, Erbsen, Wicken stehen besser und setzen mehr
Schotten an, wann sie nicht dichte ausgesäet werden.
Der Keps, weil er öfters Wintershin sehr ausgehet,
mag immerhin hernach gesäet werden.

Ein kluger Hauswirth überläßt kein Geschäfte dem
Gesinde: Knechten, Tagelöhnern, weniger als das Säen,
das ist und bleibt schlechtweg das seinige, er muß wiß-
sen, wo er weniger oder mehr zuwirft, nach der Saat
richtet sich und erfolget die Ernde.

Man



Man muß nie säen, wann das Feld naß und schmierig ist, man muß aber auch alle Calendarzeichen und dergleichen Thorheiten nicht achten wann man zur Saat gute Witterung bemerket; hier ist keiner, dorten aller Grund, so zu thun; die Erfahrung lehrt, daß so in der Masse untergebrachter Saame selten gedenhet.

Das Egen des Feldes allein auf die geschehene Einsaat ist auf manchen Feldern, öfters auf allen Feldböden allein hinlänglich; es gibt aber auch Zeiten und Umstände, da es die Hofnung auf eine ergiebige, reiche Erde weder gibt, noch unterhält.

Bei regnerischer Witterung ist alles Feld bis auf den Sand hinlänglich besorgt, wann der Saame untergeet ist; ist aber der Boden sehr rein, locker, trocken und es erfolgt nicht bald ein schwerer Regen, so ist die Saat meistens dahin und verlohren: viele Körner keimen nicht und die Saamen, die hervorstosen, versagen; die Kraft fortzuwachsen, fehlet; der Saame verkommt, dann die nöthigen Feuchtigkeiten manglen; was an Feuchtigkeit beim Einsäen noch da war, verflüchtet, die Erde, die Staub ist, ist zu leicht, liegt also der Wurzel oder dem Saamenkorn nicht genau genug an; was ist da zu thun? —

Der Gärtner mag uns hier lehren: wann er eingesät hat, nimmt er ein Bret und pritschet damit seine Beeten und so kommen seine Saamen hervor und bestehen; der Bauer thut eben so auf den wenigen Beeten, die er mit Hirse besät und er thut wohl, ob er gleich öfters selbst nicht weiß, warum er so thut: er sagt, wo er das Feld nicht feste pritsche, so sprängen die Körner im Raimen hervor und verkämen.

Allein auf dem weiten Feld seiner Aecker, die mit allerley besät sind, ist ihme das Pritschen beynah zu viel Arbeit und ohnmöglich.



Ich habe Landleuthe gesehen, welche die Schäfer bezahlten, daß sie ihre Heerden auf allen ihren frisch besäeten Aeckern herumtrieben sie feste zu treten und sie thaten vortreflich; die Saat stand nachher ausgezeichnet gut und schön da, es ist nachahmungswerth.

Man kan aber diese Hülfe nicht überall haben oder nicht jeder kan sie haben, was nun zu thun? und was kan jeder leicht thun? —

Wann man sich eine schwere Walze von Stein, zwölf oder funfzehn Zoll im Durchschnitte, oder noch dicker, und 2 Elen lang anschafft, ein Pferd oder einen Ochsen daran spannet und damit alle Beeten ein oder zweymal überwalzet, so hat man zu seinem gewissen großen Gewinn alles gethan, was man sollte. Ich denke, es sene nicht nöthig, der Walze Beschaffenheit beschreiben zu müssen, man hat dergleichen in den Herrschaftlichen Gärten, die Weege damit zu härten und zu glätten, ein kurzes überdenken dieses Geschäfts, wird jedem sagen, wie.

So läge der Acker nun eingesäet da, nun aber muß er auch auf folgende Zeiten wider alles schädliche verwahrt werden, dahin rechne ich die Feuchtigkeiten, die Regen und Schneewasser, welche nicht nur hie und da leicht stehen bleiben, im Winter frieren und so auf diese zweyerley Weise den Saamen gänzlich verderben.

Darwider dienet, daß der Ackersmann an schicklichen Orten des Ackers seine Quersurchen ziehe und da zwar, wo er durch sie die Wasser wegrinnen lassen kan: er kan zwey, drey derselben quer über das Feld pflügen und um den Acker überall wider stehen bleibendes Wasser zu schützen, müssen alle Furchen geöfnet werden, auch so zu allen Zeiten erhalten werden. Fleißige Landleuthe, lassen, wann der Acker so eben eingesäet ist, den Pflug, ohne aufzupflügen, durch alle Furchen noch einmal

einmal auf der Seite liegend durch gehen, um dieselbe zum Ablauf des Wassers zu glätten.

Ueberhaupt ehe noch der Acker mann von seinem Acker abgeht, muß er vorher alles thun, was nützlich und schön ist: einpuzen, reinigen, aufräumen, verwahren u. d. gl. und dann trete er mit seinem: Das walte Gott! ab.

Bis hieher habe ich von der Einsaat des Wintergetraides: Roggen, Dinkel oder Spelzen, oder wie er in Schwaben heißet: Fesen, Waizen, Wintergerste, geschrieben. Nun auch ein Wort von anderen Saamen sorten, von Sommerfrüchten: Gersten, Haber, Erbsen u. d. gl.

Die Sommerfrüchte einzusäen, bedarf der Acker der großen Zubereitungen nicht: Haber, Erbsen, Linsen, Wicken, Saubohnen werden, wann das Feld im Frühling etwa im Merzen, früher oder später, ohne wieder gedungt zu seyn, gestürzt ist, eingesäet und untergeegget.

Die Gerste, der Hirsen, der Sommerreps, Lein, Hanf fordern mehr: die Aecker, auf welchem diese wachsen sollen, werden im Herbst, auch erst im Frühling frühe gestürzt, mit Dung versehen: (nur das Feld in Ansehung des Dungs ausgenommen, worauf Flachs stehen soll) sodann wieder gepflügt und besäet.

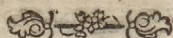
Wann alle Früchte eingesäet werden sollen, ist im allgemeinen ohnmöglich zu sagen: Das Klima muß da entscheiden, man muß Versuche machen und Erfahrungen zur Hand nehmen, um zu antworten und zu bestimmen.

Noch ein Paar Worte:

1) Die Trespen und anderes Unkraut sicher und gewiß zu vertilgen, erkaufe man sich die von armen Leuten

X

then



then auf dem Felde aufgefesene, oder geerntete, von allen diesem Unkraut reine Früchte und säe sie aus.

2) Man erkaufe sich fern von seiner Gegend, in fetten Gegenden, sein Saamengegetraide alle drey oder sechs Jahre; man wird davon sicher den wichtigsten Gewinn einern.

3) Man säe, so viel möglich ist, nicht alle Jahre, nicht einmal alle zwey, drey Jahre eine und eben dieselbe Gattung Früchte wieder auf einen und eben denselben Acker, sondern wechsele, so viel möglich ist ab: im erstern Fall, da man nicht wechslet, versagt der Acker; im zweyten gibt er sehr reichlich: wer mir widerspricht, besäe nur zwey Jahre hinter einander einen und eben den Acker mit Erbsen, dieses wird diese Bemerkung wohl rechtfertigen, ihn aber widerlegen. Beym Roggen, Dinkel, Weizen, Haber kan man dieses wohl nicht thun: man thue es aber, wie es wohl möglich ist, ja allezeit mit Gersten, Erbsen, Linsen, Bohnen, Flachs!! —

Jetzt noch insonderheit von schon benannten Früchten, damit ich nichts weglasse, und einigen andern Sorten Gewächsen, die des Anbaues und der Ansaat vorzüglich würdig seyn mögen, die etwa vor andern besondere Handgriffe fordern als: Raps, Rappsaat, Krap, Hanf, Flachs, Toback, Hopfen, Mais oder türkisches Korn, Sirsen, Mohn, Bohnen.

Der Raps: Sommer- und Winterreps noch mehr die Rappsaat, verdienet alle mögliche Achtung: sie geben so sie gedeihen, sehr viel und mehr aus als alle übrige Fruchtforten: diese Früchte haben auch höhere Preise, und Kaufmannsgut, bringen also baar und viel Geld ein.

Der Anbau kan in Deutschland allenthalben geschehen: nichts als die Wildpretsplage wird ihn widerrathen:

rathen: die Saat verträgt einen rauhen Winter; der beste aber für Keps und Kappsaat ist der Schneereiche: der beste Frühling für sie, der ohne vielen abwechselnden Frost, trocken ist und bleibet, dann wann bald warme Regen folgen, Masse: bloß: frierende Winter, also die, in denen es bald regnet, friert, schneht, aufthaut, wieder bloß frieret, sind für ihn nicht: er stockt dabey gewaltig aus und verkommet.

Der Keps und die Kappsaat fordern ein zwey, drey mal gepflügtes, gut beegtes und wohlgedungtes, trockenes Ackerfeld: es muß auch seine nöthige Schwere von Natur haben, oder ihme durch Mergel erst gegeben worden seyn, damit es dem Auffrieren widerstehet.

Da man nun Sommer und Winterreps hat, solchen nehmlich, der am Herbst gesäet wird und über Winter stehet und solchen, der im Frühling eingesäet und im Herbst schon geerndet wird, so muß ich sagen: was von beeden zu halten seye. — Der Sommerreps gibt weniger in's Maas, aber mehr Dehl und wird also höher bezahlt; der Winterreps aber, ob er gleich jenem hierinnen zurück stehet, hat doch wegen einer weit reichern Ernde den Vorzug, findet auch mehrere Liebhaber als jener; hier kommts auf jedwedes Dastürhalten und Wahl ganz allein an.

Die Kappsaat ist auch eine Gattung Keps nur sind die Körner größer; daher gibt sie auch mehr in's Maas und mehr Dehl als beide Gattungen Keps.

Wann der Winterreps und die Kappsaat um Bartholomäi, der Sommerreps alsdann, wann der Frühlingfrost vorbey ist, gesäet werden, so hat man bey uns die rechte Zeit dazu gewählt; in einer wärmern Gegend, als die unsrige ist, als am Neckar, am Rhein, mag man die erstern später säen und den zweyten aber früher als bey uns.



Die Ausfaat geschieht gut, wann der Saame überall hin gleich gesäet wird, man säet ihn mit den drey Fingern und thut wohl, wann man das Feld zwey, drey mal übergeht.

Man eget das Feld leicht ein: eine leichte Ege dient hiezu: besser ein Büschel Dorn: ich wünschte, daß auf die Saat sogleich oder innerhalb 24 Stunden ein Regen fiele, so würde man des Unteregens nicht bedürfen; der Saame würde viel gleicher auffkaimen, wenigerer würde zu tief eingeeget werden, wenigerer ersticken; dann er fällt schon so tief ein, daß ihn ein mäßiger Regen tief genug mit Erden decken würde.

Gleich beym auffkaimen hat er zween mächtige Feinde: der Sommerreps vorzüglich die Erdföhe: der Winterreps und die Kappsaat die kleinen Schnecken; diese die, wann nasse Witterung einfällt; jener jene, wann warmes, sonnenreiches Wetter ist: von beeden werden sie öfters biß auf den lezten Kaim abgefressen.

Wie zu helfen? wider die Erdföhe ist wohl kein Rath, als ihn so frühe nur möglich ist, auszusäen, damit er schon aufgewachsen und erstarkt ist, ehe die Erdföhe ankommen; wider die Schnecken aber dient sehr gut zermalnter frischer Kalch aus Gyps oder andern Kalchsteinen und scharfe Ziegler und andere gute Holzasche, wann man damit abends oder frühe, da das Feld noch naß ist, den Acker und das etliche Tage an einander stark überstreut, sobald die Sonne das Feld abgetrocknet hat, verschließen sich die Schnecken unter die Erde und der Kalch trifft sie nicht; trifft er sie aber, so sterben sie ohne Rettung dahin.

Dies Mittel hat eine zweyfache Güte: es tödtet die Schnecken und dunget das Feld.

Ist das Feld fette, so wächst die Saat biß gegen Ende des Herbsts hoch heran; man ließ ihn vormals so seyn,

seyn, scheute sich, ihn abzuweiden oder abzugrasen. jetzt aber thut man beedes: der eine wählt dies, der andere jenes; das Abschneiden ist wohl das Beste! man findet dabey Vortheil in der Fütterung und hat daher keinen Schaden: Es kommt gar viel auf Winter und Frühlingswitterung an.

Schon Ende Junius das folgende Jahr ist die Kappsaat und der Winterreps reif; wie er gesamlet wird, werde ich in der Abtheilung: Ernde, bald melden. So, wie man diesen erndet, so heimset man auch gegen den Herbst den Sommerreps ein.

Noch muß ich sagen, daß beym Einernden allezeit so viele Körner ausfallen und aufkaimen, daß man denken sollte, man werde wohlthun und Nutzen haben, wann man das Feld als ein gesäetes auf künftiges Jahr bewahrte; Es ist aber nicht so: dieser Reps bestehet nicht über Winter, wirft auch nichts ab: am besten ist er genutzt, wann er mit den Schaafen im Herbst abgeweidet wird.

Der Hopfen-Bau ist so nothwendig als nützlich; das Bierbrauen kan nicht ohne Hopfen geschehen: der Becker bedarf ihn; der Hopfenstock gibt sehr viel ab: man hat bald einen Centner Hopfen: der schlechteste gilt kaum je weniger als 5 fl.: dieser schlechteste aber hat oft den Preis von 50, 60 und mehr Gulden; besserer steigt über hundert Gulden im Werth und Preis: kommt es nun so, so übersteigt der Nuze aus dem Hopfenbau den Nutzen des Anbaues eines jedweden Produkts.

Auf die Lage des Landes, worauf Hopfen erbaut werden soll, kommts dabey gar sehr viel an; die Nebel schaden dem Hopfen gewaltig, folglich fordert der Hopfengarten seine Lage in der Höhe, in keinem Thal, in keinen solchen Thal, wo Bäche fließen oder Seen, Sümpfe, viele Brunnen sind, wo die Nebel alltägliche Sache sind;



könnte man eines finden, in welches die Sonne wohl einfiel und wo keine oder nur selten Nebel wären, so wäre dieses der gewünscheste Ort, wo man den Hopfenbau triebe.

In der Höhe sind die Nebel was seltenes: allein doch auch hier ist der Ort nicht zur Anlage des Hopfens; die hohen Stangen, an welchem er aufwächst kommen durch jeden heftigen Wind in Gefahr umgerissen zu werden.

Wähle man also das Mittel: einen Ort am Hang eines Bergs, der sich von Abend gegen Morgen oder von Norden gegen Mittag kehrt; wo der Winde Gewalt gebrochen wird: die Sonne alles wohl bescheinet: wohin die Nebel selten aufsteigen.

Bei der Anlage muß dieser Ort gleich umgebrochen und auf eine Ehle tief aufs beste rejolt werden; alles Erdreich wird so durch einander gebracht, die Steine werden ausgelesen, Dorn, wilde Graswurzel werden ausgerissen und entfernt, sodann wird der ganze Platz gedungt: nach diesen werden in der Ordnung große Löcher zu 2 Schuen im Quadrat auf $1\frac{1}{2}$ Schue tief eingegraben, die Erde ausgehoben, und diese so in Reihen, daß der Mittelpunkt eines jeden vom Mittelpunkt des andern 4, auch $4\frac{1}{2}$ Schue ab ist: dies geschieht am Herbst und so bleiben diese Löcher Winters durch offen, da man inzwischen dieselben auf $\frac{3}{4}$ Schue mit gutem zerfallenen Mist, Cassenforth, Schlammerden und dergleichen anderem fetten, guten Gemengsel füllen kan.

Im Frühling theilt man diese Dungung im Loch gleich um, tritt sie fest ein, bringt noch $\frac{1}{4}$ Schue ausgeworfene, daliegende Erde drauf und setzt sodann im Merzen auch später bei guter Witterung die Fexer auf.

In jedes Loch bringe man davon drey, auch mehrere, so, daß sie in einem Dreyecke etwas von einander in
der

der Mitte des Lochs liegen; Man breitet ihre Wurzeln überal hin wohl aus und steckt sogleich in ihre Mitte einen starken Pfahl ein, füllt sodann das Loch zu.

Die Fexer nimmt und legt man von alten Stöcken ab; der Hopfen ist nicht einer Art; in Deutschland hält man den böhmischen und den Spalter für die besten; von diesen sucht man die Fexer zu erhalten, und wird damit bey fleißiger Bearbeitung sicher gewinnen.

Bald werden die Fexer hervor stechen, man jätet nun das Unkraut fleißig aus; kan aber doch auf dem Felde durchaus etwas anpflanzen, wann nur dadurch die Hopfen-Kiele und die Ranken nicht gedeckt werden.

Im ersten Herbst werden die jungen Ranken abgeschnitten, auf jede mit Hopfen-Fexern besetzte Stelle, die der Pfahl angibt, ein Korb guter Mist gebracht und untergehäckelt, je mehr, je fetter der Mist, je mehr und bessern Hopfen!

Dies behäcken geschieht im frühen Frühling auf dem Felde wieder durchaus. In folgenden Jahren, gräbt man biß auf die Wurzeln und nimmt einige von den sich ansehenden vielen Fexern weg: im Merz brachen die Kiele aus:

Kommen davon zu viele so bricht und schneidet man alle biß auf 3, 4, 5 der stärksten, die man wachsen läßt, ab.

Man nimmt nun den Pfahl heraus; stößt mit einem Pfahleisen in sein Loch ein größeres und tieferes und steckt in solches die Hopfenstange ein.

Die Hopfenstangen sind gerade, gleiche abgescheelte Stangen von 10, 12, 15 Schuen hoch: man nimmt sie gemeiniglich aus Tannen und Fichten-Wäldern, doch dient dazu jede Holzart, wann die Stange nur gerade



und gleich ist. Diese Stangen vertheuren den Hopfenbau um etwas.

Wächst nun der Hopfen ein paar Schue hoch auf, so bindet man ihn mit Stroh sanft an die Stange an, er umschlinget sie und wächst so nach und nach hoch auf: findet man in der Folge, daß eine oder die andere Ranke die Stange nicht umschlinget, so hilft man ihr dazu durch nochmaliges anbinden und umwinden.

Die Kielen, die zuviel waren, die man abschnitte, können wie Spargeln, verspeist oder verkauft werden; sie sind ein sehr gesundes Essen.

Das Hopfenfeld wird Sommers durch: im Merzen und April und Junius, also zweymal behackt und aufgelockert; man kan auch fedlich jedem Hopfenstock 2, 3, 4 Kohlpflanzen: Carfiol, Braunkohl u. d. gl. einsetzen, durch welches man, wenn der Hopfen abgenommen ist, ein reiches Kohlland besizet.

Ende Augusts bis in die Mitte des Septembers ist der Hopfen reif: die Dolden werden gelb und jezt eilt man mit dessen Erndte.

Schneidet die Ranken unten ab, hebt die Stangen aus und steckt den Pfahl wieder ein.

Krap-Bau: dieser ist und kan sehr einträglich werden; bißher hatten ihn die Holländer: nun aber ist er ausgebreiteter, sogar auch in Deutschland besorgt.

Auf jedem Felde kan dieser angelegt werden; doch da er zu dem Wurzel-Bau zu zehlen ist, so dient hierzu keines besser als das Sandfeld oder der Boden, der mit Sand gemengt ist; die Wurzeln finden da Lockernheit, sich wohl ausbreiten und ausdehnen zu können; bey der Ausnahme derselben ist sodann auch nur halbe Mühe und Arbeit.

Das

Das Land wird dazu wohl gedüngt und bearbeitet: dies geschieht spät im Herbst, da Mist aufgeführt und untergepflügt wird; im Frühling früh bricht man es wieder auf, egt es und dann, sobald die Kielen zum verpflanzen hervor und da sind, pflügt man es jetzt zum Anbau nochmal herum.

Die Kielen, die in Menge an den alten Stöcken hervorstechen, bricht man bis auf etliche behutsam ab, daß sie ein paar Ansätze zu Wurzeln behalten und nutzt sie sodann Fingerslang zu fernern Anbau.

Auf dem Felde werden sie in gleichen Linien eingesteckt, so, daß jede Linie von der andern $2\frac{1}{2}$ auch 3 Schue und jede Kiele von der andern 1 oder $1\frac{1}{2}$ Schue ab ist.

In der Folge wird das Land gehäckelt, vom Unkraut gereinigt, endlich aber werden die Stöcke linienweis mit der Erde angehäuft.

Die Kielen treiben lange und viele Ranken, welche gegen den Herbst als eine wohlgeschmeckende Fütterung dem Vieh vorgelegt wird.

So bleiben die Krapwurzeln bis das andere Jahr gegen die Wintergetraide-Saatzeit liegen, dann werden die Ranken abgeschnitten verfüttert und die Wurzeln herausgenommen und das Feld wird sehr nützlich mit Winttersaat versehen. Die Erndte beschreibe ich in der Folge; das Behacken im zwooten Sommer und das reinigen vom Unkraut wollte ich nochmal hier empfehlen.

Burgunder-Rüben, oder Turnips, Kangrosen, Viehmangold-Anbau: Nützlich; und im Anbau nichts besonderes: man säet den Saamen früh, ist er Handhoch erwachsen, so wählt man einen schweren, fetten, wohlgedüngten Boden, setzt die Pflanzen 1 Schue von einander ein: einige häufen linienweis das Erdreich



reich auf und setzen die Pflanzen auf den Rücken des aufgehäuften Erdreichs auf. Man behacket in der Folge das Land, hacket aber die Erde nicht an, sondern von der Pflanze weg.

In wenigen Wochen nach dieser Anpflanzung blättert man die Blätter bis auf die letzten 3 oder 4 ab und bringt sie zum Stall; es vergehen wenige Wochen, so wird das Abblättern wiederholt; man hat also Sommers durch viele Blätter und von der großen Rübe, sie wächst zu etlichen Pfunden schwer groß an, Winters hin eine sehr gute Fütterung für Rindvieh, Schweine und Schaafvieh. Im Winter muß sie gegen dem Frost wohl verwahrt werden! —

Weise, gelbe, Boden-Rüben werden nicht dicke gesäet; man thut sehr wohl, wenn man die zwei letzten Sorten Linienweis säet oder stecket, Sommers durch werden sie so bequemer behacket, und das 2, 3 mal: geben sie eine gute Erndte.

Glachsbaue: Ein Mittel-Boden, nicht zu leicht, nicht zu schwer, mäßig fett, nicht zu trocken, etwas feucht wohl gepflügt und beegte ist der Boden, der hiezu dienlich ist.

Defterer warmer, rieselnder Regen, warme Witterung und guter Saame, den man gemeiniglich aus Lief-land und Curland über Riga beziehet, gewähret da alles.

Wollte man nicht stets neuen, frischen Saamen anschaffen, so müßte man seinen selbst erzogenen 1, 2 Jahre wohl aufbewahren und dann erst wieder ansäen.

Man nimmt zum Glachsland den Acker, der Jahrs vorher Wintergetraide aufhatte; dies Feld wird im Herbst gestürzt, im Frühling ein, zweymal gepflügt und dann besäet.

Man

Man ist gewohnt zur Zeit der Habersaat auch Flachs zu säen; gemeiniglich aber geschieht dies erst Anfangs oder erst in der Mitte des Junius.

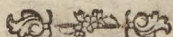
Man thut wohl; denn um eben diese Zeit hat man bey warmer Witterung die mehresten Regen.

Den Lein dichte anzusäen, ist nicht rathlich, ihn sehr dünne anzusäen, mag eben auch nicht gut seyn; thut man das erstere, so legt ihn jeder Regen leicht um, er fault und verdirbt; das zweite, so werden die Halmen zu dicke, der Flachs zu grob und zu rauh: wähle man also das Mittel sich aus! —

Man hat Versuche gemacht, hat den Flachs, wann er Handhoch gewachsen war, bey guter feuchter Witterung bis auf 1 Zoll hoch abgemähet, da dann jeder Halm etliche Zweige ansetzte, die hoch wachsen, viel Saamen und feinen, vielen Flachs geben, der wider Regen und Wind stand und sich bestens erhielt. NB. Wo man das thun will, da muß das Land gut und fett seyn, dann gelingt's; ich habe es selbst versucht. Der Flachsbaue ist ein mislicher Anbau; es hängt dabey sehr viel von Zeit und Umständen ab.

Hanfbaue: dieser Anbau ist desto sicherer; Nur ein fettes Land, dies wohl gepflügt, dichte besäet, eingeegget und so der Vorsicht überlassen, versaget er gar selten: man säet den Hanf vom May, auch April an bis Anfangs Junius: fern von Hecken und Bäumen, in einem offenen Feld; nicht nahe an Dorfschafften säe man ihn an, sonst leidet er von den Vögeln vielen Schaden.

Tobacksbau. Die Sorte wähle man sich selbst aus; der eine preist diese, der andere jene; allerdings findet hier die Wahl statt: es gibt sehr vielerley Toback; davon jeder sein eigenthümliches Gutes auf viele Jahre in Deutschland behält.



Je früher der Saame in Gartenbeete; besser! in Mistbeete gesäet wird, je eher erhält man auch Pflanzen auf den Tobacksacker, welches um deswillen sehr gut ist, weil sie so längere Zeit haben, wohl und schön auszuzeigten. Der Tobacksacker muß von der besten Güte, sandigt oder gar Sand und der von Natur gut, durch den besten Dung aber recht fett seyn, er muß öfters wohl gepflügt, beegt und so dem Gemüßgarten ähnlich und gleich seyn; je fetter, je fetttere Blätter, je mehr Gewicht, je mehr Erlass und Gewinn;

Ich forderte Sandfeld: auch anderes Feld, Neubruch und dergleichen wohl bearbeitet und mit Mist und Schlammerde wohl gedungt, ist dazu dienlich.

Ist das Feld fertig, die Witterung gut, fürchtet man keinen Frost mehr, dann eile man, je eher, je besser die Pflanzen zu verpflanzen.

Man pflanze so, daß immer auf 3 Linien jede Pflanze von der andern 1 Schue abstehe, dann lasse man 2 Schue leer und dann kommen wieder 3 Linien, wie die erstern; dadurch gewinnt man die Möglichkeit, zwischen inne Sommers durch die nöthigen Arbeiten verrichten zu können.

Man erwarte einen Regen, dann eile man mit dem verpflanzen; bleibt der zu lange weg, dann schiebe man es nicht auf, mittelst dem Begießen die Pflanzen zu versetzen. — Man wähle sich zum verpflanzen allemal den Abend des Tags; je später gegen die Nacht, je besser; die Pflanze erhohlt sich sogleich in der Abend-Kühle und bekommt desto gewisser, zumal alsdann, wann sie sogleich, da sie eingesetzt ist, auch wohl begossen wird. Stirbt eine ab, das geschieht öfters bey vielen, sonderlich alsdann, wann der Regen ausbleibt und nicht wohl begossen wird; die Pflanzen sind zart, so muß ihre Stelle alsbald wieder mit einer andern besetzt werden.

Man

Man behackt die Pflanzen, jätet das Unkraut aus und haust jeden Stock schuehoch an; kurz man findet im Tobacksfelde durchs ausjäten, 2, 3 maliges behacken und Anhäufen immer etwas Arbeit.

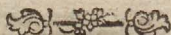
Jetzt, da der Stock hoch anwächst, so wachsen auch Auswüchse oberhalb den Blättern, die man Geiz heisset, aus; die bricht man nach und nach aus; die untersten Blätter gelben, man nimmt sie ab, trocknet sie, hebt sie auf;

Endlich jezt schießt der Stock den Saamenstängel aus; man bricht den jedem ab (die ausgenommen, welche man zum Saamentragen auswehlet, dazu wählet, man die fettesten aus); durch dies Abbrechen des Saamenstängels wachsen die Blätter frecher und größer und der Gewinn aus dem Felde wird dadurch vergrößert: von der Tobacks-Erndte schreibe ich unten! —

Mais oder türkischen Korn Anbau: Kukuruz heißen diese Getraide die Ungarn, die es sehr stark anbauen und meist davon leben. Ein Land, wie das ihrige, so fett und gut bey so heftiger Wärme gibt es auch fett und in Menge ab;

In Deutschland findet es auch von jeher seine Liebhaber, doch weit weniger als dort; der Gebrauch dieses Kornes in Deutschland besteht meistens darin, daß man das Geflügel mit füttert und mästet; in wärmern, fettern Gegenden: am Neckar, Rhein und Main sieht man zwischen Cartoffeln, Kraut, Rüben, in Weinbergen diese Getraidsorte wohl fortkommen.

Das Feld muß eher schwer, als leicht, wenigstens Mittelfeld seyn; es muß an der Sonne liegen, erst gut gedungt und bearbeitet werden: ist letzteres geschehen, dann macht man Stufen, jede 1 oder 2 Schue von der andern, legt im Frühjahre, wann der Frost vorbei ist,



ist, in jede 3 Körner: gehen sie auf, so nimmt man zwei Pflanzen weg, und läßt nur die beste stehen, diese wird gepflegt:

Sie wird behackt, und wie sie emporkwächst, so wird sie auch mit Erde nach Möglichkeit angehäuft; es wachsen nun in Absätzen die Aehren aus, die man aber alle bis auf zwei oder dreie ausbricht, endlich treibt sich der Staubfahne oben aus, diesen, der den Saamen enthält, läßt man so lange stehen, bis er seinen Saamensstaub ausgestäubt hat, dann schneidet man ihn ab und die Aehre wächst zur Auszeitigung bis auf den Herbst fort.

Alles am Stocke, der Stock selbst, so hart er auch ist, ist die gesuchteste, angenehmste Fütterung des Rindviehes: Von der Erndte weiter unten! —

Mohnbau: Der Anbau des Mohns, sonderlich des weissen, ist einträglich; das Oehl von solchem ist gewiß so gut und angenehm zu den Speisen als das beste Baumöhl; der Mohn gibt auch dazu sehr reichlich aus.

Der Mohn fordert ein gutes, fettes, also gut gedüngtes Land, welches recht rein gepflügt und geeget ist, sodann wird er im Frühling bald gesäet und zwar nicht dichte mit den Fingern: zu einem Morgen von 180 Quadratruthen a 12 Schuen, bedarf man einen Schoppen Saamen. Eine Maas Wasser wiegt $2\frac{1}{2}$ Pfund, der Schoppe, ist davon der vierte Theil: das Gefäß also, so den 4ten Theil von $2\frac{1}{2}$ Pfund Wasser fast, ist ein Schoppe; sich, Gott und der Witterung überlassen, und erhält nur diese einzige Bearbeitung: wann er Fingerlang ist, wird er behäckelt, das Unkraut wird ausgerissen und wo er zu dichte stehet, wird er geläutert, so hat er alles, was er bedarf und bezahlt alles auf ihn verwendete reichlichst.

Ist er dürr geworden, so werden die Saamenkapseln oben behutsam abgeschnitten, sogleich in einen Sack und heim auf die Tenne gebracht, gedroschen und der Saame unter einem Dachboden wohl ausgebreitet, oft gewendet, abgedorrt und so auf die Dehlmühle gethan oder verkauft. Sind die Köpfe aber auf dem Felde nicht recht abgedorrt, so bringt man sie unter das Dach, läßt sie da dürrn, zertritt sie dann in Schuen, siebt den Saamen aus: von einem Schoppen voll ausgesäetem Saamen kan man 12, 13 Sinri erhalten: jedes hat den Werth 2 fl. 30 kr.

Sirsenbau: Ein gutes, fettes, recht durchgearbeitetes, in frey, offenem Felde liegendes Land, das im Mayen nicht dichte besäet, eingeeget und dann übertreten oder gepritschet, sich und seinem Schöpfer überlassen, allenfals ausgegrast, giebt er bey trockener Witterung eine sehr reiche Ernde; sonderlich alsdann eine wohl angenehme esbare Frucht, wann sie auf Sandfeld erwachsen ist.

Weinbau: Von diesem werde ich weniger sagen, einmal, weil er so allgemein und eigentlich zur Landwirthschaft nicht gezehlet wird, dessen Beschreibung also hier weniger gesucht wird und von meinen wenigsten Lesern genutzt werden kan, davon also nur so viel! —

Der Weinbau solte nirgendswow als nur da, wo der Wein recht gut, gesund und trinkbar wüchse, daß ist, in recht warmen Gegenden, hizigen Feldern und auf solchen Stellen, wo der Pflug nicht gehen könnte: Felsen, Bergen, gepflegt und besorgt werden; alles übrige Feld, in allen kältern Gegenden verwendet man klüger und nützlicher auf den Ackerbau, auf Wiesen, Viehzucht und Viehmastung; man leidet dabey weniger Verlust, hat weniger Arbeit, ist nicht so in Gefahr, umsonst gearbeitet zu haben, und gewinnt mehr.

Bohnen:



Bohnenbau: Die Bohnen, die in Ranken wachsen, gehören in den Gemüsegarten: mehrere Gattungen Stockbohnen, sonderlich die kleinen Weisen, werden auch, wie die großen und kleinen Pferde oder Saubohnen auf die Felder versäet.

Alle diese fordern ein wohlgepflügtes Feld; ist's gut gedungt, so ist es desto besser, sie werden im Frühling ausgesäet.

Die Pferdebohnen kleinerer Art säet man auch, wie die Wicken, unter den Haber: gleichviel Haber und Bohnen oder Wicken giebt ein vorrefliches Gemäsch, beide Früchte wachsen aufs beste unter und bey einander, zeitigen zusammen und dienen zur besten Fütterung ausgedroschen für Pferde und alle Viehgattungen zur gewöhnlichen und Mastfütterung, geschrotten und ungeschrotten.

Die weißen Stockbohnen dienen auf dem Tische statt der Erbsen und Linsen.

Wollte man den Pferdebohnen beeder Arten recht viele Schotten verschaffen, so zwicke man die Stängel, wann sie jetzt blühen, ganz oben ab, so werden alle unten übriggelassene Blüthen Schotten ansetzen, da sonst die meisten, ohne dies zu thun, abfallen, dafür seine Felder in dieser Absicht durchgangen zu haben, wird man durch die beste, reichste Erde bezahlt.





X.

Die Wiese.

Die natürliche und künstliche.

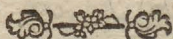
Der langen Fütterung wegen, die beynahe ganz unentbehrlich ist, bedarf man der Wiese oder des Grashodens, auf welchem eine Mischung von allerley Grasarten, so wie's entweder die Natur gibt, oder wie man sie selbst eingesäet hat, hervowächst: die erstern heist man die natürliche; diese aber die künstliche Wiese.

Die natürliche Wiese hat ihren Standort da, wo die Gräser vorzüglich gerne wachsen, wo sie bewässert werden, oder bewässert werden können, wo der Acker nicht hingelegt werden kan, das sind tiefe Gegenden: Gegenden, über welchen die Aecker, die von Ueberschwemmungen frey seyn müssen, angebracht sind.

Daß eine Wiese von Natur vor der andern gute Gräser hat, das macht der verschiedene Boden: Die Lage: schwerer Boden hat gute und eine hochliegende Wiese hat nahrhafte öhligte Gräser! auf leichtem, auf feuchtem Felde wachsen sie lange so gut nicht.

Man hat etliche schädliche Gräser, die rottet man aber meistens leicht aus, doch sind auch einige: Die Mausöhren, sonderlich die Razenschwänze oder das Zinnkraut, welche schwer oder gar nicht zu vertilgen seyn werden. Die Razenschwänze sind grün wohl nicht tödtlich, doch aber verschlägt das Vieh die Zähne, und steht vom Fressen zurück, gedürret schaden sie nichts. Man kan auf dieser Erde nicht alles schaffen, wie man es will, aber sich so in alles schicken, daß es nicht schadet.

Kurz! der Platz ist zur Wiese wann er so liegt, wie ich so eben gesagt habe, ganz schicklich und gut. Ist er von allem, was den Graswuchs hindert, das Gras, das



das Mähen erschwehrt oder ohnmöglich macht, gereinigt und befrenet, so hat er, was er bedarf. Büsche, Dorn, Steine müssen da weg seyn, und da in feuchten, sumpfigen Gegenden zwar immer noch Gras, aber sehr schlechtes wächst, so muß man sichs eine wahre und stete Angelegenheit seyn lassen, die Wiese von übermäßigen Feuchtigkeiten zu befrenen: man hat der Flossgräben, durch welche man die Feuchtigkeit abzäpft, höchst nöthig und öfters bedarf man auch der im Cap. IX. angerühmten Falllöcher ganz nothwendig.

Will man aber im Grabenausstechen klüglich zu Werke gehen, so erwäge man vor allem, daß alles Wasser unterirdisch von Bergen und Anhöhen herabkommt. Würde man also an der Bergseite einen Graben so breit die Wiese ist eingraben, und den so tief führen, als die Wiese auf ihrem niedrigsten Theile tief liegt, so würde man alle Feuchtigkeiten, die vom Berge kommen könnten abgehalten haben, in solche zu fließen und ein einziger Graben würde so alles hinlänglich ausrichten: das Wasser müste unterirdisch verkommen; Mauerte man den Graben mit trockner Mauer ein paar Schue hoch und breit aus und bedeckte ihn gut, so könnte man die Erde oben aufschütten und man hätte am Raum des Feldes gar nichts verlohren.

Fände man aber in diesem Graben, wie es leicht geschiehet, starke Quellen, so müste man ihnen durch einen zweeten Graben hinlänglichen Ablauf in die Tiefe verschaffen.

Wiesen, die vielen Sumpf haben, deren Lage es nicht zugeben zu wollen, scheint, sie von den vielen Feuchtigkeiten befrenen zu können, werden durch nichts ehe und besser gut hergestellt, als wenn man sie satt mit Kummer von alten Gebäuden: Stein, Kalk, Leimen u. d. gl. überführet, dies senkt sich nach und nach in die
Tief

Tiefe ein, die Wiese wird feste und grünet bald recht frech auf. Dies ist Erfahrung. —

Das viele Moos, welches ebenfalls aus unterirdischen vielen Feuchtigkeiten, oder aus vielem Schatten, welcher das Feld deckt und erkältet, herkommt, ist auch eine mächtige Hindernis des Graswuchses; Gräben, aufgeführter Mergel, Asche und die Ege, mit der man im Frühling darüber hinführt und das Moos aufreißet, und dann abrechet, nimmt diese Unfruchtbarkeit weg.

Die Wiese leidet durch den Maulwurf und die Ameisen: beeder Erdhaufen, die sie theils aufwerffen, theils zusammen tragen, sind bekannt, man muß sie von der Wiese weghalten oder daraus vertreiben: man fangt die erstern weg und da thut eine ganze Gemeinde wohl, wann sie einen gemeinschaftlichen Maulwurffänger anstellt, der für ein gewisses Geld Jahrs durch das ganze Feld reiniget; dann, wann nur der oder jener seine Güther von diesen schädlichen Thiergen befrehet, so werden sie bald wieder von den anliegenden aus einnistet. Die Ameisen wie die Maulwurfsaufen verstreut man umher; besser aber ist es, wann man die Ameisenhaufen aushauet und solche samt den Ameisen aus der Wiese wegbringet.

Die Würmer, aus denen die Mayenkäfer werden, die man hie und da Engerlin heisset, haben seit einigen Jahren gräuliche Verwüstungen auf den Wiesen angerichtet: sie durchwühlten sie in so großer Menge dermassen, daß fast alle Graswurzeln dahin waren und die Wiesen ganz ohne Grün da lagen, und nicht das mindeste Heu oder Grumet abgaben.

Man bediente sich, die Wiesen herzustellen oder auch diese Würmer abzuhalten, allerley Mittel:



Das Beste schiene, zu seyn, die Wiesen mit Kalch, Seifensiederasche oder mit scharfen Dornstein oder gutem Haalbözig als etwas ezzendem, so die Würmer verabscheuen, bestreut zu haben.

Die Wiesen, welche einmal abgescheelt waren, wieder herzustellen, ist gut erfunden worden, wann man drehblättrigen, auch Luzernerflee, aussäete.

Das beste Mittel aber schuf die Vorsicht selbst: 1785 wurden viele Wiesen von Grundauss verdorben, in der Heuernde 1786 gaben sie gar kein Heu; von der Heuernde an aber hatte man anhaltenden Regen bis zur Grumeternde, die noch vorhandenen vielen Würmer versamen und das Gras erschien so häufig, daß man die beste Grumeternde hatte; andere Wiesen, welche schon 1784 verdorben worden waren, hatten ungewöhnlich vieles Futter; 1787 hatte man mehr Heu als jemals, keine Wiesen hatten mehr als die vorher von diesen Würmern das allermeiste litten: es scheint also, daß das Auslockern des Bodens durch die Würmer in der Folge alles ersetzte.

Die Werren graben den Boden feuchter Wiesen auch auf und haben da und dorten ihre Nester; sie schaden; allein der Schaden ist so geringe, daß er kaum verdienet, durch vieles Nachsinnen, verwehret werden zu wollen: die Feuchtigkeiten abgezäpft, die Wiese mit Mergel überführt, gewehret da alles.

Wie die Wiese durch Dung zu verbessern ist, werde ich in dem Capitel vom Dunge noch nachhohlen.

Allerhand Verwüstungen sind bey den Wiesen möglich: sie liegen tief, gemeiniglich an Bächen und Flüssen, oder es gehet bey heftigen Regen die Richtung der Gewässer aus Bergen, Anhöhen, aus Aeckern herab; hierdurch können sie mit Schlamm überzogen, mit Steinen überschüttet, aufgerissen und die Erde abgeführt werden,

werden, es ist möglich, daß Bäche oder Flüsse, wann sie an ihren Ufern liegen durch beständiges Anspühlen den Boden abblecken, wegreisen, mit hinnehmen und gerade über am Ufer andern ansetzen, der ihrem Besitzer nicht ist und dem Anstößer wird; und wie da zu thun? —

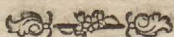
Führen die Bäche guten Schlamm auf die Wiesen, so ist er Dung, man hat also hier dem Bache zu danken und ihn daran nicht zu hindern. Zu Zeiten freynlich, wann dies geschiehet, da Gras auf ist, so ist es besudelt, das geschieht selten im Sommer; geschieht es aber einmal, je nun! so gibt man sich Mühe, sie zu reinigen; verwehrt es aber dem Bache nicht, seinen Lauf in der Folge ferner so zu nehmen; der Nuze ist größer, als der Schade.

Die Steine nimmt man hinweg; freynlich Kosten! — ist man im Stande, einen Ausweg zu finden, auf dem man den Lauf der Gewässer künftighin abweist, so scheue man keine verhältnismäßige Kosten, es kan kommen, daß so vieler Kummer aufgeführt wird, der abgeführt zu werden, mehr kostet, als die Wiese kaum werth ist.

Nichts ist nöthiger, als der Wiese gleich wieder da Boden und darauf Grasmuchs zu geben, wo sie aufgerissen, wo die Erde abgeschwemmt worden ist; wird das heuer oder jezt bey dem Wassergusse verabsäumt, so kommt der zweete, reist weiter und das Loch ist kaum mehr zu flicken.

Man sict es damit, daß man Erde beyführt und darauf alsobald Haber mit Heublumen, und wann nicht Sumpf da ist, mit Luzerner oder Esparsen - Kleesaamen überstreuet.

Wäre der Boden sehr leichtes Feld, oder feucht, so grabe man Queckenwurzeln aus, zerstücke sie Fin-



gerslang, streue sie darauf und ege sie ein, diese machen den festesten Damm wider das Einreisen und sind das Mittel ohne Gleichen!

Reisen die Bäche oder Flüsse am Ufer ein, so müssen die Stellen augenblicklich mit Weidenetzlingen besteckt werden, das sollte an der, der Gefahr ausgesetzten Stelle alle Früh- und Späthahre sorgsam geschehen.

Kurz! bey jeder leeren Stunde, wann der Bauer glaubt, müßig seyn zu können, nimmt er billig seine Hacke auf die Schulter und sieht auf allen seinen Güthern nach, hat er seinen Säbel, den Heckenschnaber, auch bey sich über die Schulter gehängt, so wird er durch beede Werkzeuge immer was schaffen, was sie bedürfen und ihm in der Folge sehr nützet, ihn für Schaden verwahret.

Die natürliche Wiese, welche nicht durch dergleichen natürliche Zuflüsse, durch Regen, Bäche, mit Schlamm und anderer dungreichen Erde von Zeit zu Zeit gedunget wird, bedarf mit künstlicher Dungung: Mist, Erde, Kalk, Gyps, Steinkohlenstaub u. d. gl. von Zeit zu Zeit versehen zu werden. Ich rede nachher beyntung davon noch weitläufig.

Läßt man das Gras wohl zeitigen, so erhält sie Saamen von Jahren zu Jahren genug; will man Heublumenstaub, Kleesamen aufstreuen, so thut man auch wohl und sehr nützlich.

Die künstliche Wiese ist die Wiese, oder der Platz, auf welchen man den Grasboden nicht so wachsen läßt, wie ihn die Natur ansetzt, sondern wie man die Grasarten selbst will: die man selbst einsäet. Hiezu dient jeder Ort, welcher denjenigen Boden hat oder zugefährt erhält, den die Grasart, welche man säen will, liebet, dann nicht jede Grasart taugt auf jedweden Boden: Luzerner,

zerner, Esparset und alle Arten Grases, welche tiefe Wurzeln schlagen, verabscheuen den leichten Boden, sie keimen darauf kaum und wann sie keimen, so sind sie doch bald, in 2, höchstens 3 Jahren wieder dahin; viel angemessener ist ihnen Schiefer und Stein in schwerem Felde als jener; immerhin finden sie da Klüfte, wo sie einwurzeln und lange bestehen, wenn nur das Feld trocken, nicht naß ist.

Man hat allerley Grasarten, mit welchen der Boden zu einer künstlichen Wiesen besäet werden kan; die vornehmsten: welche mir bekannt sind, sind der Drenhlätterige rothe, der weisse Wiesenklee, der Esparset oder türfische, der Luzerner oder ewige Klee, die Pimpernell, oder, wie es bey uns geheißen wird Laderlisgras, das Raygras, das Honiggras. *)

Ich bin aber versichert, daß man noch manche andere Grasarten in frecheren höherm Wuchse auf eine längere
S 4 Zeit

*) Ich muß hier einen Mann empfehlen, der sich schon recht viele Mühe gegeben hat, uns gute Grasarten für die Landwirthschaft aufzusuchen, der auch einige vorher nicht bekannte, neben allen Kleesorten von ausgesuchter Güte um recht billige Preise verkauft: es ist Herr Johann Gottlieb Beck, Rathsverwandter und Kaufmann zu Göppingen, im Württembergischen: von ihm habe ich das Honiggras; er empfiehlt aber noch vor diesem das Ruchgras mit gelben Blüthen und verkauft auch das französische Raygras: jenes das Pf. für 45 fr., dieses für 24 fr.

Wenn ein Land wohl gepflügt und geeget ist, werden diese zerley Sorten Gras den Frühling hindurch mit und ohne Klee eingesäet. Man bedarf zu 150 Quadratruthen, à 12 Schue 25 Pf. Saamen. Mit Klee gemengt: 12 Pf. Klee, 6 Pf. Honiggras oder Ruchgras.



Zelt auch dazu nutzen könnte, wenn mans versuchte und man bey allen ausmachen könnte, wie ihr Saame zu sammeln wäre und wie sie angesäet werden müßten: ich habe die italienische Sulla gesäet, ach! ein herrliches Gewächs über alles; allein es verträgt unser Clima nicht, es stocket im ersten Jahre wieder aus.

Ich habe nachher ein anderes auf den Aeckern und an Bergen wachsendes Kraut gefunden, dessen ganzes der Sulla höchstähnlich ist und verdient entweder Wicke oder Klee zu heißen: ich habe Saamen sammeln lassen, er gieng aber auf etliche Versuche nicht hervor, er keimte gar nicht: ich ließ Pflanzen ausgraben, setzte sie ein, sie gediehen und ob sie mir schon etliche Jahre aus Unvorsichtigkeit der Arbeiter umgehacht worden sind, so wuchsen sie doch immer wieder fort, ließen sich nicht ausrotten und dauren schon 8 Jahre an, herrlichers zur Fütterung ist kaum zu erdenken; der Wuchs ist sehr frech, der Stock hat etliche Ranken auf, die zu 1, 1½ Ehle sehr fett und saftig anwachsen.

Allein ich mag's angreifen, wie ich will, so erhalte ich doch wenigen Saamen, er zeitigt, fällt ab, keimt nicht, ich sammle, säe, er komt nicht. Ich bin voll Arbeit um ihn, es wollte mir bisher keine gelingen, ich weiß nicht, was in der Folge geschehen wird und was ich noch thun werde.

So gehts vielleicht mit noch mehrerem Grasesaamen auch, die sonst sämmtlich zu Errichtung künstlicher Wiesen ganz gut wären.

Man hat sogar die großen Messeln, weil sie sehr frühe da sind, ziemlich ausgeben, gesund sind, vom Vieh auch jung gar sehr gesucht und begierig gefressen werden, zum Ansäen gewählt.

Jedes Gras, wenn es auf einem bearbeiteten gedüngten Boden kommt, wächst fetter, höher, besser fort;
fast

fast jedes könnte also zu künstlichen Wiesen gebraucht werden; man hat billig darauf zu denken; denn manche natürliche Wiese hat ungesunde Kräuter auf;

Bei der künstlichen findet dies nicht statt; man hat's in seiner Gewalt, die besten zu wählen, zu säen, zu erndten und die meisten schädlichen so zu entfernen.

Zu künstlichen Wiesen ist außer den sumpfigen, wo man die Feuchtigkeiten gar nicht abzäpfen kan, jedwedes Land gut: das leichte, das schwere, das steinigste, das tiefe, das hohe, das am Hang liegende, auch das, so nicht tiefen Boden, sondern Schiefer und Felsen hat; zu jedem hat man schon Grasarten, welche dahin taugen:

Der rothe Wiesen-Klee ist zu leichtem und auch zu dem Lande, noch welches nicht tiefen Boden, dann schon Steine und Felsen hat, tauglich, das Ray und Honig-Gras, auch die Pimpernelle gleichfalls.

Esparset, Luzerner-Klee fordert schlechtweg schweren, thonigten, kiesigten steinigten Boden, tröckne vor allen Hang der Berge, Stein und Felsen sind ihre Wohnplätze und da gedehen sie auf viele Jahre anhaltend vorzüglich. Kurz! hier ist jedes Gewächse, auch der Rothe-Klee sehr gut besorgt; und welches das vorzüglichste und anziehendste ist: — alle und jede Grasarten auf trockenem, schweren Boden sind um vieles nährender, schmackhafter, gesünder und mästender und schaffen weit mehrere und fetttere Milch, als jedes Gras auf leichtem Felde nicht thut.

Die Probe: man nehme 2 gleich große Bunde Gras oder Heu, einen auf leichtem, den andern auf schwerem Boden erwachsen, wäge sie gegen einander ab, so wird gewiß dieser jenen weit wegwägen, schwerer seyn und also mehr Stoff und Inhalt verrathen.



Die Ansaat dieser Sämereyen kan nicht anderst als auf dazu zubereiteten Boden geschehen also: wie muß das Feld dazu zubereitet werden? —

Ausgestreuter Saamen soll kaimen, Wurzeln schlagen und frech und früh auf und zum Nutzen herwachsen; — dieses bestimmt die Art der Zubereitung des Feldes.

Es muß tief genug rein gemacht und dabey wohl gedungt, auch vom Unkraute befreyt seyn;

In das reingemachte Erdreich fällt der Saame gemächlich und wohl ein: in dem tief aufgebrochenen schlägt er ungehindert tief Wurzeln, im gedungten hat er sogleich nöthige, mehrere Nahrungen zum frechen Wuchs und da in Anfangs kein Unkraut daran hindert, so wächst er auch so behende auf, daß es, wann in der Folge eines wachsen wollte, sein Aufkommen hindert und es erstickt.

Man hat bisher selten den rothen dreyblättrigen Klee (ich will es hier einmal für allemal gesagt haben: der weisse dreyblättrige Klee ist des besondern Ansehens nicht werth; er bleibt immer sehr kurz) anderst als auf das Wintergetraide-Feld, oder in das Sommerfeld unter Roggen, Gersten, Haber, Erbsen, Saubohnen gesäet, so, daß man ihn sogleich nach Abgang des Schnees und nach den Eintritt des Frühlings obenhin unter den Roggen, Dinkel oder Weizen einsprengte und ihn so der Vorsicht, ohne an ihm das geringste weiter zu thun, überlies. Selten versagte er so behandelt: das kleine Korn fand so überall Rize auf dem Felde, wo es einfallen konnte, das Ackerfeld ist gedungt, war rein gemacht, saattief gepflügt, der feuchte Frühling gab nöthige Feuchtigkeit, der Saame brannte noch nicht stark auf und der Saame des Getraides schützte wider rauhe Winde, Hitze und Austrocknung.

So

So hatte man auch im Herbst noch Klee-Ernde, folgenden Sommer und das dritte Jahr nochmal bis zur Winter-Einsaaf wieder.

Will man diesen Kleesaamen in den Sommer-Ges-
traid-Flur unter Haber, Gerste, Erbsen, Saubohnen
einstreuen, so mischt man ihn entweder diesen Frucht-
saamen bey (welches ich aber mißrath; er kommt nicht gleich
um) und streut ihn so mit solchen aus oder man streut
den Fruchtsaamen und dann erst den Kleesaamen beson-
ders darauf aus; nun egt man sie beede zusammen ein:
allein jetzt von mir eine Anmerkung aus eigener östern-Er-
fahrung! —

Selten, wann nicht Regen über Regen folgen, geht
dieser Kleesaamen wohl auf und wächst gut fort; das
Feld ist zu locker, die Zeit ist zu warm, er kaimt entweder
gar nicht, oder wenn er auch kaimt, so fällt er doch wie-
der um; der erst aufgehende Sommer Getraide-Saamen
deckt ihn nicht; selten also, gar selten fällt so eine Ein-
saaf gut und nach Wünschen aus.

Da ist nun schlechtweg nöthig, das eingesäete, und
geegte Feld mit einer Walze zu überfahren oder zu prit-
schen, oder mit den Füßen zu übergehen oder eine Schaaf-
heerde darüber hin- und her zu treiben, dem Saamen
Feuchtigkeiten gegen rauhe, austrocknende Winde und
Sonnenschein zu erhalten.

Wie viel bedarf man des Saamens zu einem Mor-
gen von 256 Quadratruthen à 16 Nürnberger Schuen?

Ich merke noch an ehe ich darauf antworte: man
kan den Klee nie zu dichte: aber gar leicht zu dünne aus-
säen: geschieht dies, was nuzt er? man kan kein Stöck-
gen mehr dareinsetzen; die Nachsaaf gelinget niemal; —
geschieht aber jenes so wird der Acker nach Möglichkeit
genutzt, und ist ein Stückgen zuviel, so wird es bald
ausgehen.

Also



Also 7 Maas, lieber 9 Maas Saamen bedarf man: eine Maas hält $2\frac{1}{2}$ Pfund.

Man thut wohl, wenn man so streuet, daß man das mit das Feld 2 oder 3 mal übergehen kan, man streut ihn so sicherer gleich um.

Dieser Klee bleibt so stehen, wird drey Jahre genutzt, wann er nehmlich in's Wintergetraide gesäet wird: nach der Erndte einmal, das andere Jahr 3, auch viermal abgemähet, und das dritte Jahr wird er noch biß an die Wintergetraide-Saat abgegraset, dann wird das Feld gestürzt und also gleich besäet: ich will mich verbürgen, daß es weit besser ist, als wenn man ihn nur bis Johannis stehen läßt und sodann von da an biß an die Saat das Feld noch 2 oder 3 mal pflüget; mag man dies allenfalls im leichten Felde thun, — nur im schweren thue man es nicht; nimmt man jezt Dinkel, Weizen zur Saat, so wird man sich im folgenden Sommer über seine Erndte ergözen; nimmt man aber Roggen, dann ist es gut, dem Acker vor der Saat zweymal zu pflügen, also den Klee um Johannis wegzunehmen.

Wie kan es anderst wohl seyn? — das Kleefeld ist schon gedungt, (im Capitel vom Dungen siehe nach) hat zwey Jahre geruhet, ist locker, da es umgebrochen wird, die Kleewurzeln faulen Winters nicht, erst im Frühling, und so aufgelöst, geben sie eben jezt, da der Wuchs erfolgen soll, übermäßige Nahrung dazu; besonders auch dadurch, daß das Feld immer locker bleibt, die Regen wohl eindringen und so die Fruchtbarkeit im vorzüglichsten Grade erfolget, lalle Jahre sehe ich das, was ich da sage, vollkommenst unausgesetzt erprobet und wahr.

Säet man dem Klee in's Sommergetraide so verfähre man das folgende Jahr eben auch also. —

Der Esparket oder türkische, auch der Luzerner oder ewige Klee lassen sich auf diese Weise nicht ansäen, ihre Ansaat geschieht am vortheilhaftesten so: —

Das Feld wird im Herbst gedungt und gestürzt, im Frühling wieder gepflügt, wohl beegert, wo möglich nochmal gepflügt, dann wird beeder Saame mit Gersten gemischt; — besser! nur etwas weniger Hirse drunter gemengt um Johannis eingestreuet (man übergehe das Feld 2, oder 3 mal, um gleich auszustreuen) und ege ihn unter.

Nothwendig!! jezt gewalzt oder gepritscht!

Wollte oder könnte man das Land rejolen, — oder mit dem Grabscheit tief aufstechen so würde man das Beste gethan haben; wo das nicht, so pflüge man nur so tief, als immerhin möglich seyn mag; — dann beede Wurzeln sehr tief gehen.

So mit dem Feld, welches schon Acker ist; — will man aber erst eine Einöde, etwa einen Hang des Berges dazu umbrechen und man muß es mit der Karst oder der Haue thun, so lege man jezt gleich Cartoffeln darein und bearbeite das Land Sommers durch tüchtig und dann das folgende Jahr besäe man es, so wie ich sagte, das Pritschen oder Walzen vergesse man ja nicht! —

Ist die Gerste oder der Hirsen gezeitigt, so nimmt man die Gerste durch die Sichel hinweg; dem Hirsen aber schneidet man nur oben die Kolben ab.

Last nun alles zusammen bis zum Herbst wachsen und erhält sonderlich vom Luzernerklec noch eine gute Ernde zur Fütterung des Viehes; diese gibt nun der Esparket nicht, auch das folgende Jahr wird sein Wuchs noch gar schlecht seyn, wann der Luzerneklee ihn über die Maassen übertrifft und 3 bis 4 mal ehlenlang abzumähen seyn wird.

Hier



Hier muß ich aus eigener Erfahrung anmerken: Man findet, daß das Unkraut mit diesem jungen Klee oft so häufig aufwächst, daß zu besorgen ist, er ersticke; ist das, so mähet man alles biß auf den Boden um Jacobi ab, das Unkraut bleibt dann zurück, der Klee wächst drüber hin und erstickt's: ausgrasen ist zu beschwerlich und gefährlich; viele Kleestöckgen gehen drüber zu Grunde.

Beede Kleearten dauern lange an: 10, 20, 30 Jahre gehen sie auf schwerem trockenen Felde nicht aus, stehen auch, sonderlich der Luzernerklee, in der heftigsten Dürre frech da; sie, sonderlich der Esparsset, werden vom Vieh sehr geliebt, nähren herlich, geben viele, fette Milch und sind als Heu und Gras erwünscht. Wuchse der Esparsset so oft, so schnell und so hoch auf als der Luzernerklee so hiesse ich ihn den besten, den nützlichsten und für alles Vieh den zuträglichsten; da aber dies nicht ist und der Luzernerklee seines gleichens an frühen, schnellen, hohen und frechen, öftern Wuchse nicht hat, so stimmt mich dieses für diesen schlechtweg und ich muß ihn vor allen Kleesorten empfehlen! —

Wie viel zur Ansaat auf einen besagten Morgen? — 7 oder 9 Maas Luzerner und 7 biß 9 Simri Esparssetsaamen ist hinlänglich und eben.

Dies noch vom Luzernerklee! Es geschieheth nicht selten, daß er nicht dichte genug hervordrückt, daß hie und da Stöcke abgehen, kurz! daß er zu dünne stehet.

Bemerket man dies so pflüge man ihn herum oder hacke ihn mit dem Karst in großen Strüken, doch so herum, daß der Boden nur, wie halb herum bricht und lasse so alles: Feld und Klee in seinen entblösten Wurzeln liegen; in kurzer Zeit werden alle Wurzeln in vielen Rainen ausschlagen und der Klee wieder dichte da stehen.

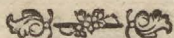
Der

Der Anbau des Raygrases, der Pimpernell, des Honiggrases kan auf leichten und schweren Feldern geschehen, nur seyen sie nicht feucht, — nicht zu viel feucht!! —

Das Ray und Honiggras sind Schmellenartige Gräser, wachsen sehr hoch, sind frühe da, sind saftig und süße, sind gesund und für alle und jede Viehgattungen erwünscht: die Pimpernelle ist so leichte nicht zu beschreiben, sie ist blätterreich, zart und das ich alles mit einem sage: jede Wiese, wo dieses Gras wächst von sich selbst, hält der Bauer für die beste: er hat wohl nicht unrecht und es ist allerdings so, wie er glaubt.

Wann das Feld wohl gedungt und rein gemacht ist, so säet man diese Saamen ein: es ist schwer zu bestimmen, wie viel aufs Feld, ich sage: da man den Saamen auswirft und er ziemlich grob ist, so wird man vor sich hin schon wahrnehmen, ob man überall hingetroffen hat: Ray und Honiggras stocken um und füllen dies leere bald aus; streue man die Pimpernelle etwas dichter. — Diese dreyerley Gräser dauern viele Jahre an, und dies vom Ray und Honiggrase nach! Sie werden auch unter den drenblätterigen rothen Klee mit angesäet und dienen nicht nur dazu, daß sich das Vieh so leicht an dem Klee nicht überfrist, sondern auch dazu daß sie abgemähet, gesdörret aufborsten und der Klee, der darauf liegt, eher und besser abdorret.

Ich will hier noch des Sperguls gedenken: eine Grasart, die in Holland erbaut wird, die den Spergula Butter gibt, den man über alles erhebet: eine Grasart, die von den Niederländern gar sehr geschätzt wird: sie wächst hoch und ist über die Maassen nahrhaft. Der Saame ist klein und schwarz: ich säete ihn an, das Gras blieb kurz, ich glaubte, was fremdes gesäet zu haben; allein ich fand bald, daß er in Deutschland was seltenes nicht ist: ich sahe ihn allenthalben, sonderlich unter dem Flachs:



Glachs: hätten wir Hollands fette Felder, dann würden wir ihn nutzen, so aber beym Gegentheil wohl nie und nirgendwo sonst als da, wo man ihnen an der Güte der Felder gleich ist.

Durch jene Graspwächse, welche uns nun in dem Stand gesetzt haben, den Abgang der benöthigten Wiesen, welche doch einmal für allemal der letzte Grund einer guten Landwirthschaft sind und bleiben werden, schafft man sich im Stalle alle Sorge hinweg und gewinnt vorzüglich! — ich bekenne es gerne;

Aber das bitte ich auch mir zu verzeihen, wann ich sage: wäre ich Landwirth von Profession, so würde ich wenigstens in meinen Kuh- oder Melkstatt nicht eine Handvoll Klee bringen lassen; da müste man nichts sonst füttern als angesäetes Habergras, ich meine Haber, welchen ich alle Jahre frisch ansäete.

Es ist Erfahrung und Erfahrung geht mir doch immer über alles ein! daß dem Rindvieh nichts angenehmer ist, nichts mehr Milch und mehr fette Milch verschaffet als abgeschnittener verfütterter Haber. Ich habe schon etliche Jahre keinen Klee mehr, lauter Haber füttern lassen und diesen andauernden Effekt. Wie ich verfahre? — So: Ich wähle mir ein fettes Feld aus oder ich dunge ein mageres besser als gewöhnlich und im Frühling, so früh als es nur seyn kan, lasse ich einen Theil davon mit Haber dichter als man sonst thut, besäen; nach Verlauf 14 Tagen wieder eben soviel und nach wieder 14 Tagen abermal soviel 2c. 2c. ansäen; die Ursache davon folgt.

Der Haber wächst nun bis Ende May, Anfangs Junius so weit heran, daß er Schues lang dastehet, und so lasse ich nun anfangen, ihn abzuschneiden und zu verfüttern, bis ich jetzt von einem Drittel Feldes zum andern komme, hat jeder die nöthige Größe; bis alles abgeschnitten

ten ist, ist der erste schon wieder so hoch, als nöthig ist, das zweitemal heran gewachsen und so geht die Fütterung wieder von vorn an: es geschieht oft, wann die Witterung regnerisch und warm ist, daß ich dieses Haberfeld zum drittenmal nütze; hats das drittemal nicht lauter Haber, so hat es doch soviel gutes Gras unter dem Haber, daß die Fütterung ganz gut und vortreflich ist.

Defters sprengte ich auch Wicken und rothen Klee mit ein und dieses gibt sodann bey der dritten Schur ein so gutes und so recht vieles Krippenfutter als man nur wünschet.

Ich will hiebei sagen: soll der Haber nachtreiben, zwey und dreyimal treiben, so muß er abgeschnitten werden, noch ehe er schosset; hat er geschosst, dann ist der Nachtrieb unmöglich.

Diese Fütterung wird des Saamens wegen kostbar! — Mein; ich ziehe den Saamen alle Jahre selbst, indem ich allemal ein Stück vom Felde schone und den Haber zeitigen lasse, der mich gewiß weniger kostet, als man für den Kleesamen zahlet oder kaum etwas wenigens mehr, wenn man sich ihn selbst zieht.

Keiner wird schädlich handeln: gewiß Nutzen haben, wenn er mir nachfolgt, — nur sey das Feld fett — Neubruch — oder über gewöhnlich gut und fetter gedungt. — Gute Witterung: Regen und abwechselnden Sonnenschein seze ich voraus!

Es ist wahr, diese Haberfütterung gewinnt man etwas späte; was schadets, wenn man etwas frühen Luzerner Klee dabey hat? — diesen habe ich auch und da und dort etwas im Garten an den Hecken, in den Gängen gegraset, kommt man den Verzug unempfinden zu dieser herrlichsten Fütterung, die alles ersetzt und übertrifft.

Zu den Wiesen, die auf keinem andern Zweck als zur Fütterung des Viehes da sind, rechne ich auch



die Futter-Kräuter und Wurzeln.

und bringe sie also in das Capitel von den Wiesen wie billig.

Die Futter-Kräuter sind von allerley Arten: andere werden vorzüglich in ihren Blättern, andere in ihrem Blättern und Strüncken, wieder andere in Blättern, und ihren Wurzeln genuzet.

Ich will sie benennen, so, wie sie mir einfallen: Kopfkohl, Blau- oder Braunkohl, alle Rüben-Arten: weisse, gelbe, Vieh- oder Burgunder, Boden-Rüben: Cartoffeln aller Arten: Keps, Johannis-Korn, Gemäsch oder Gemisch; Alle diese dienen zur Fütterung mehr oder weniger, geben schlechtere oder bessere Nahrung.

Das Kopfkraut, Wirsching, Kohlraben geben dazu Blätter und Strüncke und die erstern dienen dazu eingesalzen und grün; grün aus dem Garten weg, wann sie von Zeit zu Zeit abgeblattet werden oder die Köpfe jezt ausgestochen sind: man kan sie lange grün aufbehalten, wenn man sie in den Gärten so lange stehen lässet als es nicht frieret, frieret es dann endlich, so haut man die Strüncke ab und legt sie zusammen unter freyem Himmel auf Haufen, wovon man alle Tage soviel wegnimmt, als man bedarf, schneidet die Blätter ab, verfüttert sie klein gestossen unter Heyel, Raff oder Süd: den Abgang vom Getraide; bringt die Strüncke in den Keller, nimmt sie im Winter nach und nach hervor, spaltet sie 2, 3 mal und gibt sie unter Raff, Spreu oder Heyel dem Vieh zur Nahrung; hat man nun viele Blätter, so salzt man sie in großen Kübeln oder Gölten ein, tritt sie veste, verwahrt sie, wie Sauerkraut, nimmt sie nach und nach heraus, zerstückt sie und verfüttert sie auf eben jene erzählte Weise mit dem Rindvieh oder allein gekocht oder ungekocht mit den Schweinen.

Man

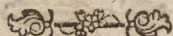
Man hat eine Gattung großen braunen Viehs Kohl, dieser bleibt auf dem Felde stehen, wann nemlich keine Wildprets oder Haasen-Plage im Lande herrschet, man blattet ihn dem Winter durch nach und nach ab und bedient sich der Blätter, wie auch letzters der Strüncke zur Fütterung.

Alle Rübegattungen werden am Herbst ausge nommen, in Löcher unter frehem Himmel geschüttet, mit Erde überdeckt, im Winter wird eins nach dem andern geöfnet ausgeleert und so der Inhalt verfüttert; besser ist die Aufbewahrung im warmen Keller und von da aus zur Fütterung verbraucht. Rind und Schweines vieh, wie die Schaafte nehmen hieran theil; man stößt sie klein und mischt sie unter geschnittenes Stroh: kocht sie für die Schweine unter dem Spühlich der Küche.

Der Gebrauch der Cartoffeln ist der nehmliche; auch ihr Gestroh; aber nicht der sogenannten englischen oder wilden, sondern der zahmen: der runden und langen rothen, der langen und runden weissen und gelblichten, ist eine vom Rindvieh gesuchte Fütterung: man schneidet es ab und legt es eher noch die Cartoffeln um Michaelis ausgenommen werden, vor.

Der Keps, wann er früh auf gutes, fettes Land ausgesäet wird, treibt vielfältig so hoch, daß man sehr unhaushälterisch thun würde, wenn man ihn nicht abgrasste und verfütterte; man hat aus vielfältig gemachten Versuchen, sichere Proben, daß so ein Verfahren ihm weniger schadet als nützet.

Das Johannis-Korn: Roggen auf einen wohl zubereiteten fetten Acker um Johannis des Täufers, also in der Mitte des Junius gesäet, treibt so gewaltig, daß man es im Herbst noch 1, 2 mal abmähen und davon doch noch die beste Erndte sicher erwarten kan.



Wird der Roggen im Herbst bald gesäet und die Witterung bleibet lange warm, so gibt auch dieser im Winter für die Schaaf, wann es blos gefrohren hat, eine fette und gesunde Waide.

Das Gemäsch: Wicken, Erbsen, Haber zusammen gemischt und auf einem um Jacobi abgeernteten Roggenacker gesäet, gibt im späten Herbst die allerbeste Fütterung.

So säet man auch die Weisenrüben, aufs abgeerntete Wintergetraide-Feld, behackt sie ein paarmal und erndtet sie im Herbst: man säet sie auch früher aufs Brachfeld und nimmt sie bey der Wintersaat heraus. Doch hiervon und von andern noch mehr in dem Capitel vom Garten.

Seze ich allen diesen Fütterungs-Sorten noch andere und so viele bey als mir bekannt sind; so werde ich nicht nöthig haben einen besondern Abschnitt von den Fütterungs-Sorten zu machen.

Gewiß ist, daß bey der Landwirthschaft alles auf hinlänglicher guter Fütterung beruhet; so lange man diese nicht hat, ist alles verlohren; ich weiß es aus langer Erfahrung bey uns; so lange wir nicht genug natürliche Wiesen hatten, von künstlichen nichts wußten, die verschiedenen Futterkräuter und die Wurzeln nicht einmal dem Namen nach kannten, so lange wollte es doch immer nicht recht fort, immer die Klage: Aecker genug; aber Wiesen fehlen mir sehr u. u.!! hie und da und oft würde man die Klage nicht gehört haben, hätte man nur alles das, was den Wiesenmangel zu ersetzen, im Stand gewesen wäre, ergriffen und genutzt.

Schade war's, daß man bißher so viele schöne Plätze von der vortheilhaftesten Lage und dem vortreflichsten Boden so schlecht oder gar nicht oder welches eben soviel ist,

zu Seen und Fischteichen genutzt oder mißbraucht hat; hätte man diese oder sollte man diese in Wiesen verkehrt haben oder noch verkehren, wie sie denn sehr leicht und bald durch gar weniger Mühe mit Gras dazu anfliegen, welchen Ersaz und übermäßige Ersezung und Vergütung alles Abgangs an langer Fütterung würde man nicht in fast allen Ländern erhalten haben?

Ich rathe aus großen Erfahrungen in unsern Lande und aus großen Versuchen, die ich selbst mit 52 großen Morgen Seen zu machen, Gelegenheit gehabt habe, diese wichtige Operation jedem Landwirth, jedem Herrn und Fürsten, die Fischteiche haben, recht sehr an und verbürge meine ganze ökonomische Ehre, daß sie zu der Länder besten, zu jedes Landwirths größtem Gewinn geschieht.

In Hohenlohe sind nun seit wenigen Jahren, da fast alle Herrschaftliche Cameralhöfe und Schäferenen an die Bauern für viele hundert tausend Gulden abgegeben und die Herrschaftliche jährliche Einkünfte um viele, viele tausende sichtbarst vermehrt worden sind, gewiß auch viele hundert Morgen See verkauft, abgelassen und in Wiesen verkehrt worden; die Wiesen sind so ergiebig und so gar bald sind die Teiche in sie umgesezt worden, daß, da ein Morgen See abgelassen so höchstens nur um 70 bis 75 fl. verkauft wurde, jezt schon, nach etwa 4 oder 8 Jahren mit Gras angefliegen für 3 bis 400 fl. abgegeben und bezahlt wird.

Die ganze Operation dieser Verkehrung ist, daß man die Wasser abläßt, so viel Raum zum beständigen Ablauf in den Damm machet, daß nie eine Ueberschwemmung erfolgen kan, daß man gegen alle Quellen, die im Raum und Bezirk des Teiches sind, tiefe und breite Gräben aussticht, dies im Herbst thut, damit der Boden recht auf und ausfriere, im Frühling wohl austrockne, sodann besäe man jezt das Land mit Haber,



mische Kleesaamen, nach Belieben von allen Arten, Honig-Raygrassaamen, Heublumen aus der Scheune darunter und ege es so ein, man kans mit einer leichten Hand egen, mit guten Rechen oder mit der Haue gar leicht thun, da der Boden sehr locker und sehr leicht zu bearbeiten ist, man lasse die Schaafheerden darüber gehen, oder Walze alles wohl und feste ein, ist der Haber abgenommen, so wird der Grasansflug in höchstens ein Paar Jahren schon da seyn.

Wäre der Teich oder See mit allerley Rohr oder Schilf bewachsen, so stelle man Stroh darzwischen auf, zünde es im Frühling, wanns trocken und dürr ist, an, oder haue es, so viel möglich ist, aus; Doch! ist das Wasser durch gute Gräben wohl abgezäpft, so wird alles dies in sehr wenigen Jahren, da es vom Wasser, als seiner Nahrung, nicht mehr befeuchtet wird, von selbst verkommen.

Wie verächtlich sieht man in so vielen Ländern Gottes besten Erdboden an! Undankbar werden die alle Anzeige zur bessern Ergiebigkeit habende schönste Plätze unbenutzt gelassen! —

Nenne ich da die Waiden oder Huthen und dann neben diesen hundert und tausend andere große und kleine Plätze, wo weder Baum, noch Gras, noch Getraide stehet, wo Büsche, Dorn, Steine, wo nichts, gar nichts, als nackte Erde zu sehen ist! —

Sollte man doch sehen, wie jezt bey uns, nachdem wir Chausseen haben, alle Abfälle von den ehemals breiten Straßen in allerley: Gärten, Aecker, Wiesen, Kleestücke verkehrt, aufs fleißigste bearbeitet und aufs beste benutzt sind; könnte dann dies nicht überall auch seyn? — jedweder Flecke, die Erde scheine so unfruchtbar zu seyn, als es nur seyn kan, etlichemal herumgearbeitet, etwas gedungt oder mit anderer Erde gemischt, gibt ein einträgliches Feld! — Fütterung für dem Stall! —

Jch

Ich habe einen Freund, der sich ehemals bey mir etliche Jahre aufhielt, die Oekonomie trieb, er ist nun Pfarrer, dieser sah daß einer seiner Bauern ein großes Stück Feld öde liegen lies, er bestand es um jährliche 3½ fl. auf jedes Jahr, so lang er noch leben würde; er ließ es umarbeiten, besteckte es mit Cartoffeln, besäete es darauf den größten Theil mit rothem Klee, hielt noch vieles davon zu Cartoffeln und anderem aus; Heuer schon erndete er so viel Kleesaamen daß er 4 Centner um 100 fl. verkaufte, wer gewann mehr, als er, und wer lamentirt nun mehr als der faule Bauer? — solche Vorgänge reizen und schaffen Revolutionen. So lange die Herren keine ökonomische Pfarrer, Schulmeister und Beamten haben, so lange findet die Industrie und Landwirthschaft nicht Plaz und verbessert sich nicht.

So haben viele Zeiche und besonders alle die, deren Grund schwer ist, die früheste und besten Fütterungen in sich, die man aber gänzlich verachtet, wenns hoch kommt, als Streue benuzet, ich meyne das Röhrlig, sonderlich das, aus welchem die Weber ihre Spuhlrohre zu machen, gewohnt sind. Diese Grasart ist eine mästende, süße, dem Kindvieh die angenehmste Fütterung, man sollte sie für schwer Geld kaufen, sie kan in einem Sommer 3 bis 4 mal gemäht und verfüttert werden.

Auch die Bäume geben uns ein Surrogat abgehender Wiesen: die Waldbäume geben Eicheln, und Büchel: ihr, aller Laub fast, wann man es grün pflückt und wohl dörret, ist eine genießbare gesunde Speise für Kind: Schaaf: und Gaisvieh; selbst der Weinstock, wann er abgezwickt wird, wann seine abgezwickte Zweige mit dem Laub gedörret werden, gibt eine sehr angenehme Fütterung; die Obstbäume durchaus: Wilde und Zahme, sonderlich die leyten geben das nehmliche; ihr abgestorbenes, abgefallenes wohlabgetrocknetes Laub, aufbewahrt und Winters durch vorgeschüttet, ist



eine vom Rindvieh gesuchte Fütterung. Die Misteln aller Bäume, der Tannen, Fichten, Eichen, Birn und Apfelbäume dienen im Winter zu gesunder Fütterung: die Limpfe oder zarten Aeste der Wachholdersträucher dienen auch zu dem nemlichen Zweck.

Von den Eichen und Bücheln noch dies: wohl abgetrocknet und gedörret, auf einem lüftigen Haufboden, unterm Dache können sie ein, auch zwei Jahre erhalten, gemahlen, und ganz mit Rindvieh und Schweinen verfüttert werden.

Ueberhaupt, wenn man nur nachsuchen, sammeln, aufbewahren, spahren will, so wäre man im Stande, sich Fütterungen genug im Vorrath zu verschaffen: — und — Vorrath muß man an dürrer Fütterung: sonderlich Stroh und Heu allezeit haben; es kommen Regenzeiten, da man die grüne Fütterung nicht hohlen kan, da man sie auch ohne Schaden nicht brauchen mag, zu dieser Zeit muß man seinen Stall auch mitten im Sommer mit dürrer Fütterung versehen; diesen Vorrath sich zu verschaffen, muß man nie zu viel, lieber zu wenig Vieh anstellen; man gewinnt mehr an allezeit wohlgefüttertem wenigern als an vielem, welches schlecht gefüttert und ausgemagert wird; und wer kan dann im Voraus sagen, wie hart und wie lange der Winter andauern und seyn wird? wie viele Schäfer haben sich nicht schon verrechnet? und wie viele haben nicht schon dadurch ihr gänzlichcs Verderben gefunden?

Man sehe ja die Waiden als Surrogate der abgehenden Fütterungen nicht an und glaube doch einmal, — daß Waiden, wann sie zu Wiesen umgeschaffen oder in Kleeäcker verwandelt würden, drey, viermal und noch mehr mal mehr Vieh ernähren würden als so, da sie als Waiden mißbraucht werden! Ganze Länder haben Versuche und Proben gemacht und geliefert und rechtfertigen mich laut: ich berufe mich auf Hohenlohe; auf die
 Ehre

Churpfalz, auf Hessendarmstadt, Baaden, Anspach und viele andere mehr könnte ich angeben, es seye aber mit zwey drey Zeugen erwiesen und genug!

Vom Ueberdungen der Wiesen wäre hier noch zu sagen; im Abschnitte von der Dungung soll es geschehen.

Hier, wo ich die beede Capitel vom Ackerfeld und den Wiesen beschliese, sollte ich auch von der Verstücklung der Felder und von der so nöthigen Consolidation oder der Wiedervereinigung der zerstückten Feldgüther, so nemlich, daß jeder Bauer oder Hof alle seine Aecker und Wiesen bensammen auf einem Platz an einander hätte, schreiben; ich will es aber biß dorthin, da ich meine Bruchstücke zu einer heilsamen Dorfpolicen vorlege, versparen.





XI.

Der Garten.

Der Garten, ein unentbehrliches Stück der Landwirthschaft, fordert meine Vorschläge, ich gebe sie hier:

Was ein Garten ist, weiß für sich schon ein jeder; wie vielerley er ist, ist beynahe eben so bekannt, ich schreibe nicht über dem schönen, nur über dem nützlichen, also nicht über dem schädlichen englischen Irrgarten, oder über Blumen und Ziertegärten; der Gras, Kraut, Rüchen, Baumgarten sind die Vorwürfe meiner Gedanken und Bearbeitung; diese sind die vier, die der Landwirth anzulegen und zu unterhalten bedarf: in ihnen erziehet er alles, was er zur Küche bedarf; sie sind, die ihm eine Abwechslung auf seinem Tische verschaffen, die ihm viele Ausgaben ersparen, ihn und sein Gefind speisen, woben er gesund und wohl auf bleibt.

Der Baumgarten.

Die Lage des Baumgartens kan auf allen Gegenden gewehlt oder welches eben das ist: Der Baumgarten kan überall, wo Bäume wachsen können, angelegt werden; fast jede Gegend hat ihr annehmlisches für ihn, sene die Gegend nur nicht Sumpf, sene sie nur nicht zu schattigt, an der Nordseite eines stets schattengebenden Berge, oder hohen Waldes, hoher Gebäude u. d. gl. nicht gelegen. Die Wärme, die Sonne gibt jedem Gewächse, so auch dem Baume, sein gutes Bestehen und Gedenhen; ohne sie wird nirgendswa was; —

Die Höhe hat das annehmlische für die Bäume, daß die Nebel die Blüthen so leicht und bald nicht verderben: Bäume auf erhabenen Gegenden wohl besorgt, geben fast alle Jahre Früchte.

So dann, da es Nachts hindurch auf erhabenen Gegenden allezeit wärmer ist, als in Thälern und Vertiefungen; da auf Anhöhen die Winde fast immer wehen, die Luft die Bäume stets bewegt und die Säfte immerhin in der Bewegung erhalten werden; noch mehr! da es Tags auf Anhöhen weniger warm ist, also die Säfte Winters hin, besonders im Frühling nicht so bald flüssig werden, so werden auch dieselben bey rückgetretenen Frost nicht frieren und kein Baum durch den Frost Schaden leiden, erfrieren, gar selten einer da absterben; allerley Bäume: alle Arten Kirschenbäume, auch die, welcher Säfte gummigt sind, bald flüssig zu werden, und gar leicht sonstwo erfrieren, werden da andauern: das erweist uns der weise Maulbeerbaum, der aus den wärmsten Clima zu uns gen Norden herübergebracht, da auf Anhöhen bestens gedeihet, klar und überzeugend.

Das Thal ist doch wohl auch für die Bäume; Kommen für sie keine gefährliche Frühlinge oder Winter, so sieht man sie da viel frecher, schöner, in gleichern, gesunden Stämmen wachsen und sich mit herrlichen Kronen schmücken; sie blühen, blühen gerne, voll und recht frühe, das Obst zeitiget bald und ist außerordentlich gut und angenehm gewürzt: die Winde schaden da, weil sie da seltener wehen, nie gar heftig wehen, weniger.

Allein Thal und Anhöhe haben auch beede ihr unannehmliches für die Baumgärten.

Das Thal: seine böse Seite in Absicht auf die Anlage eines Baumgartens hängt allein von der Wahrheit, welche allgemeine Erfahrung bestättigt, ab, daß es da am Tage ungleich wärmer, und in den Nächten daselbst ungleich kälter, daß da der Wind seltener ist, als auf den Anhöhen: daß da die Nebel häufiger sind als an erhöhten Orten, daß also aus diesem das stocken und frieren der Säfte und die Verunglückung der Blüthen,
selbst



selbst auch das Aufspringen der Rinde der Bäume: weil alles gefrohrne flüssige sich vergrößert und ihre Gefäße, Saftcanäle, Adern und Rinden aufsprengt, aus welchen Rizen die Säfte ausfließen und die Bäume absterben und verdorren, kommt und entsteht: daß also alle Bäume, deren Säfte leicht und früh flüssig werden, da selten bekommen, frühzeitig absterben und nur gar zu selten ihr Obst geben: die Kirschen, die Zwetschgenbäume sind meine Zeugen und die Jahre 1785 und 1786 stellen deren Millionen auf, die mit allerley Arten anderer Obstbäume in den Thälern und Tiesen vorzüglich erfrohren und abstanden.

Die Anhöhe oder hohe Ebene: hat auch ihre schlimme Seite: das Obst ist niemals so gewürzt, gezeitigt und gut als das in Thälern, der Baum wird durch die Winde krumm gewehet, auch am eingeschlagenen Stock angebunden, wächst der Stamm krumm: Bäume aus warmen Gegenden wollen da gar nicht fort, sie kränkeln auf allerley Art und machen selten einen schönen Baum: das viele Obst schüttelt der Wind öfters ungezeitigt ab.

Hier kan man nun nach seinen Absichten wählen: wer vieles Obst und das von allen Arten, öfters und fast alle Jahre, also lieber etwas als nichts, lieber vieles als wenig, lieber allezeit als selten was haben will, der legt seinen Garten auf Anhöhen und erhöhten Ebenen an.

Wer gutes lieber, als schlechters, lieber das beste seltner, als öfters mittelmäßiges, lieber weniger gutes als vieles schlechtes, lieber nur einige gute Arten als alle Arten des Obsts haben will, hat seinen Garten im Thal und in durch Berge verdeckten Tiesen.

Wer nach meinem Sinn wählet und wählen kan, wie er will, der legt einen Theil seines Gartens in die Tiese und den andern Theil desselben auf hohen Ebene an: es ist kaum ein Ort, wo man dies zu thun, nicht vermag;
über:

überal bieten sich hiezu Gegenden an; wird man sodann in dem einen Garten manglen und verlieren, so wird man im andern gewinnen; es wird kein Jahr hingehen, wo man am Obste leer ausgeht.

Eines noch! dieses: Gärten neben oder nicht fern von Wehern, Seen, Teichen, Sümpfen, Flüssen, Bächen, in Thälern, wie auf hohen Ebenen, da, wie dort, sind selten ergiebig: hier ist es immer um viele Grade kälter als da, wo diese nicht sind, oder fern abliegen; hier sind immer Nebel und Feuchtigkeiten in der Luft, diese beede Feinde des Obstbaums verderben die Blüthen und selten, gar selten gewinnt man da Obst.

Sehe ich noch über dies bey: Raupen, sonderlich die Mayenkäfer, diese Fresser des Laubs und der Blüthen sind nirgends lieber als in wärmern Orten; vorm Winde gedeckt, da, da sind sie gerne: diese Gegenden sind die Vertiefungen und Thäler, also auch diese wiederrathen die Anlage des Baumgarten da.

Der Grund oder Boden des Baumgartens ist das zweite, worauf man bey seiner Anlage siehet, ist dieser den Bäumen angemessen und erwünscht, so werden sie bekommen, frech wachsen und ihre Früchte nicht versagen, dieselben von bester Art bey nahe alle Jahre liefern; ist er aber nicht so, so thue man im voraus nur Verzicht auf alles das, was ich so eben versprach.

Man setze nur einmal den Gedanken bey sich feste: jedes Gewächs sucht und hat seine besondere Nahrung, sowohl der Qualität als der Quantität nach, nöthig, dann keines in Gestalt, Wuchs, Geschmack, Geruch und Farbe dem andern vollkommen ähnlich und gleich; sodann sehe man zu und erkenne, daß die Wurzeln einer jeden Baumart verschieden in der Erde hingehen: der Apfelbaum gehet nicht tief, breitet sich aber rund und weit aus; da die Wurzeln des Birnbaums tief hinabstecken:
jenes



jenes seine Wurzeln sind zart und weich, da dieses seine schwarz, härter und rauher hersehen.

Alles dieses lehret, daß der Birnbaum schweres, zähes, steinigtes Land liebe, auch auf Felsen wachse, die Klüfte durchdringe und aus den Tiefen seine Säfte heraushohle, wann der Apfelbaum weiches, leichtes Feld, welches seine Wurzeln leichter durchkriechen können, liebet.

Pflanz also den Birnbaum dorthin auf und an Berge, auf Thon, Stein, Felsen er wird bekommen; gibt dem Apfelbaum weises, leichtes, gelbes Laimen Feld, ein etwas feuchtes Land, wann ihr den Birnbaum auf dürres setzt; mag dies in der Oberfläche austrocknen, wie es kan oder will, so weit und tief trocknet es nicht aus, als seine Wurzeln gehen und woher er seine Nahrung herhohlet; setzt ihr dem Apfelbaum dahin, so wird er bald schmachten; er muß immer solche Erde haben, die ihn von oben tränket, schwerlich zu hüzig wird, immer feuchte bleibt und die Feuchtigkelten heraus und willig anzieht, in sich einnimmt und bewahret und anbietet.

Der Birnbaum mag also da wohl stehen, wo der Apfelbaum wächst; nie aber dieser, wo jener: freynlich Mittel-Boden: nicht zu schwer, nicht zu leicht, ist der beste für jedwede Baumsorte überal.

Ein anderer Grund des Gebotes der Natur: daß der Birnbaum einen festen Grund habe und der Apfelbaum einen nicht so festen haben könne oder müsse: weil jener hoch aufschieset, dieser sich niederer flach ausbreitet; jenen die Weide, wo er nicht fester stünde, leichter umwürffen; diesen nicht, weil sie ihn, seines niedern Wuchses wegen nicht so heftig angreifen.

Von der Auswahl der Bäume: welche Arten der Ländmann in seinem Baumgarten nüzlicher einsetzt und unterhält.

Die Baumarten sind nur gar zu verschieden und alle Jahre, so zu sagen, kommen durch den Saamen neue Spielarten hervor: die Obstarten sind unzählbar: es ist nicht

nicht zu sagen, wie vielerley Obst auf Erden gefunden wird: kein Register faſſet es alles: einige Bäume bringen nützliche, andere ſchöne, wieder andere annehmliche, noch andere frühe, ſpäte, ſich lange anhaltende, bald vergehende Früchte: einige Baumarten tragen gerne, andere nicht; etliche machen einen ſchönen Baum, haben vortrefſlichen Wuchs und ſchöne Cronen, andere nicht: etliche bringen Früchte zum Getränke, etliche Früchte, die zum verſpeiſen: grün und abgedörret, vorzüglich dieſen.

Ich ſage: der Landmann muß aufs nützliche allein wählen; er kan aber auch aufs angenehme und ſchöne ſehen, wann ihm dabey jenes nicht gänzlich entgehet; man kan dieſes öfters mit jenem aufs nützlichſte verbinden, und trennt ſie gar oft unnöthig und ungezwungen zu ſeinen äufferſten Schaden; ſucht aber auch oft ſchönes und angenehmes und ſchadet ſich gewaltig: Klugheit iſt bey allem ſehr nöthig!

Derjenige Baum iſt und bleibt für den Landmann der nützlichſte: den er nicht kaufen darf, den er überall umſonſt erhalten kan, der mit weniger Vorſicht und Mühe gepflanzt wird, wohl bekommt, eine ſchlechte Pflege fordert und doch beſtehet, überall ſeine Nahrung findet, nicht viel Raum einnimmt, ſich ſelbſt in Menge ohne unſer Zuthun fortpflanzt, der, ob er wohl ausländiſch iſt, doch aus Wurzeln und Kern ſich fortpflanzt und vervielfältiget, deſſen Frucht nicht mit dem Klima ausartet, und erſt, wie anderes fremdes Obst, gepropft werden und ſo bey uns erhalten werden muß, der ſeine Früchte ſelten verſaget, ſich über die maßen damit vollhänget, die geſund, ſchmackhaft und gut, grün und abgedörret geſuchte Speiſen ſind, gedörret beſonders theuer und hoch bezahlt werden, die bey den Schiffarthten aller Nationen unentbehrlich ſind, und doch in ganz Amerika, Frankreich, Holland, Rußland und in noch mehr andern Ländern



dern gar nicht wachsen, also Deutschlands eigenes Product sind, daher einen großen Handel veranlassen, folglich gute Kaufmanns-Waare, die Jahre hin bey mäßiger Aufsicht keinen Schaden nehmen, für Deutschland stets bleiben wird.

Dieser Baum ist der Zwetschgen oder Quetschgenbaum alleine: in allem Betracht der allerbeste für den Landmann: sogar dient er ihm auch in seinen Früchten zu einem guten Getränke im Hause und wann er seine Süßigkeiten davon abgetrunken hat, gibt ihm der Ueberrest noch vielen und guten Brandtwein, der dem Weinbrandtwein gleich kommt; ist der Baum alt, stirbt ab und wird weggehauen, so ist sein Stamm Nutzholz für den Schreiner zu eingelegten Arbeiten, wo es sich vortreflich schön ausnimmt.

Die Pflaume gränzt zunächst an die Zwetschgen, ich meyne nicht die deutschen Art und deutschen Herkommens, dann diese, die rothen und gelben, ob sie schon auch ihre Güte haben, kommen doch denen, die wir von außen erhielten und bey uns aufgefropft werden müssen, wenn wir sie als ein fremdes Obst haben wollen, bey weitem nicht gleich: solche fremde Arten hat man nun fast ohne Zahl und die meisten verdienen eine besondere Achtung, da sie nicht nur grün einen vortreflichen annehmlichen Geschmack haben, sondern auch abgedörret von großem Werthe sind und mit viel Geld bezahlt werden, folglich als Kaufmanns-Waare geachtet werden können.

Für den eigentlichen Landmann sind sie doch so angemessen nicht, sie fordern um gedörret zu werden, Handgriffe und Bearbeitung;

Der Birnbaum und Apfelbaum verdienen nach dem Zwetschgenbaum eine vorzügliche Achtung: die Birn hat vor dem Apfel was nahrhafteres, wann diese grün genossen, schon gesunder seyn mag und es auch in der That

That ist, so ist jene für den Landmann doch zuträglicher; sie verursachet ihm bey seinen anhaltenden schwerern Leibes-Arbeiten weniger Verstopfungen als einem andern bey wenigern Leibes-Bewegungen, dem der Apfel vorzüglich anständiger seyn muß.

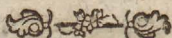
Den Birnbaum also setze ich im Garten des Landmanns an die Seite des Zwetschgenbaums: er gibt Speise und Getränke: jene durch seine Früchte grün und gedörret, dieses, wann sie grün vom Baume herab gemostet, ausgepreßt und eben so als die Trauben behandelt werden. Immer eine Art hat hier Vorzug vor der andern:

Mir sind zwo Sorten: zur Speise eine und eine zum Most bekannt, die ihres gleichen nicht haben, die ich jedem Landmann in seinen Garten wünsche und recht sehr empfehle.

Schade, daß erstere keinen; diese aber allerley Namen hat, also beede Niemand durch ihre Namen kenntbar gemacht werden können.

Von der Mostbirn habe ich allenthalben hin in ganz Deutschland und weit über Deutschland hinaus eine Menge Pfropfreiser nach und nach schon versendet; ich bin erbödig, ferner jedem auf Begehren zu senden; so will ichs auch mit der andern künftighin halten, um sie aber jedem zu empfehlen, will ich ihre Güte kurz beschreiben:

Kein Baum macht ein schönere Ansehen, als dieser: er wächst hoch auf, wie eine Tanne oder Fichte, hat schöne Blätter, er ist, da er heftig aufschießt, bald da und zum Fruchttragen reif; die Birn ist 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zolle lang, am Haupt über 1 Zoll dick, spizt sich gegen den Stiel zu, ist schön roth und gelb, der Baum blüht alle Jahre, und selten, daß die Blüthen versagen: er hängt fast alle Jahre voll Früchte, die das schönste Ansehen haben:



vom Baum herab ist die Birn, da sie nicht zu süsse ist, sehr schmackhaft, da sie ohne Steine ist, sehr eßbar und gesund, gekocht macht sie eine Brühe so dick und süsse, wie der feinste Honig; gedörret ohne Steine ist sie, wie eine gedörrete Feige und das gibt das beste Essen, so man von abgedörreten Obste erwartet; Kurz! zu meiner Absicht, dem Landmann, eine nützliche Birn-Art vorzuschlagen, weiß ich keine bessere als diese. Hier heist man sie Kauranke, sonstwo Fürstenbirn; ich meine, ich hätte sie auch unter dem Namen Madame gesehen.

Es gibt Birn die sehr angenehm zu essen sind, allein sie taugen nicht zum dörren und halten sich grün eine kurze Zeit eßbar: werden vor der Zeit taig, faul und verderben.

Auszumachen, ob eine Fruchtsorte, so auch die oder jene Obstsorte nützlich seye, muß man seine Lage und seine Absicht dabey wohl überdenken: will ich das Obst für mich und die meinigen in's Haus haben; will ich einen Handel damit in die Ferne, gedörret — oder in die Nähe, in eine Stadt, grün treiben? — dieses sind die Fragen, so, wie ich diese beantworte, so muß ich das Obst darnach wählen:

Brauche ich's in's Haus, so bedarf ich schmackhaftes Obst, es auch grün genießen zu können; doch dessen nicht gar viel; — in die Ferne mit abgedörreten Handel zu treiben: dazu bedarf ich kein grünes angenehm: eßbares, — sondern solches, welches gut zum dörren ist und gute dürre Schnize und Huzeln gibt; — wohne ich nahe an einer Stadt und will es grün dahin schicken, so bedarf ich Birn, die frühe zeitigen, recht wohlschmekend sind, — auch solche, die recht späte, im Winter im Keller erst reifen und recht gut sind; solche Seltenheiten werden gesucht, hoch bezahlt und sind in dieser Lage allerdings nützlich. —

Ich

Ich kan die Auswahl nicht bestimmen; die Birn, wie überhaupt alle Obstsorten, haben gar willkührliche Nahmen, manche Sorte vielerley: der Name der einen wird auch oft der andern gegeben; man muß sich nach den anständigen Sorten selbstn wohl umsehen.

Die Birn, wie ich gesagt habe, hat ihre Vorzüge vor dem Apfel: auch gilt die Hälfte gedörrtes Birnobst soviel als noch einmal soviel abgedörrtes Apfelobst; doch hat auch der Apfel seine Vorzüge vor der Birn: jeder Apfel kan gedörrt werden, aber nicht jede Birn; mancher Substanz läuft im durren aus, der Saft rinnt weg, die Birn wird hohl, eine leere Blase, da im Gegentheil jeder Apfelschnitz sein inneres erhält; sodann erhält sich keine Birn biß tief in Winter außer dem sogenannten Franz-Obst, da doch jede Apfelsorte grün den Winter durch ganz gut aufbehalten werden kan und dann erst gutes Geld einbringt, wann das Birnobst schon lange vorbei ist;

Der Apfel ist auch Leuten, die keine schwere Hand- arbeiten thun, eine weit gesündere Speise als die Birn und wird schwächlichen, kranken Naturen allezeit sehr empfohlen, dient auch wirklich außerordentlich zur Gesundheit.

Gedörrt ist der Apfel weniger willkommen als die Birn; aber zu Most und Brandtwein dient er eben, wie jene: gewisse Gattungen als der englische Cyder- Apfel, der sich alle Jahre so voll hängt als ein Schleedorn; besonders aber der Borstendörfer Apfel geben einen herrlichen Most; der letztere einen Wein, der für den besten Wein schon gar oft verkauft und unbemerkt für Trauben-Wein getrunken worden ist.

Der Borstendörfer Apfel (in Oestreich: Maschanzker) hat von jeher überall und bey allen Beyfall gefunden; wenn man auch noch so viele andere Sorten lange wider



wider ihn erhob und priß, so hat er doch zuletzt immer wieder Preiß und Vorzug erhalten; es bleibt und ist gewiß: er ist der beste Apfel unter allen; wann es schon auch wahr ist, daß viele andere auch ihre besondere Güte haben, durch die sie sich allemal auch empfehlen.

Der Apfelbaum ist also dem Landmann auch zu empfehlen;

So auch alle Kirschen-Arten: darunter ich die eigentliche deutsche Kirschen von allerley Farben: besonders aber eine Art schwarzer mit rothen Stielen vorzüglich empfehlen möchte: ach! wüßte ich sie doch kenntbarer zu beschreiben oder jedem Propfreiser zu geben! an Güte und Eßbarkeit und zum brennen des besten Brandtweins, den sie auch in vorzüglicher Menge gibt, hat sie nicht ihres gleichens! —

Dann die Amorelle mit der Weichsel; die vielerley Arten Herzkirschen, die sogenannte spanische Weichsel und Amorelle; alle diese sind freylich mehr zur Leckerey als zum nützlichen Gebrauche.

Der Landmann soll sie doch pflanzen, diese Bäume alle bekommen sehr leichte und bald, sind ungemein tragbar, sie erfordern nichts so sehr als eine erhabene, hohe Gegend; in den Tiesen, in Thälern versagen sie beständig, sie bestehen auch nicht lange; der Frühfrost, wie ich schon gesagt habe, nimmt sie bald weg; der Augenschein wird meine Behauptung aller Orten in den Thälern vor jedermann rechtfertigen.

Hat man eine Stadt an der Seite nicht fern, wo man diese Waare Tag für Tag absetzen kan; oder ist der Ort so gelegen, daß sie frühe zeitigen, so wird man sie auch mit ansehnlichen Gewinn sonstwo in der Ferne verkaufen können.

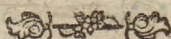
Wäre

Wäre dies nicht, so wird man sie dadurch, daß man sie abdörret, um gutes Geld anbringen, sie nahe und in der Ferne leicht darum absetzen, oder sie zu Brandtwein gebrannt aller Orten zu verschliefen vermögen.

In Landschuheim bey Heidelberg sind die Kirschbäume in die Weingärten an einen Berg gepflanzt; man weiß, daß ihre Früchte in Franken und Schwaben, weil sie früh reif werden, begierig gesucht, dahin aufgekauft werden und dem Orte, ich will nicht viel sagen, das Jahr über 6000 Gulden einbringen.

In dem Montfortischen und in noch andern Gegenden des Ober-Schwabens gegen die Schweiz, in Schwarzwald, in dem Hohenzollerischen wird fast alle Jahre für viele tausend Thaler Kirschengeist und Kirschewasser gebrannt. Fürwahr! ein sehr ansehnlicher Gewinn! —

Die verschiedenen Gattungen von Nüssen: die wälschen Nußbäume, die Zeller, Rothe, Haselnuß-Stauden haben auch ihren Werth für die Landleute; der drey letztern ist geringe; der Nutzen aber aus dem Wälschennußbaum fällt mehr in die Augen: diese Nuß ist Kaufmannsgut und wird weit und breit verführt; eine Menge dieser Nüsse wird jährlich aus der Bergstrasse vom Neckar und Rhein nach Schwaben und Franken verführt und dann so gibt der Kern vieles und vortrefliches Oehl zum beschmelzen der Speisen und zum Lichte; da der Baum wenige Pflege bedarf und bald da ist, auch das Holz bis auf die Wurzeln von Schreibern und Ebenisten sehr stark gesucht, hoch und theuer bezahlt und häufig verarbeitet wird, so ist er dem Landmann zu empfehlen. Einen sehr nasskalten Winter mit heftigem Frost dauert er schwerlich aus; da er aber, wann seine Aeste abgehauen werden, öfters wieder ausschlägt oder bald wieder aus der Nuß her und gewaltig schnell wieder groß wächst, so darf dies von seiner Anpflanzung nicht abschrecken.



Man muß Bäume haben, ehe man solche anpflanzen will: wie also diese zu erhalten? — —

Man kan sie zum verpflanzen erkaufen; Baumschulen und Gärtner bieten sie heutiges Tages überal feil; allein der Landmann muß sich immerhin in allen Dingen sparsam beweisen; sein Einkommen berechtigt ihn zu Ausgaben und Aufwand auf Bäume, der gewiß nicht geringe wäre, wohl nicht; er muß sie wohlfeil, oder noch besser! umsonst haben und wie? das will ich ihn lehren:

Den Zwetschgenbaum verkauft sein Nachbar gewiß nicht an ihn; es gibt dieser Bäume jetzt in Deutschland eine unzählbare Menge in allen und jedweden Orten, sie sind im Garten geachtet, wie der Schleedorn im Wald, man hat sie daher überal umsonst.

Wollte man sie aber schön haben, so sind sie in 2, 3, 4 Jahren aufs schönste erzogen: man schneide dem wildesten Zwetschen-Stämmgen, alle seine Auswüchse bis auf fünf Schue hinauf, ja höher nicht weg, lasse ihm die weilers oben sind alle zur Krone, dann zu hoch ausgeschnitten, wird der Baum zu schwank und breitet sich niemals recht schön, so, wie man es wünschte, aus: er wächst nun in wenigen Jahren buschigt schön, zum schönsten Baum heran; — dann kein Baum ist so bald da als dieser, zuma! alsdann, wann ihm etliche Jahre Gasenloth oder Schlamm, Erde um den Stamm herum angeschüttet und der Boden aufgelockert wird: die dünnste Kucke kan in gar wenigen Jahren schon anwachsen und schon Früchte hervorbringen.

Hätte man der jungen Schosse nicht hinlänglich so breche man nur das Feld, worauf einige Zwetschgenbäume stehen, mit dem Pfluge oder dem Grabscheite herum auf, so werden sie im ersten Jahre schon in Menge hervor wachsen; denn alle unsere Zwetschgenbäume kommen
mei:



meistens aus den Wurzeln der alten, ob sie schon auch aus den Kernen kommen und erzogen werden können.

Mit den Birn- und Apfelbäumgen ist's nun ein anders; diese erwachsen sobald nicht aus den Wurzeln in den Gärten; man findet sie aber desto häufiger wildwachsend auf Einöden und in den Wäldern, wo sie aus den Kernen, die von den Vögeln, indem sie Birn und Apfel dahin tragen, im freissen verlohren und so hin und her versäet worden, erwachsen. Man kan sie da von verschiedenen Alter, Dicken und Höhen wohl ausnehmen.

Man bediene sich also dieser Pflanzschule, wo man sie unentgeltlich herausnimmt und verseze sie in seinen Garten.

Audere wollen es nicht und sagen, daß so ein Baum selten, oder gar nicht gut fortschlage: ihre Sage aber ist ganz ohne Grund und spricht wider alle Erfahrung; ich selbst kan Bäume aus solchen wilden Stämmgen erwachsen vom schönsten Wuchse und die überschüttet mit dem besten Obste alle Jahre vorzeigen; hierwider vermögen Raisonnements allerdings nichts! —

Doch! da sie glauben wollen, man müsse schlechtweg seine Bäume aus den Kernen von gutem, geschlachten Obste erziehen und zwar so, daß man die Kerne säe und die Pflanzen unter seiner Aufsicht erwachsen lasse, so will ich auch sagen, wie es zu machen:

Man wähle sich eine Stelle Land und das von gutem Mittellboden, an der Sonne gelegen, aus: samlet sich Winters durch Kerne von allerley gutem Obste, sonderlich von Baumforten, deren Holz frech und gesund wächst, und verwahrt sie biß zum Frühling an einem Orte, wo es weder zu feuchte, noch zu kalt, noch zu warm ist, etwa in einer Stuben-Kammer, wo die Wärme gemäßigt ist, daß die Kern weder frieren, noch all-



zu sehr austrocknen, noch ihre zum kaimen nöthige Dehle verkehren. Natürlicher, weniger gefährlicher ist's, so wie man die Kern erhält, sie auch zu versäen; die Bauern pflegen die zu Most ausgedruckte Aepfel und Birn hin an die Facken zu schütten, dies geschieht schon im Herbst und hieraus erwachsen ohne angewandten weitem Fleiß tausende der allerschönsten Bäumen.

Will man aber nicht so, so muß das Land dem Herbst vorher rejolt, mit Schlamm oder Gassenerde wohl gedungt, ein oder zweymal wohl herum und durcheinander bearbeitet worden seyn, sodann, wann nun die erste Frühlingswärme eintritt, werden der Länge nach gleiche Linien, jede von der andern $2\frac{1}{2}$ auch 3 Schuen gezogen, 1 Zoll tief die Erde Handbreit ausgenommen und die Kerne sparsam eingesäet und wieder mit der ausgenommenen Erde bedeckt und etwas gepritscht: man reinigt das Land Sommers durch von allem Unkraute, lockert es auch folgendes Jahr mit der Haue etwas auf, überschüttet die zarten Pflanzen mit Gassenkoth oder Schlammerde, und so werden dann die Bäumen wohl in einander heranwachsen.

Nun stehen sie aber zu dichte an und untereinander so verhindert sich das gute Fortwachsen, daher muß man jezt im 2ten und 3ten Jahre schon einige ausnehmen, immer eins zwischen zweyen und diese muß man auf ein anderes dazu, wie erst gesagt gut zu bereitetes Beet aussetzen; so fährt man alle Jahre und so lange fort, biß jedes Bäumen vom andern 2 biß 3 Schue abstehet und keines des andern am Wachstume mehr hindert.

Wann die Stämmgen kaum einer guten Federkiele oder kleinen Fingers dicke sind, werden sie gehörkt oder oculirt, will man sie so lange stehen lassen, biß sie gepropft werden können, so schneidet man sie etliche Jahre ehlenhoch ab, daß sie sich im Stamm schneller ausdehnen,

nen, sind sie $\frac{1}{2}$ Zoll dick, so pspopft oder belzt man sie in dem Spalte; sollen sie in der Rinde gepspopft werden, so kan das, wann sie noch etwas dicker geworden sind, ebenmäßig geschehen: man schneide das Stämmgen einer Spanne hoch von der Erde ab und propfe so ein: das Stämmgen höher zu nehmen, ist nicht rätlich; gemeinlich dehnt sichs hernach von dem aufgepropften Reife an mehr aus als unten und der Stamm wird alsdann unten dünne, oben dicker, welches gar nicht schön her siehet.

Wie man nun hier verfährt, wo man selbst seine Stämmgen aus Kernen erzogen hat, so verfährt man auch da, wo man wilde Stämmgen vom Walde her in eine solche Baumschule versetzt hat: stehen sie 2, 3 Jahre da, wachsen frech aus, so oculire und propfe man, was man will, auf, sie werden wohl bekommen und aufs frecheste auffchießen.

Nur versäume man nicht, Gassenkoth, Schlammere de und diese zwar nicht karg zu geben; auch lockere man neben dem; daß man das Unkraut fleißig ausjätet, das Erdreich öfters auf.

Jedem Reiser gebe man seinen Pfahl und binde ihn an, nehme seine Nebenschosse alle Frühjahre hinweg, gipsie es auch alle Frühlinge Hand- Schubreit oben ab, und lasse es so 6 Schue hoch auffchießen, davon abgeschnitten und so 6 Schue hoch lasse man sichs die Cro ne aufsetzen; soll der Stamm höher seyn! auch dieß! nur verwahre man das Bäumen künftig wohl wieder die es mehr fassende Winde mit Stickeln, damit es nicht umgeknickt werde.

Sind nun diese Bäumen fingersdick: besser! sind ihre Stämme im Durchschnitt einen oder einen halben Zoll dicke, so mag man sie besonder in den Baumgarten verpflanzen.



Ich habe gesagt: mildgefundene und selbst aus Kernen vom gutem, geschlachten Obste erzogene Stämmgen, müssen oculirt oder gepfropft werden, hier wird man allerdings fragen: zeugt und gebiehet dann nicht jedes seines gleichens? — warum dann also einen aus guten Kernen erwachsenen guten Stamm erst abzuwerffen, um ihn mit einer guten Obstsorte wieder zu bezweigen? —

Ich antworte: fast durchaus geschieht es, daß jedes aus den besten Kernen kommendes Stämmgen schlechtes Obst gibt:

Es scheint unser Clima bringe und zeuge kein anders als wilde, bittere Birn und saure Aepfel;

Doch habe ich auch Erfahrungen, daß Stämme aus guten Kernen recht gutes; — aber niemalsen das Obst, aus dessen Kernen es erzogen worden, gebracht haben.

Lauter Spielarten und wie ist es auch anderst möglich, da so viele allerley Bäume nahe beisammen blühen und der Wind allen Saamenstaub mischet, dadurch dann die Schwängerung vorgeht; muß denn nicht natürlich kein einziger Baum seines Gleichens wieder hervorbringen? müssen denn nicht nothwendig lauter Spielarten entstehen? allerdings! —

Man stecke einen Herzkirschenstein, man wird eine Kirsche erhalten, die größer ist als die Waldkirsche, kleiner als die Herzkirsche, die aber doch eine vortreffliche gute Kirsche ist: allen Kirschenliebhabern rathe ich diesen Handgriff sehr an, ich sage ihnen erprobte Erfahrung aus angesehenen bestens ausgefallenen Versuchen! —

Daher, da wir in Deutschland keine Herzkirschen, keine spanische Weichseln oder Amorellen aus Steinen erziehen können, so müssen wir diese alle auf unsre gemeine Kirschenstämme, Amorellen und Weichselstämme propfen oder oculiren.

Ich

Ich soll sagen: wie man oculirt, wie man pfpfropfet! — zu antworten, ist Pflicht; allein, wenn man außer Stand ist, alles recht und verständlich sagen zu können, was nützt da auch die allerbeste Antwort? allerdings nichts und so würde ich da, wann ich alles sagen wollte, nicht alles sagen können und damit mehr Schaden, als nutzen: — solche Operationen lassen sich ohnmöglich vollkommen beschreiben, man muß zusehen, will man sie einsehen, erlernen und begreifen; bey Handgriffen muß uns der Lehrer die Hand führen und wir müssen es oft nachgemacht haben, biß wir eine Fertigkeit erlangt haben: schlechtweg! — hier verweise ich meinen Leser zum Gärtner in die Schule: so und da hab ichs erlernt und da muß er es lernen, wie ich. Doch weiter unten will ich noch soviel als man aus Schriften zu erlernen und durch solche zu sagen vermag, noch beibringen.

Nur folgende zwey Anmerkungen noch: wer seine Stämme pfpfropfen läßt, schaffe sich die Pfpfropfreiser sorgfältig selbst an; Leute, die das Pfpfropfen handwerkmäßig treiben, betrügen öfters gewaltig.

Dann: Eine kleine Baumschule, woraus man alle Jahre recroutiren kan, ist jedem Gartenliebhaber unentbehrlich; dann kein Jahr geht vorbey, da er nicht schwache, franke, sterbende und todte in seinem Garten vorfindet, da er also nicht nachzupflanzen haben wird. Setzt er auf etliche Jahre aus, so werden nahestehende Bäume sich so ausbreiten, so vielen Schatten geben, daß unter solchem ein neugesetzter junger Baum wegen Abgang nöthiger Sonne entweder gar nicht mehr bekommt oder doch sehr langsam wieder nachkommet und aufwächst.

Wir haben also die Stämme zum versetzen; sind sie nun sorgfältig ausgegraben; ich heiße das sorgfältig ausgegraben, wenn man mit allem Fleiß darauf siehet, ihnen ihre Wurzeln nicht am Stamme abzuheben, sie ihnen alle zu erhalten und sie rund um vom Stamme zwey oder
drey



drey Spannen lang abzustutzen, so kan man sie nun so gleich, welches das Beste ist, verpflanzen oder bis über die Wurzeln eingraben, um sie nächstens zu versetzen, ehe die Wurzeln Schaden nehmen, frieren oder verdorren.

Nun entstehen verschiedene Fragen, welche hinlänglich beantwortet zu werden verdienen: welcherley Bäume und wie müssen diese Bäume unter und nebeneinander, wie auf dem zum Baumgarten bestimmten Lande verpflanzt werden? wie muß die Verpflanzung selbst geschehen? —

Der wichtigste, der nützlichste Baum, der Zwetschgenbaum geht allen übrigen vor und muß alle übrigen zusammen an der Anzahl bey weitem übertreffen: wohl mehr Birn, doch auch Apfelbäume, Pflaumen und Kirschenbäume muß ein wohl und nützlich angelegter Garten enthalten.

Man muß stets neben dem nützlichen das angenehme suchen, und alsdann vornehmlich, wenn man wahrnimmt, daß auch zu Zeiten das schöne und angenehme das nützliche bringet und bewirkt; hier im Baumgarten ist dieser Fall möglich und wahrscheinlich.

Das angenehme und schöne ist allerley Arten Obst, von allen Gattungen im Garten zu haben: allerley Birn, Apfel, Kirschen und Pflaumenbäume, Früh, Herbst, Winter Obst: Obst von allerley Geschmack, Obst von allerley Größen und Farben; so hat das Auge, der Gaumen schönes und angenehmes zu allen Zeiten an Blüthen, Früchten und Gestalten der Bäume, alles was sie nur wollen.

Hieraus erwächst auch ein gewisser beträchtlicher Nutzen, den man nicht hätte, wenn man nur wenige Obstsorten angepflanzt hätte.

Wohnte

Wohnte man nahe an einer Stadt, worinnen man sein Obst nach und nach grün verkaufen wollte, so würde das Frühobst vorzüglichem Werth und schnelle Abnahme haben und da jeder Veränderung liebt, auch einer dies, der andere ein anderes Obst liebet, so würde man, falls man zugleich mehererley zu Markte brächte mit dem Verkauf ehe fertig seyn, gut Geld lösen und darauf wenige Stunden verwenden dürfen, bald wieder an sein Gewerbe zurückkommen.

Ein anderes: daß das Obst wohl geräth, hängt meistens von einer schicklichen, guten Witterung, wann es blühet ab; ist da die Witterung nicht zuträglich, so ist gleich Anfangs alles verlohren, ist sie es aber, so hat man schon Grund, vieles zu hoffen: gesetzt nun man hätte lauter einerley Obst, dieses blühete und die Witterung wäre eben jezt für diese Art Blüthe schädlich, so wäre auf einmal alle Hoffnung auf den Ertrag des ganzen Gartens in Absicht auf die Bäume dahin; gesetzt aber, man hätte außer dieser Sorte noch eine andere, die nur um etliche Tage später blühete, so bliebe auf diese noch Hoffnung, und eben jezt, da sie blühete, wäre schickliches Wetter, so hätte man von diesen alles zu erwarten und wann man dann so allerley und vielerley Sorten hätte, so müste man, da das Wetter immer abwechslet, tagweis der Blüthe gut und schädlich seyn kan und gemeiniglich ist, wann man auch von einigen Obstsorten nichts zu erwarten hätte, doch von andern das hoffen können und der Garten könnte so von Früchten nie leer seyn; wann es freylich nun doch möglich bliebe, daß alle Bäume des Wetters wegen versagten, so bliebe es doch auch möglich, daß alle bey allen günstigem Wetter mit Früchten behängt würden.

Man bringt auf dreyerley Arten vielerley Obstsorten in seinen Garten: dadurch, daß man gute Kerne steckt und nun abwartet, welche Spielarten herausfallen, dann



Dann gewiß iſts, daß manche vortrefſliche Sorten ſo werden: man hat von jeher behauptet, daß der beſte Apfel, der Borſtendorferapfel aus Kernen in dem Ort Borſtendorf, nicht fern von Jena, erhalten worden ſeye; oder man beſetzt junge Bäumen mit Augen oder Pfropfreißern oder man wirft auch groſe alte Bäume ab und beſetzt ihre Aeſte mit Reißern von einer Sorte, die man nur will.

Alles, was man an einem Baume thun und machen will, das mache und thue man an ihm im angehenden Frühling biß in den halben Sommer hinein; zu dieſer Zeit wird und iſt ſein Saft flüſſig, wird er nun beſchnitten oder behauen, die Wunde, nur mit etwas, es ſeye Roth oder Baumwachs, überſchmiert, ſo ſetzt ſich ein Callus bald an und die Wunde heilet ſo ſicher nach und nach wieder zu.

Leute alſo, die ihre Bäume im Herbſte oder gar im Winter verwunden, thun widerſinnlich und ſchädlich; kein Callus kan vorſchieben, die Wunde friert, der Regen ſchlägt zwiſchen Holz und Rinde ein, künftlg modert das Holz und der Baum leidet nach und nach Schaden, man hat es in den, den Bäumen ſo gar ſchädlichen Wintern 1785 und 1786 deutlich geſehen, daß der Froſt den Bäumen am heftigſten zuſetzte, die noch unzugeheilte Verwundungen im Herbſte oder vor Winter erlitten hatten, beynahe alle dieſe ſind erfrohren und dahin.

Man kan ſo propfen vom erſten Frühling an biß um Johannis des Täufers Tag: in den Spalt ehe noch der Saft recht flüſſig worden iſt: die erſten Bäume ſind alle Kirſchen und Pflaumenbäume, ſodann Birn und Aepfelſtämme. Man nimmt zu einem ſtarken Stamm vier Reißer, ich habe ſchon 5 auch 7 aufſetzen laſſen, die alle bekamen, zu einem ſchwächern zwey, zu einem ſehr dünnen ein Reiß. So thut man auf hohen Bäumen und ſo auf kleinen, niedrigen Bäumen.

Will

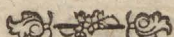
Will man einen großen Baum pflropfen, so thut man besser, man wartet so lange bis der Saft flüssig ist, bis das Laub ausbricht und die Blüthen im aufbrechen sind, dann haut man alle Aeste auf einen oder anderthalb Zoll im Durchschnitt ab: die nicht sollen bezweigt werden, die nehmlich, welche ungestalt sind oder die, welche andere überkreuzen oder berühren, überhaupt, wo sie zu dick in einander verwachsen sind, haut man gar weg, die übrigen tauglichen pflropft man sodann in die Rinde, gibt jedem zwey Reiser und versieht sie mit dran gebundenen kleinen Dornstreuern, damit sie die Vögel, wann sie aufsitzen nicht abknicken; auf die Dornsitzen und die Reiser verschonen; damit auch die Reiser an den Dorn wider die Gewalt der Winde Schutz haben.

Man muß, so der große Baum bezweigt wird, nicht ein Aestgen unabgehauen oder unbezweigt lassen, dann sonst die Säfte stärker dahin als in die bezweigten eingehen, folglich die Reiser nicht so gut antreiben.

Man darf dabei nicht sorgen, daß der Baum nicht satt ausdünsten könne und ersticke; die Vorsicht hat schon so viele verborgene Augen überall hin angelegt, daß diese so bald in nöthiger Menge heraustreten und den zu vielen Saft annehmen und ausdünsten als der Baum hiezu bedarf.

Doch auch diese Vorsicht ist höchst nöthig, daß man dem gepflropften Baum diese wilde Schöslinge nie zu frühe wegnehme, man muß dies nur nach und nach thun: im ersten Jahr gar keine, im zweiten einige, im dritten Jahr mehrere und im vierten, fünften Jahr erst alle wegnehmen.

Thut man es eher, so kommen keine andere oder nicht satt genug mehr andere nach, der Baum zieht durch seine Wurzeln mehr Saft an als er ausdünsten kan,



kan, er wird zu voll Saft, die Rinde springt auf, der Saft läuft aus, der Baum stirbt drauf in wenigen Jahren ab.

Es gibt Baumpfropfer, welche die Wunden der Bäume, auch die Aeste, wo sie aufsprießen gar nicht verstreichen, nur mit etwas Moos schlechtweg verbinden; diese thun gar nicht, wie sie sollen; gewiß ist, daß hierunter viele Bäume leiden, die Wunden nicht verwachsen, und viele Reiser nicht bekommen; jede Wunde des Baums, überall, wo ein Aestgen abgehauen, abgeschnitten wird, muß verstrichen werden.

Es macht Mühe, es kostet Zeit und Aufwand! diese Ausrede taugt nichts; lieber alles dran gewandt, als einen Baum, der so viele Jahre zum Aufwuchse bedarf, in Gefahr zu setzen!

Man bedarf des kostbaren Baumwachses, so man aus Wachs, Unschlicht, Terpentin und dergleichen verfertigt, eben nicht; so ein Baumwachs kan man bey kleinen Bäumen und dünnen Ruthen verbrauchen, wo man sehr wenig bedarf.

Zu großen Bäumen aber nimmt man nur gelben Leimen und halb Rindviehfoth und dazu Rindschaare, knetet diese 3 Stücke wohl untereinander und bestreicht damit.

Ein fleißiger Baumgärtner wiederhohlet dies bestreichen alle Frühlinge und läßt nirgendwo, wo er eine Wunde wahrnimmt, einen Baum unbestrichen.

Wohl thut er, wann er den Callus, oder den neuen Wermuchs an der Rinde vor dem Bestreichen etwas ausrijet, die Wunde von allem Unrathe wohl reiniget, dann die Ameisen u. d. gl. nisten da gerne, und sie so dann genau wieder überschmieret, auch, wo es große Wunden

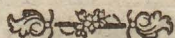
Wunden sind; mit alten Lumpen überdeckt und mit Weiden verbindet.

Man kan immerhin verschiedene Sorten auf einen und eben denselben Baum aufzweigen, sie bekommen; — ich wollte es aber nicht anrathen; dann, da fast jede Sorte einen andern Wuchs hat, so verunstaltet dieses den Baum.

Nur bey einen oder zwo Sorten: Bey dem Imbeer, Erdbeer, Quitten oder Cardinalapfel wollte ich es vorschlagen; diese drey Sorten Bäume bekommen den Brand so allgemein und liberal, daß man beständig an ihnen schneiden und curiren muß, und wann dies auch aufs beste beobachtet wird und man immer heilet, so sind sie doch leztens nach wenigen Jahren nicht mehr zu retten und verkommen; ich glaube gänzlich, dies aufspringen der Rinde, diese Brandflecken kommen daher, weil die Aeste den Saft der unten eingehet, nicht hinlänglich verschlucken können und das Uebermaas nicht wieder satt ausdünstet, und weil man sie sehr viel dadurch wider das schnelle Verderben verwahren kan, wann man die Rinde von obenherab, so weit man langen kan: an Stamm und Aesten, alle Jahre mit etlichen Schnitten bis auf den Boden herab aufschneidet und den Saft ausrinnen läßt.

Diese Sorten rathe ich, aus besten Erfahrungen selbst belehrt, Aestweis auf Bäume, welche andere Aepfel aufhaben, zu pfropfen; diese einzelne Aeste bekommen den Brand nicht und bringen häufig, alljährlich das allerschönste beste Obst.

So viel also vom Propfen! ich muß nochmal in Ansehung noch vielem andern, so dabey vorkommt und nothwendig beobachtet werden muß, in die Schule des Gärtners verweisen, Handgriffe können einmal nicht mit Worten gelehrt werden und müssen abgesehen werden! —



Die Bäume, welche man nun auf einen leeren Platz, den man zum Baumgarten auserlesen hätte, aufpflanzen wollte, müssen in geraden Reihen, eine von der andern, ein Baum von dem andern in gleichen Entfernungen versetzt und angelegt werden: und das der Schönheit wegen, die Ordnung ist schön und alle Ordnung ist auch nützlich; so kan man auch ungehindert zwischen den Reihen fahren, pflügen, so kan die Sonne besser einfallen.

Unumgänglich nothwendig wird es, wann man anderst seine Bäume alle Jahre mit Blüthen und Früchten will bedeckt sehen, daß man den Boden auch alle Jahre umpflügt und ihn auf erhaltenen wenigen Düng mit Gemäsch zum abgrasen, Haber oder Gerste, oder sonstwas besäet: Cartoffeln, wann der Schatte von erwachsenen Bäumen noch nicht zu groß und ausgebreitet ist, schicken sich da her am besten; das Feld wird so etliche mal des Sommers durch bearbeitet und nichts ist zuträglicher, als dies.

Es müste was außerordentliches seyn, wann so ein Land nicht alle Jahre Obst satt gäbe.

Mein Garten ist mir Bürge für diese Behauptung; wann auch alle meine Mitbürger kein Obst haben, so habe ich alle Jahre satt, alle Jahre in Menge, gar keine Obstsorte versaget seine Blüthen, wann auch einiger Blüthen durch die Witterung verderben, so bleiben doch die der andern noch übrig.

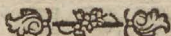
Man ordne seine Bäume so, daß man rings um den Garten an den Zaun oder die Hecke lauter Zwetschgenbäume verpflanzet und diese nur 2, 3, 4 Schritte von einander; können sie ihre Aeste nicht satt gegeneinander ausbieten, so breiten sie selbige auf den zwei andern Seiten desto mehr aus; hier dichte an der Hecke ist ihr Standort, da gedenhen sie als, von der Hecke geschützt, gut und vortreflich.

Die

Die innern Reihen des Gartens stehen 30 Schue von einander ab, die Bäume aber jezt bey der Anlage nur 10 Schue; — aber so gepflanzt: ein Apfel, ein Zwetschgen, ein Birn, ein Pflaumen, ein Apfel, ein Zwetschgen, ein Birn, wieder ein Pflaumenbaum, und so weiter, — so daß immer entweder ein Zwetschgen oder Pflaumenbaum zwischen Apfel und Birnbäumen stehe; käme es endlich nun dahin, daß sich die Apfel und Birnbäume sehr ausbreiteten und die Pflaumen und Zwetschgenbäume überdeckten, so nähme man diese heraus, oder wann jene hoch wüchsen und man zöge sie so (man kan es, wann man die untern Aeste nach und nach wegnimmt) so könnten sie doch stehen, biß sie selbst nach und nach abstürben. Dann Zwetschgenbäume erreichen selten ein hohes Alter und verkommen bey Zeiten; jüngere Bäume sind auch viel tragbarer als die alten.

Wie bey'm Anpflanzen zu verfahren! — die Löcher, worein die Bäume verpflanzt werden sollen, müssen nach dem Maas der Wurzeln ausgegraben werden; ein Baum, der viele, sich weit und rundum weit ausbreitende Wurzeln hat, bedarf einen ihnen angemessenen Raum, also grose Bäume, müssen grose Löcher haben, man muß sie nicht des Lochs willen ihrer Wurzeln berauben, aber dieser willen jenes erweitern, dann das Loch ist des Baums wegen und nicht dieser des Lochs wegen. Man kan also den Raum des Lochs nicht bestimmen; des Baums Wurzeln werden sagen, wie groß. Nur so viel: nie ist es zu groß, aber zu enge kan es gar bald seyn.

Ist das Loch nun tief und weit ausgegraben, so schütte man ein oder zwey Körbe voll wohl zerfallenen Mist oder rechter guter Schlamerden unten ein, trette dies feste und thue einer Hand hoch da ausgegrabene Erde drauf, auf diese seze man den Baum auf, so, wie er vorher nach der Himmelsgegend stand; (dann jede



Veränderung ist gefährlich und muß überwunden werden), lege seine Wurzeln auf alle Seiten wohl um, schütte die ausgegrabene Erde drauf und trete sie ein, gebe den Baum einen eingeschlagenen tüchtigen Stückerl, der ihn gegen die Winde halten kan, binde ihn wohl an und überlasse ihn so aus seiner Hand um der Vorsicht.

Im Sandfeld soll es sehr gut seyn: Moos und dar- auf einen breiten Stein, auf diesen Erde, auf diese den Baum, darauf Erde biß oben, dann wieder Moos und auf solches wieder rings um zwey oder drey breite Stei- ne zu legen;

Ich glaube es, dann dies Moos und diese Steine halten die Feuchtigkeiten besser als der Sand und geben dem eben gesetzten Baume das, was er unumgänglich noth- wendig bedarf.

Die Zeit der Verpflanzung ist der spate Herbst, und der früheste Frühling.

So, wie man dem Baum viele Wurzeln im Aus- graben nimmt, so nehme man ihm dagegen auch einen Theil seiner Aeste; vernünftig gethan bey großen Bäu- men! will man aber kleinern alle ihre Aeste lassen, so wür- den sie doch antreiben; nur zwey Jahre kleine Blätter, keine Schosse treiben: nach Verlauf dreyer Jahre aber, werden sie wiederum gut fortwachsen.

Man meyne nicht, daß man nur junge Bäume glück- lich versetzen könne; man kan auch große, die im Stamm 5, 6 und mehr Zoll im Durchschnitt haben, versetzen und von ihnen bald Früchte erwarten; ich habe derglei- chen viele selbst verpflanzet und durch sie meinen Gar- ten bald tragbar gemacht. Will man's, so beschneide man sie nur stark an den Aesten und bestreiche den Ort, wo die Aeste abgehauen sind, wohl mit Leimen
und

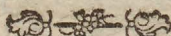
und Rindscoth, zu! man binde diese Wunde so bestrichen mit einem Lumpen wohl zu, damit nicht, weil sie lange nicht verwächst, der Regen nicht eindringe und der Aft nicht faule.

Der Baumgarten bedarf einer unausgesetzten Pflege: wird er gepflügt oder mit dem Grabscheit alle Jahre umgebrochen und als Acker nur mit etwas Mist (ja nicht als Garten mit vielem Mist, in welchem letztern Fall die Erde für die Wurzeln zu corrosiv oder zu ezzend wird und ihnen schadet, den Baum endlich verderbet, sonderlich die Apfelbäume recht frühe zu Grunde richtet) gedungt, so ist er bestens besorgt, wird den Wuchs der Bäume schaffen, und diese werden ihre Früchte nur gar selten versagen;

Ist oder bleibt der Baumgarten zugleich Grasboden, so wird man gar oft seine Hoffnung getäuscht sehen: die Bäume blühen entweder gar nicht oder wann sie auch blühen, so werden doch die Blüthen abfallen, gar wenig und nur kleines, schlechtes Obst zuruck bleiben; kein Wunder wo der Baum nicht durch leicht eindringenden Regen und Sonnenwärme, und durch sie dem offenen Boden anhängende Luftsalze, Dehle u. u. seine Nahrung in vollem Maasse nicht erhält; was kan er zuruck geben? er schwächet selbst, wie will er andere nähren? —

So ein Grasbaumgarten muß, wenn man was von ihm hoffen will, alle Jahre durchaus oben auf wohl gedungt werden;

Ich habe Erfahrungen, daß zwey Stücke Garten, die nebeneinander liegen, von einerley Grund und Boden durchaus mit Zwetschgenbäumen besetzt, von denen das eine gedungt, das andere aber nicht gedungt wurde, sich ganz und gar verschiedentlich zeigten: das gedungte gab für 90 Gulden Zwetschgen, das ungedungte nicht ei-



ner handvoll: sie blüthen beede, als aber Hize bald einfiel, so erhielten sich die Zwetschgen nur auf dem Stuck, das gedungt war, die auf dem andern fielen ab.

Bäume, welche volle Nahrung haben, treiben heftig, große und viele Schossen auf den Aesten; aber öfters auch am Stamme; der Gärtner hat daher sein Gartenmesser stets bey sich und nimmt die unregelmäßig stehende weg und ab: alle Schosse am Stamme, alle die sich mit andern kreuzen, oder an andere sich reiben, alle die, wo sie blieben, die Aeste so vervielfältigten, daß die Krone zu dichte, zu finster würde, daß die Sonne nicht hineinfallen könnte, müssen weggenommen werden.

Das thut man im Frühling, und Sommer; ja nicht im Herbst oder Winter und dabey muß die Wunde mit Baumwachs wohl verstrichen werden! —

Alle Frühlinge überhaupt soll der Baumgärtner seine Bäume alle durchgehen, genau besichtigen, das übelste hende wegnehmen, die Brandflecken und Wunden reinigen und mit Baumsalbe aus Leimen und Rindssoth verstreichen, auch wenns Noth ist, verbinden.

Die Bäume leiden von den Raupen; nach gemeiner Meynung auch von den Ameisen, ich sage lieber von den Baumläusen, auch noch von allerley unbenanntesten andern Insekten; hier muß der Baumgärtner, dieser Feinde zu vertilgen, was er kan und vermag thun; er kan nun aber freylich nicht alles: so thut er doch, was und soviel er vermag.

Im Herbst und Frühling sieht man auf den Bäumen hier und da noch abgestorbene Blätter hangen, diese enthalten Raupennester, man nimmt sie also ab und vertilget sie, ehe sie noch aus den Eiern herauskriechen, welches so bald als die Sonne im Frühling wärmer scheint, geschehen würde: alsdann würden sie sich gegen den
Stamm

Stamm herabmachen und sich da besammeln in hunderten ansetzen, geht man früh, wann die Sonne warm zu scheinen anfängt, vom Morgen gegen Abend zu seinen Bäumen hin, so wird man diese Gäste alle besammeln finden, man kan sie so mit einem Stocke zerquetschen und tödten: käme man später, so würden sie sich schon alle auf dem Baume, da zu fressen, vertheilt haben und man könnte nichts wider sie ausrichten: gegen Abend kommen sie wieder zusammen, setzen sich aber jetzt am Stamm gegen der Sonne Niedergang an, geht man also vom Abend gen Morgen, so fallen sie leicht und bald wieder in die Augen.

Diese Raupenart vertilget man leichte; allein man hat damit einen geringen Schaden verwehrt, weil sie gar wenig schadet;

Eine andere Raupenart aber ist die kleine grüne, diese ist die Feindin der Zwetschgenblüthe und verderbt über die Maassen viele Blüthe, Schade! daß, diese zu vertilgen, eine fast unmögliche Sache ist.

Kein Mittel habe ich wirksamer gefunden als dieses: Man schüttle den Baum, so gut man nur kan, so fallen sie ab, diese wenige Blüthen, die mit abfallen, bedeuten nicht viel: der Baum ist von ihnen befreyet, allein augenblicklich laufen sie dem Baume wieder zu und wehret man nicht, so sind sie auch sehr bald wieder oben: sie aber abzuhalten, bestreiche man, ehe sie noch zuruck sind, den Stamm rund um ein paar handbreit mit Bogelleim oder mit Theer, mit einer klebrigen Materie, so bleiben sie hangen, kommen nicht weiter und crepiren.

Wann die Sperlinge im Stande wären, alle diese Raupen zu verzehren, so sollte man ihrer schonen, dann diese sind ihre tägliche Speise und sonderlich die für ihre Jungen: es sind aber der Raupen zuviel und dieser Vogel mit allen übrigen, die sie fressen, zu wenig.



Noch ein anders Rupgen, welches sich in den Blutheknopfen, die nicht bald aufbrechen können, einfindet einmischet und sie verderbet, ist; aber wider dieses ist wohl nichts zu erdenken, wenigstens bisher noch nichts erdacht worden.

Die Mayenkaser sind ebenfalls schädlich und das sonderlich den Zwetschgen; aber wider diese, wo ist Rath oder Hilfe? — alle Anstalten wider sie sind zu verlassig ein Nichts; sie fressen das Laub von den Zwetschgen und Pflaumen, die Blüthen von den Aepfelbaumen.

Die Ameise, diese setzt sich wohl am Baume an, macht auch ihr Nest in seine Rizen und Brandflecken und macht Schaden: doch daraus ist sie gar bald und leicht zu vertreiben; daß sie aber sonstwo Schaden sollte, ist nicht; aller der Schade, der ihr zugeschrieben wird, ist der Schade, den die Blattläuse oder Baumlause anrichten: diese saugen den Saft aus den Aestgen, speizen ihn aus und die Ameise trinkt ihn sodenn; wären also keine Blattläuse, so wären auch keine Ameisen, dann diese sind nur da, wo jene zuvor sind und man darf sicher schliesen, wo Ameisen am Baume auf- und ablaufen und sich aufhalten, da sind auch die Baumlause, welche freylich Laub und Aestgen verderben:

Zum Glück, daß sie sich nur auf sehr jungen oder auf solchen Bäumen nur anlegen, die vorzüglich süßen Saft und eine feine Rinde haben, die sie mit ihren Stacheln leichtlich durchstechen: kein Baum leidet durch sie mehr, als der Blanchebirn: Baum.

Sie zu vertilgen ist kein anderes Mittel als dies: man zerquetsche sie auf den Aestgen, so sind sie dahin und mit ihnen die Ameisen, die also gleich den Baum gänzlich verlassen.

Wollte man nun die Ameisen aus dem Garten entfernen oder tödten, so rühre man auf einem flachen Zeltler

Ier Muckenpulver mit etwas Speiszucker in Wasser ein, grabe den Zeller neben den Ameishausen oder da, wo sie häufig hinkommen, so ein, daß er mit dem Boden gleich steht, decke über den Zeller einen Topf, unterlege ihn aber auf einer Seite mit einem Steinchen, daß die Ameisen unterkriechen können, so werden sie häufig kommen, das süße Getränke saufen und plötzlich biß auf eine umkommen und so entfernt seyn.

Immer noch andere Insekten, allein bald sind ihrer so viel, bald sind sie so klein, daß man außer Stand bleibt, den Garten wider sie zu schirmen.

Am Ende noch dies: wann es wahr ist, daß jedes Gewächs seine ihm eigene Bestandtheile aus dem Erdboden vorwegnimmt, so wird es nicht rathlich seyn, einen Baum von eben der Art an den Ort und auf die Stelle wieder zu pflanzen, wo vorher einer seiner Art stand; daß es also besser seye, einen einer anderen Art dahin zu sezen, dieser wird seine ihm eigene Nahrung noch vorfinden.

Zuletzt dann noch von der Befriedigung des Gartens! —

Die englischen Landwirthe sind über die Mäsen sehr auf die Einfassungen und Befriedungen aller Feldgüther durch Secken und Zäune oder durch erstere alleine verfahren und ich, wann ich könnte, wünschte sie allesamt weg; dann einmal ist jede Befriedung, sie seye Hecke, Zaun, Grabe, Mauer oder Damm, offener Schatz: sie nehmen viel Land weg, machen Schatten, ziehen Ungeziefer, Vögel und dergleichen herbei, hinter ihnen häuft sich der Schnee auf, erhält sich da lange, frist Gras und Saamen hinweg, zieht Moos, welches alles da hinwegfällt, wann jene hinweg gelassen werden.

Es wäre auch gar wohl möglich, Baumgärten von dieser Art zu haben, wie man dann solche an vielen Orten



ten hat, woran ganze Gemeinden Theil haben, die un-
eingeschlossen ganz unbeschädigt bestehen: ich habe Dorfs-
schaften gesehen, wo zwar die Gärten Hecken um sich
her haben, die aber auf allen Seiten offen und ohne
Thüren sind, wo dennoch nicht über Gartendiebstahl
geklagt wird; selbst hier in Kupferzell ist es so und mein
eigener Garten, der 1800 Bäume enthält, hat keine
verschlossene Thüren und ich vermisste gar selten einen
Apfel, oder sonst was; glaubt und will man nun aber
ein anderes, so schreibe ich auch davon.

Die Befriedigungen sind eigentlich todte und lebendige: aus Zäunen, Landern, Brettern oder Mauerwänden oder Sträuchern, Dornen und andern Holzarten, die dichte und buschigt angezogen werden können.

Sie haben dreierley Absichten: Gewaltsame Einbrüche abzuhalten: zum Verdecke wider die Sonne, Winde, Regen und sich hinter ihnen heimlich verbergen zu können: zuletzt noch die Schönheiten des Gartens zu vermehren.

Weder der Zaun, noch die Landern: Balken, welche Horizontal, einer vom andern einen halben oder einen ganzen Schuh ab, auf einander in breiten Stöcken, die durchlöchert und eingeranket sind, liegen und eine Wand von etwa fünf, sechs, mehr oder wenigern Schuen hoch machen, noch eine bretterne Wand, noch eine Mauerwand ist hinlänglich, den Dieb abhalten zu können; eine lebendige, auch die beste Dornwand, um so weniger; die Befriedigungen alle sind also wohl nicht wider die Menschen; sehen sie etwa wider das freye Einlauffen der Kinder! — mehr wider das Viehe, das zahme und das wilde und doch ist einiges, welches, wo man nicht Bretterwände und Mauern aufbauet, nicht ab und weg zu halten seyn wird; z. Ex. der Haas, der Fuchs &c.

Thut man da auch so viel, als man vermag! — der Zaun wäre nach der Bretter und Mauerwand, wann er enge gesetzt würde, das Beste; allein, da alle diese drey Befriedigungen in der Anlage, wie in der Unterhaltung allzeit hoch zu stehen kommen, man auch Ursache hat, bey einreisenden Holzmangel, so viel möglich ist, die Holzungen zu schonen, und dazu, wozu was anderes dienet, kein Holz zu nehmen; Landern, Zäune würden auch vieles zur Anlage und Unterhaltung erfordern, so steht man billig von der Art Befriedigungen je mehr und mehr ab.

Die beste lebendige Befriedigung wider die Einbrüche und die ersten Anläufe sind unstrittig die Dornhecken und zwar die, welche am dichtesten anwachsen, die schärfsten Dorn haben, und sich so leicht nicht öfnen lassen: die Schleedorn sind hierauf gut; allein sie treiben gar zu viel Schosse aus den Wurzeln und setzen weit um sich herum, wo man nicht stets wehret, viele Dornbüsche an: der

Weisdorn aber ist da in allen Aussichten der Beste, daher ich ihn auch vor allen andern Dornarten empfehle.

Die *Genista Spinosa* mögte auch dazu dienen, allein dem Weisdorn kommt sie schlechtweg nicht bey.

Ich habe schon gesagt: wider Einbrüche der Diebe hilft nichts, weder Wand, Mauer, noch Hecke und dem Haasen ist ebenfalls keine Hecke zu dichte, wider das grössere Vieh taugt im ersten Anlauf eine jedwede.

Wähle man eine, welche schön, dichte, hoch und breit wächst, die zugleich neben dem, daß sie eine Wand machet, auch Nutzen und Früchte gibt.

Eine Hecke aus Pflaumen und Zwetschgengbaumstauden würde diese seyn können; heutiges Tages



ges nimmt man auch den Weissen Maulbeerbaum dazu und gewinnet dort Pflaumen, Zwetschgen in Menge; durch diesen aber wird die Seidenzucht ungemein gut befördert.

Ich nenne hier noch eine: die Hecke aus Cornelien: oder Judenkirschen, welche alles, was man auf jene Zwecke wünschet, enthält, darbietet und gibt: Gleich im frühesten Frühjahr blühet die Hecke und alles ist jetzt gelb, dann schlägt sie aus, alles wird grün; bald kommen die Kirschen in Menge: Grün und Roth mischt sich jetzt anmuthig untereinander; die Kirsche ist gut zu essen, man machet sie ein, gibt sie süß und sauer als Salat auf dem Tisch; nur im Herbst sieht die Hecke gelb, roth, grün; die Blätter nehmen allerley Farben an, ehe sie abfallen und geben so zuletzt noch, wie den ganzen Frühling und Sommer durch das allerliebste Ansehen. Weder Raupe, noch sonst was macht sich an diese Hecke, sie bleibet beständig von aller Verunstaltung befreit, unter der Scheere gehalten wächst sie hoch und dichte, wie man nur will.

Bei Anlegung aller Hecken dies: man muß die Reiser nicht über $\frac{3}{4}$ Ehlen hoch einlegen, sie creuzweis einsetzen, gleich anfänglich unter die Scheere nehmen, und in der Folge alle Jahre oben und an beeden Seiten beschneiden, das geschieht allemal in dem Monath Julius oder noch etwas später: dies wird ihr Schönheit und Dichtigkeit geben.

Man bedienet sich auch zu Hecken der Fichten, der Rauh- und Glattbuchen; alle dreye dienen hiezu, auch hier chaq'un à son gout! —

Ich bin gewohnt, wann ich meinen mit Mist gedüngten Garten im Frühling abfegen lasse, das Abfegig d. i. das, was von Mist noch abgerechet wird, ringsum an die Hecke rechen zu lassen, dieses gibt ihr das schönste

ste Wachsthum, so ich nur zu wünschen und zu erwarten, vermag.

Der Kuchengarten

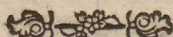
oder Gemüsegarten, wo diejenige Pflanzen, von denen man alle Tage einige zur Küche und auf den Tisch bedarf, angepflanzt werden: dahin kommen also alle Gattungen Kräuter und Wurzeln, welche zur Speise selbst und als Gewürz gebraucht und genützt werden.

Der Inhalt also dieses Gartens bestimmt schon den Ort seiner Lage so nahe am Hause, als es nur seyn kan, um sich den Weeg dahin zu verkürzen, den man in einem Tage mehrmalen zu machen haben wird.

Auch das, was darein gepflanzt werden soll, gibt des Bodens benöthigte Beschaffenheit an: Sandboden, gut gedüngt, ist für alle Gewächse erwünscht, da ein anderer, weiser, oder thoniater, schwerer Boden, wann es auch für die Stauden, Blätter und Rankengewächse gut ist, doch für die Knoll und Wurzelgewächse nichts taugt, ich wünschte also, daß man zu seinem Kuchengarten Sandfelder haben könnte, wäre aber das nicht, nun dann! — so müßt eben ein jeder Boden dazu tauglich und geschickt gemacht werden: dieses ist möglich.

Ein Kuchengarten muß alle Sommer ein, zwey, drey mal umgewandt und benützt werden. Man nimmt jetzt da ein Gewächs weg und besäet den Fleck mit was anderen, räumt dies wieder weg und besteckt den Ort wieder mit einem dritten: z. B. jetzt hat dies Beet Kohlpflanzen, dann Salat, nach dem Kettige oder so was oder man pflanzt zweyerley zugleich: z. E. Kuckern in der Mitte, neben Salat, außen Kettige, biß jene ihre Ranken ausbreiten nimmt man Salat, dann die Kettige weg: Kurz! der Sommer oder Kuchengarten muß nie, ohne etwas aufzuhaben, bleiben, folglich allezeit tragen.

Daher



Daher folgt: er muß mit der besten Erden, mit Mist reichlichst versehen werden.

Die Gewächse, welche der Landmann da zu pflanzen bedarf, sind die, deren er täglich bedarf: Kohlraben, Kürsching, Bohnen, Salat, Kettige, allerley Wurzelgewächse, Cartoffeln oder Erdbirn, Rüben allerley Arten, brauner Kohl, Kufummern, Meerrettig, Schnittkohl, Spinat u. d. gl.

Sene es, daß er auch Blumenkohl oder Carfiol und Spargeln mit anbauet, dann erziehe er sich auch seine nöthige Küchengewürze selbst und verbanne alles fremdes Gewürz des Aufwands und seiner Gesundheit wegen, aus seiner Küche auf immer und ewig.

Zwiebel, Knoblauch, Petersilien, Majoran, Isoppen, Thymian, Salben, Citronenkraut, Eisenkraut, Benfus, Wermuth, Körbelskraut, Schnittlauch, das deutsche Alamodegewürz oder die *Nigella Aromatica*, Safran oder Saffor, Senft, Basilikum u. d. gl. Diese und Essig neben den Eiern, mit dem Salz wird dem Landmann und jedem andern Haushvatter so gut seyn als alles andere fremde Gewürz, welches vieles Geld wegnimmt, die Gesundheit untergräbt und verderbt.

Ein Sommer: Hauf: oder Gemüsegarten, weil er am Hause liegt, wo Kinder, Federvieh und anderes sich immerhin aufhalten, spielen, Nahrungen suchen, also beständighin ein Aug auf ihn haben, da einschließen, so bald sie nur Gelegenheit und Wege dazu finden, muß eine recht gute, hohe Befriedigung von Zäunen; eine Stein oder Bretter: Mauer haben und beständig zu gehalten werden.

Man nehme folgende Regeln als allgemein und als beständig zu beobachtende Regeln an:

1) Kein



1) Kein Gewächs da so anzupflanzen, daß es einem andern Schatten geben kan: folglich muß das, so am höchsten wächst gegen Norden und das niedrigste gegen Süden gepflanzt werden, damit alle Sonne haben.

2) Man wechsle mit dem Ansäen alle Jahre: wo heuer Kohlpflanzen: Würsching 2c. standen, stehen ein ander Jahr Wurzeln, oder Erbsen oder Bohnen oder Salat und so wird es auch umgewandt gehalten: nicht 2 Jahre aneinander Erbsen oder Bohnen auf ein und eben dies Beet!

3) So wechsle man auch mit dem Dunge: nicht alle Jahre einerley Dung: Kinds, dann Schaaf, nun Pferd-Mist, heuer Gassen- oder Schlammerden, ein ander Jahr Rasenerden, oder auch Mergel.

4) Man grabe mit dem Grabscheite tief und bringe immer im Herumwerffen des Bodens, die obere Erde, samt dem Mist, in die Tiefe und die untere Erde oben herauf.

5) Man pflanze alles und jedes auf Linien oder auf gerade Reihen, so hat man Gelegenheit ohne große Mühe mit der Haue das Unkraut wegbringen und den Boden stets auflockern zu können.

6) Den alljährlich benötigten Saamen erkaufe man sich alle Jahre aus fernen guten Feldern, und Gegenden oder wenn man das nicht will, sondern ihn selbst zu erziehen, Willens ist, so pflanze man

7) die zum Saamentragen bestimmte Pflanzen ja recht weit und fern von einander an: Würsching zu Würsching, Kohlraben zu Kohlraben: aber beide Sorten weit von einander; je weiter, je besser! — u. s. w.

Alle diese allgemeine Regeln sind in der Natur der Dinge selbst gegründet und haben ihre fortdauernde Ursachen:



sachen: die Sonne durch ihre Wärme ist, was das brütende Huhn dem Ey ist; das lehret allgemeine Erfahrung. Eben diese Erfahrung bestätigt die Wahrheit; jedes Gewächs ziehet die ihm angemessene sich eigene Bestandtheile an und läßt die für eine andere Pflanze zurück in dem Boden; Erbsen da ausgesäet, wo Jahrs vorher Erbsen wuchsen, wachsen schlecht oder gar nicht, kaimen da nicht einmal auf; also, da eine Mistgattung mehr Inhalt von dem als von andern hat, so wechslet man billig auch damit: je mehr sich die Wurzeln ausbreiten, je besser sie in die Breite und Tiefe gehen können, je mehr Bestandtheile und Nahrungen anzuziehen, bleibt ihnen auch möglich; daher tief umgraben, stets die Erde auflockern, damit die Wurzeln, so auszuwachsen vermögen, gezeitigter, wohlgenährter, fetter Saame zeugt nach der Erfahrung schönere Pflanzen: *fortes fortibus creantur*: ein uralter Ausspruch der Erfahrung: Zwittersaamen gibt Zwitterpflanzen; wenn aber der Saamenstaub verschiedener Pflanzen, die in der Nähe zusammen blühen sich mischet, so muß Zwittersaamen entstehen; die Erfahrung weist uns auf die Spielarten bey den Blumen, bey dem Obst und bey dem Kohl durchaus.

Wann der Gemüßgarten also wohl gedungt, tief umgegraben, alles rein gemacht und in Beete von vier, oder fünf Schuen breit abgetheilt ist, so säet man den Saamen nun ein:

Einige säen das Beet durchaus voll; ich habe es aus Erfahrungen, daß es besser ist, sonderlich bey Wurzeln: Scorzeneri, Habermurzeln u. d. gl. daß man auf ein 5 schuhiges Beet vier Linien der Länge nach machet und darein einsäet; man kan leichter ausgrasen, den Boden mit der Haue wohl und tief öfters auflockern, welches das Wachsthum ausserordentlich gut befördert. Man hacket alles mit den Rechen zu und welches sehr nöthig ist, pritschet das Beet mit einem Brettgen wohl ein,

ein, um dem aufzukaimenden Saamen Feuchtigkeiten zu erhalten und dem Kaim, wann er nun hervor wächst, einen festen, ihn aufrechthaltenden Standort zu geben.

Ist die Witterung kitzig, das Land trocknet sehr aus, so bewirkt man dagegen vieles durch's Begiesen, und man muß diese Mühe immerhin gerne übernehmen, da sie sich gewißlich bezahlt:

Das ist dabey zu bemerken: ist es noch früh im Jahr, sind die Nächte noch kalt, so begiese man früh Morgens bey aufgehender Sonne; sind sie aber schon warm, so geschieht es besser und nützlicher Abends, nach Untergang der Sonne:

Dieser Arbeit zu entgehen, säe man seine Saamen nur allezeit frühe, sobald man die Erde zu bearbeiten, im Stand ist, wo die Winterfeuchtigkeiten noch in dem Boden sind: dieser Handgrif ist sonderlich bey Wurzelgewächsen nothwendig.

Nichts hat mehr Feinde und wider sein Fortkommen mehr Hindernis als alle Gattungen Kohlpflanzen; — die Erdsflöhe und die Schnecken — sind ihre gewaltsamste Feinde: sie wider diese zu schützen bedient man sich allerley Mittel: die wider die Erdsflöhe:

1) Man säet alle Gattungen Kohlpflanzen auf Beeten, welche viel Schatten haben.

2) Man überträgt die schon jetzt besäeten Beeten mit ganz strohigen Miste, doch so mäßig, daß die Pflanzen darunter hervorkaimen können.

3) Man besteckt die Beeten mit Reisen, oder Stöcken, in einen halben Cirkel gebogen, und überflecht sie mit Stroh damit das Beet Schatten behalte, doch so, daß die Luft durchwehen und hie und da die Sonne einfallen kan.



4) Man überstreut das Beet mit Asche und wiederholt dies mehrmalen: immer nach etlichen Tagen wieder.

5) Man dungt die Beeten mit Gassen oder Schlamm-erde, die einige Zeit gelegen ist.

6) Man säet recht frühe, eher die Flöhe da sind, ist die Pflanze etwas erstarkt, so können sie nimmer schaden.

7) In einigen Gegenden grabet man Ameishäufen aus und zerstreut sie samt den Ameisen auf den Pflanzbeeten, darauf die Flöhe verkommen.

Die wider die Schnecken: Die Schnecken, welche nie eher, als im Junius; häufiger aber im Herbst bey anhaltender regnerischer Witterung hervorkommen und Salat, Krautpflanzen, Keps und dergl. verderben, anfallen, können mit nichts sicherer und geschwinder vertilgt werden, als mit recht scharfer Asche: Aschen, die lange im Ofen gelegen, in der sich schon die Potasche befindet, mit Seifensieder-Asche, am besten mit gebranten Kalch aus Kalch oder Gypssteinen.

Diese Materien streut man früh Morgends oder Abends spät, wann die Schnecken unter den Schollen und aus den Rizen, wo sie sich bey dem Sonnenschein aufhalten, hervorgefrohen sind, auf die Beeten dick und satt auf, wiederholt es ein paar Tage nach einander und tödtet sie so sicher und gewiß alle.

So ein Mittel ist allezeit vortreflich, weil es, indem es den Feind vertilgt und tödtet, die Pflanze aufs allerbeste dunget.

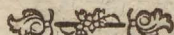
Die Raupe zernaget die Kohlflanzen gegen den Herbst gewaltig; was ich wider sie sagen kan, das werde ich bey dem Krautgarten noch anbringen.

Ich

Ich sollte nun freylich von der Pflege jeder einzlen Pflanze im Gemüse-Garten noch mehr sagen: als z. E. daß die Bohne, die Zuckerverbse Pfähle, Reifig, sich empor heben zu können, bedürfen: daß die Kettige, wann sie recht dicke und lang, auf 20 und mehr Pfund schwer wachsen sollen, öfters umgraben werden müssen, und so weiter; allein da alle solche Operationen fast jeden Hauswirthchen schon bekannt sind, so überhebe ich mich dieser fast ganz unnöthigen Arbeit und schreibe nur noch von einigen Gewächsen, die ich zu den Gartengewächsen gezählt habe, besonder und ausführlicher als von andern, nemlich vom Bau der Cartoffeln, des Carfiols und der Spargeln.

Die Cartoffeln oder Erdbirn hatten anfänglich ihren Anbau in dem Garten, nachher erzog man sie auf den Aeckern, sene es mir also erlaubt, sie als eine Gartenfrucht im Küchengarten zu suchen und da zu sagen, in so fern sie auch auf Aeckern gebaut werden was von ihnen zu sagen seyn mögte.

Aus Amerika haben wir die Cartoffeln erhalten: sie sind uns fast mehr werth als alles übrige, so wir aus beeden Indien bekommen: eine Nahrung vieler Völkerschaft in Europa, welche durchaus von jedermann genossen wird; auf den Tafeln der Fürsten sowohl als in den Hütten der Armen gesehen und gesund befunden wird: die in unzählbarer Menge im magersten Boden bey wenigem Dunge wachsen und in keinen Orte und in keiner Gegend versaget. Man kan sie auf mancherley Arten verspeisen, sie dienen zu recht guten Torten, zu Biscuit, zu Puder, zu Brandtwein, zur Mastung für's Vieh, zum Brod für die Menschen, u. s. w. wie alles jenes verfertigt wird, ist nicht meine Sache, sie ist die Sache der Köchin, des Handwerkers, ich schreibe nur vom Anbau derselben.



Man hat allerley Erdbirn und theilt sie jezt in zwei Gattungen ein: in die zahmen und wilden, oder englischen: jener sind mehrere Arten: man hat lange rothe, knorrigt rothe: weisse solche: rothe runde, dergleichen gelblichte; sodann rothe kleinere Art, die man Perücken-Erdbirn heisset: dann weisse kleinere, die himmelblau blühen, und Zucker-Erdbirn genannt werden: wieder grose rothe, die ganz platt sind, auch solche weisse, die den Namen, Yam-battatos haben.

Die wilden haben einen widrigen Geschmack, werden die grösten, geben am meisten aus, sie sind erst seit einigen Jahren bekannt und in den 70ger Jahren eingeführt worden, wurden Anfangs dem Vieh gegeben, weil sie einen widrigen Geschmack haben, es wurde auch Brod daraus gebacken.

Die übrigen alle sind esbarer: die besten sind die blaublühende Zuckererdbirn, dann folgen die übrigen, die alle ganz gut sind; der eine liebet diese, der andere andere: die Perückenerdbirn sind die schlechtesten, die Stöcke hängen sich voll, die Birn sind aber ganz klein.

Der Wilden Kraut frist das Vieh ungern, wann die Kühe es fressen, so bekommen ihre Euter Schründen; das Kraut aller übrigen frist das Rindvieh gerne und ist ihm ganz zuträglich.

Nachdem die Wilden seit etlichen Jahren erbaut werden, verlieren sie ihre Gröse in etwas und auch ihr widriger Geschmack verbessert sich merklich, so daß sie jezt auch gekocht, gescheelt mit Salz von vielen gegessen werden.

Etwas besonderes ist dieß: wann weniger Zahme unter mehreren Wilden auf einem Felde stehen, so schlagen jene nicht fort und wann es umgewandt ist, so bekommen diese weniger, so daß es scheint, es sene eine An-

Antipathie unter beeden: es scheint auch, es nehme eine Art von der andern das an.

Ueberhaupt aber ist es eine allgemeine Bemerkung und Klage, daß seit einigen Jahren der Erdbirnbaum gar nicht mehr recht fort will: man sucht die Ursache in allerley, man glaubt beede Gattungen verderbten einander, man will sagen, daß beeder Saamenstaub sich zusammentrische, woraus lauter Zwitter entstünden, daher rathet man an, sie fern von einander anzubauen und sich aus dem Saamen der noch guten, frische Erdbirn zum Stecken oder Einlegen zu erziehen. In der Folge werde ich hierüber reden und meine Meynung und meinem Vorschlag auch beybringen.

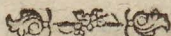
Die Cartoffeln sind Knollengewächse, folglich da sie unter der Oberfläche des Bodens wachsen, so ist ihnen kein Boden angemessener als der, unter welchem sie sich leicht und wohl auszudehnen, vermögen; dieser aber ist unstrittig das Sandfeld, wer dies hat, der hat alles, was zum besten Anbau dieser Früchte sich schicket: hier erhält man sie in der Größe und in der Menge, so auch in der Güte besser als sonstwo auf irgend jedem Erdgrunde; wann man sie doch auch da auf andern Feldern: leichtem und schwerem, mit recht gutem Gewinn anbauet.

Jedwedes Land also, nur, daß es an der Sonne, nicht im Schatten liege! nicht naß oder sumpfigt seye! tauget für sie.

Strohigter Dung von allen Viehgattungen sonderlich der von den Schaafen, ist für sie gut.

Strohigter; weil er ihr Bett lockert und ihre Ausdehnung unter dem Boden begünstiget.

Wie dann lockeres Erdreich, also frisch umgebroschenes Land: Heiden, Wiesen, Grasgärten, Abhän-



hänge an Bergen, frisch umgebrochene Kleefelder, res-
jolte Stücke Landes für sie die eigenthümliche ausgefuch-
testen, besten Flecke sind, wo sie übermäßig an Menge
und Größe wachsen.

Ihr eigentlicher Anbau ist folgender: Man liest
mittelmäßig große Erdbirn, so groß als ein Hünerey
aus; wann die Zuckererdbirn so groß als eine welsche
Nuß genommen werden, sind sie groß genug.

Oder man schneidet größere in etliche Stücke, doch
so, daß jedes Stück ein oder zwey Augen hat, oder man
sticht nur die Augen in Größe einer großen Haselnuß
heraus und legt jene, diese oder die letztern unter die
Erde.

Wie tief? erstere können, wie die zweiten fast
Spannentief: seichter und tiefer eingelegt werden; lez-
tere, die Augen, müssen mit der Hand etwa einen Zoll
tief, so, daß das Aug oben bleibt, gesteckt werden.

Die erstere Art der Aussaat ist die natürlichste, also
die Beste; beide andere schreiben sich als eine Erfin-
dung aus der Zeit der Brodtheuerung, in dem Anfang der
70ger Jahre, her: man erspahrt dabey allerdings viele
Cartoffeln und das Verfahren schadet dem Wachstume
eben nicht: die Ernden von dieser und jener Anpflan-
zung sind gleich.

So pflanzt sich die Erdbirn fort, und eigentlicher
zu reden, so wird sie zum Gebrauche vervielfältigt und
groß.

Man erhält aber eigentlich zu reden, den Saamen
aus den runden Kugeln, die aus der Blüthe an den
Ranken wachsen; diese Kugeln enthalten den eigentlichen
Saamen, welcher platt und fast dem Bastinatwurzels-
saamen ganz ähnlich ist.

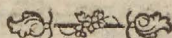
Ihn auszumachen, nimmt man am späten Herbste diese Kugeln, zerdrückt sie, schüttet Wasser darüber, rührt und wäscht so lange, bis das schleimigte vom Saamen ab und in das Wasser übergeht, (eben so, wie man die Kufummerkerne wäscht und vom Schleim reiniger) nun schüttet man dies ab und trocknet jenen an der Sonne oder sonst an einem lüftigen Orte, verwahrt ihn Winters durch und im Frühling, zieht man auf einem wohl gedüngten und bearbeiteten Beete Linien, die zwei Spannen von einander abstehen, öfnet sie einen Zoll tief, sät den Saamen sparsam ein, deckt ihn zu, grast das Unkraut nach ein paar Wochen aus; ist ihr Kaim Handlang, so gibt man ihm angezogene Erde und so behackt man und häufet die Erde sommerhin zwey oder drey mal an: im Herbste hat man die Birn von der Größe der Hasel- oder der Welschennüsse oder des Hünereyes, folglich aufs kommende Jahr den Saamen so, wie man ihn zum Ausstecken bedarf.

Ich führte oben die allgemeine Klage an: daß die Erdbirn sich ausarteten und gar nicht mehr recht fort wollten. —

Allerdings wird man sich da ganz gut berathen, wann man alle Jahre gesunde, reine, gutgeartete Erdbirn einer Art ganz fern und weit ab von einer andern Art steckt, den Saamen abnimmt und sich der frisch erzeugenen Birn zur künftigen Aussaat bedienet.

Unstrittig gewiß ist, wo man allerley Cartoffeln untereinander steckt, da bekommt man Zwitter, es seye nun, daß sie einander von ihrer Art und Natur etwas durch den Saamenstaub oder unter der Erde durch die Wurzeln mittheilen.

Die Art des Aussteckens oder der Aussaat ist gar verschieden.



Da, wo man wenigens Feld besteecket, macht man mit der Haue oder dem Karst eine kleine Eintiefung, legt die Erdbirn: eine oder zwo ein, bringt ein paar Handvoll Mist drauf, arme öfters nur eine Handvoll Laub, Gras oder etwas Erde, aus Strassen und Gassen.

Wo man aber ein größers Feld damit besäen will, bringt man entweder den Mist, gleichhin auf dem Acker verbreitet, mit dem Pflug unter, ziehet dann Linien, hacket diese Handtief auf, wirf die Birn ein und decket sie zu, oder:

Man pflügt den Acker ungedungt, wann die Linien gezogen, ausgehohlt, und die Birn gelegt sind, trägt man den Mist im Korbe zu, streut ihn auf die Birn und zieht die Erde oben auf.

Anderer dungen ihr Feld, ziehen eine Furche mit dem Pfluge hin, hinten drein geht jemand streut die Birn ein, dann machen sie wieder zwo oder drey Furchen, mit denen sie die erste besäete bedecken, in die dritte oder vierte werden wieder Birn gesäet und so verfährt man mit dem ganzen Ackerfeld, so zum Cartofs selbaue bestimmt ist, durch und durch, biß zu Ende.

Man sehe ja auf, daß man diese Frucht nicht zu geizig, nicht sich zu nahe anpflanzt: jeder Stock muß vom andern eine Elle wenigstens ab seyn, kan die Sonne nicht einfallen, dann ist's verlohren, man erhält viele, grose Ranken, und schlechte, kleine Birn.

Man verliert bey dem erstern Anpflanzen nichts: will man, so säe man gleich bey dem legen der Erdbirn, oben drein ins ganze Feld weißen Rübensaamen sparsam ein, so hat man bey gedeihlicher Witterung biß um Johannis des Täufers die schönsten Rüben in der Küche, oder will man auch dies nicht, so pflanze man um Johannis oder ehe Burgunderrüben zwischen den Linien ein.

Einige Wochen nach der Besaat der Cartoffeln übergrast sich das Feld, nun muß man dies Unkraut zwischen den schon Handhoch erwachsenen Cartoffeln mit der Haue vertilgen, die Rüben aber schonen.

Ein paar Wochen hernach wird das Cartoffelfeld tiefer behackt, die Erde auch an die Stöcke gezogen und sodann noch ein paar Wochen drauf werden die Stöcke so viel möglich gehäufet, sodann aber sich biß zur Ausnahme oder Ernde überlassen.

Wo man grose Felder mit dieser Frucht ansäet, da scheint die Arbeit des zwey, drehmaligen Behackens zu viel.

So sollte man wohl nicht denken, der bessere Wuchs bezahlt alle Arbeiten hoch; unterdessen sage ich was man thut: der dem das Behacken zu viel ist, nimmt, wann das Unkraut hervor bricht die Ege, übereget das Feld und reist so das Unkraut nach Möglichkeit aus.

Ist die Zeit des Aufhaufens da, so hauft er entweder gar nicht, oder er nimmt den Pflug, fährt durch jede Linie durch und schlägt so die Erde, so gut er es kan, an die Reihen der Stöcke auf.

Anwendung: wo man viel Feld hat, da arbeitet man schlecht, alsdann also erst, wann alles Feld mit dem Grabscheite bearbeitet wird, wird alles nach Möglichkeit Frucht bringen: dann wann das Erdreich seine Bewohner nicht mehr ernähren wird, und nicht ehe, sind der Leuthe zu viel! —

Wie es bey der Aussaat geht, so geht es auch bey der Ernde.

Der, der weniges Cartoffelland hat, nimmt seine Ernde sorgsam mit der Haue oder dem Karste heraus.



Der, der vieles hat, pflügt die Linien oder die mit Cartoffeln besäete Furchen auf, ließt die herausgerissene, am Tage liegende Früchte zusammen, überfährt das Feld etwa nochmals mit der Ege, ließt abermal zusammen und gehet nun ab; — wie viele Birn da noch zuruckbleiben, ist leicht zu erachten; aber nicht zu berechnen.

Noch eines, welches ich vor diesem letzten hätte sagen sollen, dies:

Was mit dem Cartoffelkraut zu machen? — Man verfüttert es billig: Schaaf, Rindvieh, Schweine leben davon: ich wiederhole, was ich schon gesagt habe: das Kraut der wilden Cartoffeln taugt dazu gar nicht; dies kommt in den Mist; das Kraut der zahmen aber ist jeden Vieharten eine gute, gesunde, gesuchte Fütterung allerdings.

Aber, wann abzuschneiden? —

Einige schneiden es schon gleich nach Bartholomaei ab; diese thun sehr widersinnisch und schädlich, die Erdbirn sind da noch nicht in möglicher Größe und unreif, entweder wächst nun die Ranke wieder aus oder nicht, ist dies, so wächst auch der Knolle nicht mehr; jenes, so gibts an der Birn lauter Auswüchse, sie wird ungestalt und die kleinen Auswüchse werden nicht genutzt.

Versuche man es! lasse das Kraut bis nach Michaelis stehen, halte diese und jene Erdbirn von verschiedenen Behandlungen gegeneinander, so wird man sich von der Wahrheit, daß diese Erdbirn größer, weit größer sind, als jene, vollkommen überzeugen.

Die eingeerntete Cartoffeln müssen Winters durch an einem Orte liegen, wo sie nicht frieren: in einem Stalle, im Keller oder sonstwo auf Haufen.

Ver,

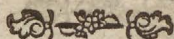
Vergesse man nie, auf den Feldern mit dem Cartoffelbau zu wechseln, wann ein Land etliche Jahre an einander mit Erdbirn besteckt wird, so versagt es und kein Mist, der Art und der Menge nach, ist im Stande, dasselbe zum Cartoffelbau zu verbessern.

Die Cartoffeln, die so gar reiche Ernden geben, würden alles übertreffen, wann sie so, wie das Getraide aufbewahrt werden könnten, das ist nun aber nicht und verringert ihren Werth, alle Jahre müssen sie aufgezehrt werden oder sie verkommen. Also nun von ihrer Benutzung! —

Sie ist diese: für alle lebendige Creaturen sind sie eine gesunde, leichte, fütternde Speise: dem Menschen dienen sie zum Brodbacken: man mag halb Cartoffeln halb Meel, vornehmlich Dinkel, Gerstenmeel nehmen, so erhält man das allerbeste Brod; man mag die Cartoffel grün oder abgekocht reiben, so macht man den Teig feste und den Ofen recht heiß: grün gerieben macht man den Teig mit ein; abgekocht gerieben, knetet man damit zu. Das Roggenmeel taugt hieben nicht, es ist zu feuchte, das Brod erhält keine rechte Güte.

Für das Rindvieh ist nichts dienlicher als die Cartoffel, sie mästet und verschaffet viele, fette Milch: sie wird zerstoßen und so mit Heu untermischt gegeben.

Für die Schweine stößt man sie Morsch und zwar grün und gekocht: hält einen großen Zuber voll stets in der Gährung und schüttet sie so nach und nach vor: man kan da der Hausmutter die Wahl überlassen: Kurz! die Cartoffel ist für Kühe, Schweine, Gänse, Enten und Hühner eine der allerbesten Fütterungen, gebe sie sie hin, wie sie selbst will, wie sie ihre Vieharten am allerliebsten fressen.



Der Carfiol oder der Blumenkohl ist eine auf den Tafeln der Vornehmen willkommenes Gewächse; also dann auch von diesem hier etwas.

Der Carfiol liebt ein fettes, und doch nicht hizes Erdreich, daher ihm ein sehr gedungtes, wann es auch noch so viele Nahrungen für ihn hätte, gar nicht bekommt; dagegen ein von Natur fettes Land, erst jetzt umgebrochen, ist ihm alles, was er verlangt und wo die Blumen zu 20 Pfunden schwer anwachsen; dies schreibe ich als Erfahrung aus meinen Versuchen und mehreren Ernden.

Raum über zwei Jahre wird er auf solchem Felde wohl fortschlagen: ein vollkommen erprobtes Mittel: Man überführe die Beeten, wo er stehen soll, mit schwerem Mergel, so wird er haben, was er neben zerfallendem Mist oder der Gassen und Schlamm Erde verlangt.

Nun setzt zu der Spargel!

Diese, das allerschätzbarste Gemüse, wohl nicht für den Tisch des Landmanns; aber doch zu seinem Handel in eine nahe gelegene Stadt, wo er sie geschwinde um gut Geld an die leckern Städler verkauft.

Der Spargel hat eine Güte auf mehreren Seiten, die alle andere Gartenpflanzen nicht haben.

Einmal gepflanzt ist sie auf 30, 50, 60 Jahre gepflanzt: sie gibt ihre Frucht ehe und früher als alle andere Gewächse: und die in Menge, und diese aneinander wenigstens 6, 7, 8 Wochen lang, anhaltend, in einem Frühjahr: sie bedarf gar wenige Pflege, mit einem mal und auf ein Jahr alles für sie gethan.

Wenn man will, kan man sie so pflanzen, daß sie gar keinen Raum wegnimmt und alles andere neben und mit ihr zugleich her und aufwächst: sie ist eine sehr gesunde



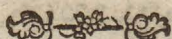
sunde Speise, ist bald gekocht und eine wahre Aushülfe für die Hausmutter, wann sie etwa für Gäste geschwinde was auf den Tisch zu liefern haben wird: sie ist eine angenehme Speise für jedweden und fast ein halbes Gewürz zu den Brühen durch ihren angenehmen Geruch und Geschmack.

Es gibt der Spargeln allerdings allerley Arten: weisse, grüne: mit dicken, mit spizigen Köpfen; —

Daß man aber sagen wollte; nur diese Art wird groß; diese ist süsse, jene bitter: diese kan man nur halb, diese ganz essen, ist allerdings Betrug, womit man sich täuschet, und andere betrüget; alles hängt da vom Fleiß, von der Bearbeitung, vieles vom Lande ab. —

Wir sind alle Spargeln gleich gut, gleich süsse, gleich fähig, groß werden zu können, gleich im verspeisen; und ich dünkte, man würde mir, wo man meine Versuche, die ich hierinnen anhaltend sehr viele Jahre gemacht habe, kannte, allerdings und nur gar zu gerne recht lassen; — Niemand, ich sage es keck, hat wohl im Spargelbau soviel geleistet als ich; ich habe ihn wenigstens 40 Jahre lang schon so getrieben, daß mir kein Gärtner bey allen seinen Bemühungen darauf gleich kam: Ich habe immerhin Spargeln und fast eine, wie die andere, zu ein viertel Pfund und auch drüber schwer und die zu $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{4}$, auch oft zu einen Schu lang, völlig süß und esbar erzogen; ich mußte sie zu mehrern Meilen weit verschicken, auf vielen fürstlichen Tafeln wurden davon alle Jahre verspeist.

Ich führe dies an, damit ich dem Leser in diesem glaubwürdig werden möge, was ich ihm in der Folge zu seinem besten vom Spargelbau sage: ein Bißgen Ehre aus einen bessern Spargelbau ist wohl zum Hochmuth für mich kein Sporn! —



Sage ich nun, was ich aus untrüglicher Erfahrung, aus der ich die besten untrüglichsten Regeln durch eine Reihe von so vielen Jahren abstrahirt habe, weiß, Bieder und hinlänglich! —

Alle Spargeln: weisse, grüne, dicke und spizköpfige, sie heißen Nürnberger, Darmstädter, Holländische, oder Kupferzeller, sind eins und taugen alle zu meinem Zweck: dicke, lange, süsse, schmackhafte zu schaffen; Ich habe in meinen Gärten von allen diesen Arten gehabt, ich habe sie alle zu den besten Spargeln erhoben; andere, die meine Bauart nachahmten, haben das nehmliche gethan.

Der Saame der Spargel ist in einer rothen Beere, und bestehet aus zweyen schwarzen Körnern, wann er gezeitigt ist; ein jeder Spargelstängel enthält dergleichen rothe Beere in Menge.

Wenn man ihn säen will, (man kan die Saamenbeere unausgemacht dazu nehmen) so nehme man dazu ein recht wohlgedungtes fettes Beet, ziehe auf diesem 4 oder 5 Schuen breitem Beete drey gleiche Linien der Länge nach, öfne sie ein paar Zoll tief und streue den Saamen nicht kärglich ein, man bedecke ihn mit der fetten Erde und trette sie mit seinen Schuen ein: reinige das Beet Sommers durch vom Unkraut, beschütze es im Herbst mit zerfallenen Dunge und so fahre man bis zum dritten Jahre fort.

Man hat nun junge Stöcke oder Jerer, diese sind die Pflanzen der Spargelstöcke, welche nun versetzt oder verpflanzt werden müssen. *)

Man

*) Im I Theil meiner Beyträge 1c. Abh. IX, habe ich das von weitläufig geschrieben: zweymal bin ich, ohne daß man mich nannte, von Wort zu Wort ausgeschrieben und geplündert worden.

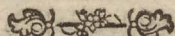
Man ist von jeher gewohnt gewesen, besondere Spargelbeeten, auf welchen, wo die Stöcke kaum einen Schue weit von einander standen, wo sonst nichts ausgesäet oder gepflanzt wurde, zu errichten;

Ich sahe das unschickliche und gar nichts taugliche aus natürlichen Ursachen ein: wann viele nahe beyssammen wohnen, viele an einem Tische sitzen, so werden diese sich weit weniger satt essen als die, deren wenige sind, bey einerley, eben der und eben so vielen Speisen; wir können also Spargeln so nahe beyssammen satt haben, wo fett, süsse, groß und schmackhaft wachsen und herauskommen? —

Da ist und bleibt kein anderes Auskommen übrig, als die Stöcke weit und entfernt von sich untereinander zu versetzen; ich thats und legte auf und in jedes aller der Beeten meines Gartens, die etwa 18 Schue lang und 5 Schue breit sind, drey Spargelstöcke ein, und zwar so, daß jeder vom andern der Länge und so auch der Breite nach 5 bis 6, 7 Schue entfernt ablag:

Zwischen inne und durchaus, in diesem mit Spargeln angepflanzten Garten stehen alle übrige Gartenpflanzen: Wirsching, Kohlraben, Erbsen, Bohnen, Salat, Rettige ic. aufs allerbeste, grün und fette da und damit ihnen ja kein aufgeschossener Spargelstock schade, so wird das aufgeschossene an eingesteckte Pfähle angebunden und so bleibt, sich auszubreiten, keinem Gewächse verwehrt;

Wie nun so der Spargel die übrigen Gartengewächse im Wachsthum nicht hindert, so hindern diese die Spargeln im Aufwuchse eben so wenig wieder; die Spargelkiele schießt früh heraus und ehe noch Erbsen und Bohnen hoch aufwachsen, ist ihr Abschnitt schon vorbei, man läßt sie aufschiesen, so wächst sie über alles andere empor.



Ihr Einlegen und Verpflanzen, wie? — wann die Fexer herausgehoben, getheilt und einzeln daliegen, so wählet man sich einen an voller Sonne den ganzen Tag liegenden trocknen Ort; (alle Feuchtigkeiten oder Sumpf oder unterirdische Wasser, auch die, welche sonst woher nur zu Zeiten, als vom Dache ab, wann's regnet kommen, sind dem Spargeln schlechtweg schädlich und werden dadurch zuverlässig in einem oder zwey Jahren austrosten und verkommen.)

Hier grabt man nun ein viereckiges Loch, im Quadrat $1\frac{1}{2}$ Ehle breit und lang und eben so tief aus; in dieses schüttet man soviel des besten Mist, den man haben kan, daß, wann er feste eingetreten ist, noch 1 Ehle oder $\frac{3}{4}$ Ehlen leer bleibt, auf dies bringt man einen spannenhoch fest eingetretene gute, fette Erde und dann auf diese den Stock; damit man aber gewiß gehet, so legt man drey Fexer hinein; ihre Wurzeln müssen auf alle Seiten wohl ausgebreitet werden, damit sie von allen Seiten auswachsen und von allen Seiten Nahrung anziehen, im Stand kommen; gleich jezt steckt man ehe sie bedeckt werden, in ihre Mitte einen Pfahl ein, den Ort ihres Lagers zu bezeichnen, um in dieser Gegend nicht eher zu graben oder was zu pflanzen, biß die zarten Rielen heuer das erstemal heraus sind.

Ist dies geschehen, so bedeckt man die Fexer spannenhoch mit einer Erde, dann setzt man spannenhoch zerfallenen Mist zu und füllt das Loch endlich mit guter Erde voll und auf.

Ich muß mich über zween Vorschlägen, die ich allereerst gab, vor allem jezt auch erklären:

Warum den Fexer, überhaupt den Spargelstock so tief einzulegen? ist doch nur oben nahrungsvolle Erde! die tief unten lieget hat so viele Nahrung nicht, oder vielleicht gar keine in sich, wie will der Stock sich da näh-

nähren, wann seine Wurzeln auch noch so weit in dieser Tiefe überall hin auslauffen? — der Einwurf des Herrn von Pfeifer; den ich aber an meinem Tische bey einer Schüssel voll Spargeln widerlegte! —

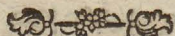
Ich sage es selbst, die obere Erde ist die beste, die untere die schlechteste: allein so wenig ich auch sagen kan, warum der Stock tief liegend besser liege, größere, wohl- schmeckendere Spargelkiele treibe, als der, der hoch lieget und gute Erde um seine Wurzeln her hat, so ist's und bleibt es doch so: so lehrt mich die lange Erfahrung an allen meinen Stöcken; —

Jedweder der Spargelbeeten hat oder da auch zu sehen, Gelegenheit hat, kan sich von der Wahrheit dieses Angebens nur gar zu bald und leichte überzeugen: er gebe nur auf die am ersten im Frühjahre austechende Spargelkiele acht; die erstern sind allezeit die dünnsten und schlechtesten: er grabe nach, so wird er sich überzeugen, daß eben diese erstern Kiele von den Stöcken kommen, welche am höchsten, also am seichtesten liegen: er wird finden, daß die spat austossende Kielen die dicksten sind und wann er nachgräbt, so wird er ihre Stöcke am tiefsten unter der Erde vorfinden.

Das zweyte, worauf ich zu antworten habe: warum aber sogar vielen Mist jezt unten in die Löcher? —

Die Spargeln brauchen vielen Dung, sie erhalten nie, wie andere Gewächse zuviel; aber gar bald zu wenig; ich gebe meinen Stöcken unten jezt recht viel, es ist wahr; es ist aber auch wahr, daß ich sie nur einmal in ihrem ganzen Bestehen, unterhalbs zu dungen, im Stand bin;

Auch dies deswegen: so, wie der Mist fault, sezt sich der Stock tiefer; tief genug oder zu tief steht er mir niemal.



Sie recht tief legen zu können: fordere ich drey Jahr alte Fexer, deren Kielen tief liegend, doch über die Oberfläche heraus zu wachsen, vermögen;

Wann ist die Zeit des Einlegens der Fexer: in Herbst oder im Frühling? ich stimme für den Frühling: es kan aber auch gar wohl im Herbst oder Spatzjahr geschehen;

Ueberhaupt: man hat von jeher die Spargel zu tändeld behandelt, da sie doch in Podolien, Ungarn und in Italien 2c. 2c. wild in den Hecken, wie der Hopfen bey uns, wächst und auch auf offenen Feldern gut fortkommt. Ich behandelte sie so und habe viele Stücke miten im Sommer ausgehoben und versetzt, selten oder niemalsen hat mir einer versaget: nur daß die Kielen oder aufgeschossene Strunken über der Erde wohl hervorragen!! — wenn man sie also im Sommer zu versetzen gedenket.

Die weitere Wartung und Pflege des Stockes: jezt, wann die Fexer im Frühling gelegt worden, muß die Erde im Herbst wieder aufgegraben werden, man sticht die Erde schuetief weg, schüttet in das Loch guten, den besten, versaulten Mist; besser aber: Schlammerde oder Gassenerde: die man an den Viehtränken zusammen schlägt, den Sommer durch auf Haufen ruhen läßt; alle diese gesammelte Erden sind das beste Nahrungsmittel für die Spargeln.

So fährt man alle Jahre fort; und so lange man damit anhält, werden die Spargeln auch ihre Größe, wenn man mir in meinen weitem Vorschlägen folget, bestehen.

Der junge Stock muß mit dem Abschneiden der Kielen zwey, drey Jahre lang verschont bleiben, im dritten oder vierten Jahre nach seiner Einlegung wird er das erstemal beschnitten.

Ich



Ich warne für den früheren Abschneiden, weil sonst die Rielen nie so stark werden, als ich versprach; manche folgten hierinnen deswegen nicht, weil die Riele öfters schon im ersten und zweiten Jahr $\frac{1}{2}$ Pfund schwer herausstachen: lasse man sich eine solche Erscheinung ja nicht verführen! —

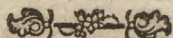
Auch muß man im dritten, vierten Jahr nicht mehr als eine oder zwey Rielen, im fünften etwa vier, fünf Rielen abschneiden &c.

Wie man dann überhaupt und allezeit dahin zu sehen hat, daß nicht zu viele Rielen und der Stock nicht zu lange in den Sommer hinein abgeschnitten werde: man kan vom Frühling an höchstens bis Johannis des Täufers Tag abschneiden, nach diesem aber nicht mehr. Fängt der Stock im Frühling bald an, zu schieben, so muß man auch mit dem abschneiden bald aufhören, man hört aber spat auf, wann er spat anfieng, zu treiben: sechs Wochen lang, höchstens acht Wochen lang kan man ihn beschneiden und nuzen.

Das könnte man den ganzen Sommer hindurch thun, dann so lange man abschneidet, so lange wird er treiben; allein eben deswegen, wann man zu viele Rielen abschneidet, wird er auch im folgenden Jahre große Rielen versagen, kleinere und die in großer Menge geben.

Es geht da, wie mit jedweden Gewächse: die Hecke oft beschnitten, treibt viele, aber dünne Reiser: das Wörschings Haupt abgeschnitten, treibt der Strunke wieder andere drey, vier; aber sehr kleine Häupter.

Hat man diesen Fehler gemacht, so kan man wohl wieder helfen, man dunge den Stock fleißig und lasse ihn ein paar Jahre wieder unbeschnitten ruhen, seine Kräfte wieder sammeln, so wird er größere, fettere Reime ansetzen und wieder große Rielen hervortreiben.



Alte Stöcke versagen gemeiniglich größere Kielen, das geschieht, wie ich so eben gesagt habe; man wird sie durch keine Dungung verbessern, wo man nicht den Daben fürgeschlagenen Handgrif beobachtet.

Wie es dann überhaupt beyhm Spargelbau gut wäre, wann man alle seine Stöcke in zwey gleiche Theile abtheilte: Heuer diese, übers Jahr die andere Helfte beschnitte, so daß also immerhin die eine Helfte unabgeschnitten bliebe und dabey recht gut gedungt würde, wann die andere beschnitten würde.

Es ist aller Welt lauff, daß immer eines vor dem andern abstirbt und so ist's auch mit den Stöcken der Spargeln; man hat also alle Jahre, wo man viele Stöcke hat, franke, todte, diese letztern muß man also ersetzen, zu dem Ende ist es nöthig, sich immer Ferer im Vorrath zu verschaffen, folglich alle Jahre frische Pflanzen anzusaen.

So wie man die Spargeln wohl verkaufen kan, so werden auch alle Jahre Ferer gesucht und ganz gut bezahlt, man kan die, die man übrig hat, alle Jahre an Mann bringen und verkaufen.

Ich will es nicht vergessen, auch da noch was von den Gewürzpflanzen zu sagen: ich habe sie schon genannt und vielleicht noch nicht alle, die Deutschland hat und noch aus andern Ländern anzuführen und anzubauen im Stand wäre; welche Vorthelle aus diesen, wann man sich daran gewöhnte und die indischen Gewürze, die unsre Väter ehemals nicht hatten, doch gesund waren und alt wurden, wieder abschafte? —

Man kan diese Gewürzpflanzen zur Einfassung der Gänge gebrauchen, auf den sogenannten Rabatten erziehen.

Diese

Diese ihre Erziehung ist so einfach als die des Saats, man säet sie, setzt sie aus, reinigt sie vom Unkraut, schneidet sie ab, nutzt sie grün, gedörrt, gepulvert oder so, wie man etwa will oder soll.

Der Krautgarten oder das Krautbeet.

So heisset der Ort, auf dem man den weissen Kopfkohl, oder das weisse Kopfkraut zu bauen pfleget.

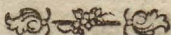
Das weisse Kopfkraut ist in der Haushaltung des Landmanns ein sehr wichtiger Artikel; nicht nur wegen seinem Kopf, der zum Verkochen in der Küche sehr gut ist, sondern auch wegen den vielen in dem Stall abfallenden Blätter und seines Struncks, des Winters durch bey der Fütterung sehr viel thut; auch hauptsächlich wegen dem Sauerkraut, welches aus dem Kopfe verfertiget wird und dem Landmann, wie fast jedem Deutschen, ganz unentbehrlich zu seyn scheint, und heutiges Tages immer mehr und mehr gesund und gut, auch bey der Schiffart sehr heilsam befunden und daher gar sehr gesucht wird.

Bisher ist in gar vielen Gegenden dies weisse Kopfkraut, welches ich als ein jedem bekanntes Gewächs nicht erst beschreiben will, sehr schlecht besorgt und gebaut worden, man ist mit Häuption zu 1, 2, 3 Pfunden zufrieden gewesen, da es doch ein sehr leichtes ist, jedes Haupt von 12 bis zu 20, auch noch zu mehreren Pfunden zu haben.

Ich selbst erbaue sie alle Jahre von dieser Schwere in Menge.

Wie? — darauf gebe ich in der Folge hier Anweisung.

Man hat sehr vielerley Arten Kopfkrauts: frühes und spätes und von diesen: länglichte, runde, rothe, blaue



blaue und weisse Häupter: so ist dies Kraut am Strüncke verschieden, manches hat hohe dicke, niedrige solche, anders hat hohe dünne, wieder ein anderes niedrige solche, noch eines liegt so am Boden, daß man von ihm fast gar keine Strüncke erhält.

Dem einen nun gefällt dies, dem andern jenes; gewiß aber ist es: dasjenige, welches die beste Nuzung gibt, ist auch das Beste und das ist es unstrittig, welches starke, hohe, dicke Strüncke, viele grose Blätter, feste, grose Häupter, zartes gutes eßbares Kraut gibt.

Das frühe Kraut hat keinen andern Vorzug, ja steht in jedem andern dem Spatkraut weit nach, als daß es etwas früher fertig ist als dieses; unter dem Spatkraut gefällt das spizige manchem besser als das runde und manchem dieses mehr, als jenes; — ich habe eine gewisse Art rundes, und das von zweyerley Farben: weis und blau, als das beste in allen Aussichten gefunden, daher das längliche weisse abgeschafft und diese zwei Arten eingeführt: unter solchem nun in meinen Garten alle Jahre Häupter zu 20 und mehr Pfunden zu sehen, ist gar nichts seltenes; der Strünck ist hoch und dick, man hat sehr viele, breite Blätter: die festen Häupter grün oder eingesalzen, als Sauerkraut gekocht ist es sehr mürbe, zart und vorzüglich eßbar; das zu erhalten, liegt viel an der Art; das meiste aber an der Bearbeitung oder Pflege; diese will ich beschreiben.

Den Saamen zu beschreiben ist ohnmöglich, also sage ich nur, wie man ihn erziehet, wann man einmal ein Saamenhaupt, das ist, einen ganz ausgewachsenen Krautstock hätte und wollte ihn zum Saamenziehen gebrauchen, wie müste man verfahren?

Man nimmt diesen Krautstock mit allen Wurzeln und daran anklebender Erde am späten Herbst, nur noch vor eingefallenen Froste heraus, legt ihn so im Keller
auf

auf den Boden hin, liegt er so etliche Wochen, so mag man ihn an einem Orte, wo man ihm durch die Kellenseiten doch zu Zeiten Luft geben könnte, in Erde eingraben, wollte er wachsen, und wollte das Haupt beginnen sich zu regen oder sich aufzuschließen, so hebt man ihn wieder aus, läßt ihn blos auf dem Boden liegen und bringt ihn endlich wieder in die Erde, solten Blätter faulen wollen, so nimmt man sie ab; Kurz, man sorget Winters durch, daß das Haupt grün bleibe, nicht auswachse; geschähe auch dies und fast alle, ja alle Blätter fielen ab, wann nur der Strunk mit seinen Nebenkeimen gesund bliebe, so bringt man ihn im Frühling: im Merz oder im angehenden April aus dem Keller in den Garten, wo weit und breit kein Saamen von Wörsching, Kohl oder andern Rüben oder andern Krautarten erzogen würden, damit nicht dieser Saamenstaub sich mit dem des Krauthaupts seinem menge, und Spielarten entstünden, welches sehr bald geschieht, man setz ihn da so an einem Orte ein, daß er für und gegen die harten Frühlingswinde gedeckt ist, macht ihm auf diesen Zweck gar eine Decke von Stroh, begießt ihn ein Paar mal, aber das nur alsdann, wann man keine Froste besorgt; so schlägt er Wurzel, wächst, blühet und gibt seinen Saamen.

Nur gar zu oft geschieht es, daß allerley Insekten, kleine Läuse, Raupen sich anhängen, die die Saamenstauden verderben, daher muß man oft nachsehen, auch ihn, wenn er in der Folge zu trocken stehet, begießen.

Findet man Raupen, so nimmt man sie, dann es sind ihrer doch nicht viele, mit den Fingern hinweg; darauf aber muß man etliche Tage aussen, weil man doch manche übersieht und andere aus ihren unserm Auge entgangenen Eiern frisch ausschließen.

Findet man Läuse oder gewisse Mückgen, so bewerfe man etliche Tage an einander, früh, wann die Masse



des Thaues oder des Regens noch aufliegt, den ganzen Stock dichte mit Aschen, wäre es trocken, so begiese man den Stock durchaus und streue die Asche auf, klebt sie so an, so werden die Insekten in wenigen Tagen verkommen und der Saame wird reifen.

Der abgeerntete Saame wird wider Frost, Feuchtigkeiten und Ofenhize Wintershin an einem temperirten Orte wohl verwahret und sodann im Frühling auf gute fette Beeten, am besten, auf Mistbeeten, welche der Sonne entgegen liegen, wider Nord und Ostwinde gedeckt sind, ganz bald ausgesäet.

Ich habe es schon einmal gesagt: die Erdflöhe sind den auffaimenden Kraut oder Kapuspflanzen gewaltig zerstörende Feinde und schaft man nicht wider sie Rath, so ist bald alles dahin. Die besten Mittel wider ihre Anfälle sind schon gesagt.

Sind nun die Pflanzen erwachsen, erstarkt und haben etwa 5, 6 Blätter so säume man nicht, sie aufs Krautland zu versetzen: je eher man dies thun kan, je besser ist es: hat man früh Häupter zum Verkauf, so verkauft man sie als was seltenes, am besten und geschwindesten; will man das nicht, so zeitigen sie recht aus und setzen an der Größe je mehr und mehr zu.

Man darf nicht sorgen, die Kälte mögte ihnen schaden oder sie sehen noch zu zart; — können sie die Kälte auf dem Pflanzenbeete vertragen, so können sie sie auch da auf dem Krautlande erleiden, zumalen sie da tief in einer Stufe, gedeckt wider alle Winde, verwahrt sind; je jünger und zarter die Pflanze ist, je eher bekommt sie; bey allen Dingen ist es wohl so: Krankheiten, Verwundungen heilen bey jungen eher als bey alten: die Jugend nimmt alles eher an, als das Alter. Ich habe Pflanzen, nur zu drey, vier Blättern erwachsen, ver-
setzen

setzen lassen und sie bekamen besser, als die ältern und größern.

Von der Lage des Krautlandes: diese könnte überall seyn, wann nur kein Feind wäre, der es nothwendig machte, es so weit und fern ab von Gebäuden zu nehmen als man vermag.

Jeder weiß, daß die Schmetterlinge, aus welchen die Krautraupen, die grünen Raupen, kommen, sich immer an den Häusern, Scheunen und andern Gebäuden und Wänden aufhalten und herumfliegen; fern, drausen auf den Feldern, sieht man von dieser Art Schmetterlingen wenige oder keine; folglich setzen sie ihre Eyer dort und nicht hier; eine Wahrheit, die die allgemeine Erfahrung alle Jahre lehret und daher gebietet, das Krautland fern von der Wohnung auf freyem Felde zu haben.

Das Krautland muß guten Boden, tiefen Grund haben, an der Sonne liegen, nicht mit überflüssigen Feuchtigkeiten angefüllt seyn: Man überdenke, daß es alle Jahre Früchte bringen muß, daß seine Früchte sehr fette und groß sind, daß sie ungemein viele Nahrungen fordern, so wird man auch berechnen, daß zu solchem fette Erde und alle Jahre vieler und hinlänglicher Dung darauf verlangt werde.

Ein Krautland anzulegen: muß der Boden zwey Schue tief aufgestochen, rejelet und von allen hinderlichen und schädlichen: Steinen, Wurzel, Dorn u. gereinigt werden: man muß, wann das Erdreich zu leicht ist, schweres: Kies, Mergel, Thon, aufführen; ist es zu schwer, zu zähe, so führt man Rasen, leichtes, sandigtes auf: dies muß mit dem Grabscheit untereinander gemengt, zugleich mit Schlamm, Gassenerden und Mist gedungt werden; außer dieser ersten Operation wird man keine Häupter oder die nicht eher erhalten, biß man



das nach und nach gethan hat, was ich auf einmal in der Anlage sogleich begehrte und abforderte.

In der Folge muß die alljährliche Zubereitung des Krautlandes von ähnlicher Art seyn: es fordert alljährliche satte, hinlängliche Düngung vom besten Mist, den man machet, Pferdmist nuzt da am wenigsten: Schaaf und Rindemist ist da der Beste; wann man das Land manchmal satt von den Schaafen pferchen läset, so thut man sehr wohl.

In vielen Gegenden pflügt man den aufgeführten Mist unter und dann sezt man die Krautpflanzen ein, ein sehr großes Gebrechen! — Das Krautland muß tief, wohl bearbeitet und so zubereitet werden, wie es dem Krautstock angemessen ist; das kan nicht mit dem Pfluge, das muß mit dem Grabscheite nothwendig geschehen: der Krautstock wächst hoch, die Wurzeln, wo sie lockeres Feld finden, gehen tief, und müssen tief gehen, um stets hinlängliche Nahrungen und Feuchtigkeiten, deren dieses große, fette Gewächs sehr viele bedarf, aus der Tiefe anzuziehen: das Gewächs wird durch seinen Kopf sehr schwer, fällt, wo die Wurzeln nicht tief giengen, leicht um, der Strunk selbst, wo er nicht tief in den Boden gepflanzt wäre, wie wollte er je dem Winde widerstehen? der Mittelmäßige würde ihn umwerfen, ausreißen und verderben.

Man muß alles thun, um die Wurzeln und den untern Theil des Strunks tief in den Boden zu bringen, folglich ist es nöthig, ihn tief zu pflanzen, dies besser bewirken zu können, müssen mit dem Karst oder der Haue auf dem bereits wenigstens einen Schuh tief umgegrabenen oder gescharreten, mit dem Grabscheite aufgestochenen Boden, Löcher, die man Stufen heißt, eingegraben werden, in welche man die Pflanze so tief man kan, einsezt.

Diese

Diese Stufen sollen in einer Ordnung und Gleichheit eingegraben werden und so zwar:



Ihre Quadratbreite wäre ein Schue, ihre Tiefe, $\frac{1}{2}$ Schue: alle Entfernung von einander 2, $2\frac{1}{2}$ Schue, wenigstens 2 Schue.

Ueber der letzteren Anforderung ist man vielleicht verlegen, man glaubt durch sie zu verlihren, da sonst ein Krautstock vom andern nur 1 oder höchstens $1\frac{1}{2}$ Schue abstehet;

Ich gebe es zu: man wird an der Zahl der Krautstöcke verlihren; aber nicht an der Zahl, der Häupter; nicht am Gewichte aller Häupter zusammen;

Die Kopfkrautpflanzen, so nahe zusammengesetzt, erhalten kleine und viele gar keine Köpfe, wenige, schmale Blätter, dünne Strünke; da sie, nach meinem Vorschlag gerade das Gegentheil werden: alle Pflanzen erhalten Köpfe und diese sehr gros; was ist es, wann ich 400 Köpfe, jeden zu drey Pfunden habe, gegen 200 Köpfe, die alle 12 bis 15 Pfunde haben? — Dort habe ich 1200 Pfund; hier aber wenigstens 2400 Pfunde und wanns nur mittelmäßig ausfällt, 2000 Pfunde, und nochmehr! der leere Raum zwischen den Stöcken geht drum nicht verlohren; zwischen diesen pflanze man kecklich Bodenkohlrüben, Burgunderrüben d. i. Turnips, Viehmangold, Salat und dergleichen, alle diese und noch mehr andere Gewächse, über welche das Kopfkraut hinwächst, schaden da wenig oder nichts; wie viele Burgunder oder solcher Viehrüben baut man nicht unter 400 Krautstöcken, wann zwischen vier Stöcke



cke nur immer einer zu stehen kommt? — eine herrliche Fütterung für das Vieh, Sommers und Winters!

Sind die Stufen also fertig, so erwartet man einen Regen: man kan sie vor, auch einige Stunden nach einem Regen, wann der Boden nicht mehr schmierig ist, verfertigen.

Das Pflanzenbeet, ehe man nun die Pflanzen ausnimmt, muß vorher recht durchnässet seyn, damit an ihren Wurzeln, wenn man sie ausziehet etwas Erde kleben bleibt und man sie gleichsam schon halb angewurzelt in die Stufen bringen und einsetzen kan; hat es nicht geregnet, so begießt man das Beet.

Die Zeit des Tags, in der man diese Verpflanzung vornimmt, muß niemal der Vormittag, sondern allemal der Abend seyn, wann die Sonne schon ihre Hitze verlohren hat: so erhebt sich die Pflanze untern Thau die Nacht hindurch und wird keines weiter Bestandes oder Begießens bedürffen; das Begießen wird nur alsdann nothwendig, wann der Regen zu lange ausbleibt, die Pflanzen zu groß werden und die Pflanzzeit, ohne gepflanzt zu haben, gänzlich verstreicht: die Stufen müssen gegen Abend begossen werden, ein oder zwei Stunden, nach diesem müssen sie mit Pflanzen besetzt und diese nochmals gegen die Nacht fleißig begossen werden: so eine Operation allein schützt sie auch bey der heissesten Tröckne wider das Verderben.

Wann nun diese Pflanzen 14 Tage, drey Wochen gestanden sind, so erhält jede Stufe eine handvoll zerstoßenen gebrannten oder ungebrannten Gyps, den man um die Pflanze herstreut und hackt die Erde um sie bis zu ihren Blättern auf an.

Schon das, daß sie in der Stufe tief sizet, wie dies Erdenanhacken schützt sie wieder Winde und Frost; aber auch

auch das letztere wider das Abfressen und Abbeissen der an ihnen sonst spielenden Haasen.

So, wie nun die Pflanze nach und nach mehr und mehr an und groß wächst, muß man die Erde bey trockenem Wetter immer mehr an den Strunk rundum anhäufen, biß endlich der Haufen Erde im Stande ist, den Stock wider die Winde zu halten: zuviel kan man nicht anhäufen, aber gar leicht zu wenig.

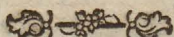
Nun will man dann auch anfangen, den Krautgarten nach und nach zu nutzen, man holet sich schon um Jacobitag daraus Blätter zur Fütterung in Stall; darwider bin ich nun nicht; alleine ich bedinge mir voraus

1) daß man nie zur Regenzeit in den Garten unter die Stöcke eingehe, dann dadurch würde er so feste getreten, daß der Regen nicht mehr anschläge und das Regenwasser oben weg liefe.

2) Daß man nie frühe oder spat Abends im Garten abblatten wolle, dann in diesen zwo Zeiten sind alle Blätter frozend voll Saft und knicken schädlichst im Durchgehen ab: das Abblatten muß Mittags bey der größten Hitze, wann die Blätter welken und nicht so leicht abbrechen, geschehen.

3) Wann man nun abblattet, so muß man keine andere Blätter als diese nehmen, die sich am Strunke, ohne zu zerbrechen, leicht ablösen, diese sind die gelbgewordene oder die anfangen, gelb und zeitig oder reife zu werden;

Ja keine frische, grüne! dann diese bedarf der Stock nothwendig, sonst würde sich die Natur nicht bemühen, ihm sie zu geben, noch sie ihm so feste anzuflehen, daß sie, ohne Gewalt zu brauchen, nicht abgenommen werden können; fraget man wozu? — so will ich darauf
ant:



antworten: a) zum anziehen und auch zum ausdünsten solcher Feuchtigkeiten.

b) Auch dazu, daß sie das Regenwasser auffangen und es auf sich nahe an den Strunk zu seiner Nahrung hinleiten.

Jedes Blatt, sobald es regnen will, ist wie eine zu den Wolken ausgestreckte flache, hohlgebogene Hand, die das Regenwasser aufnimmt und ihr Stiel, wie eine Rinne, in welcher es zu dem Strunk und der Wurzel anläuft.

c) Zum Bedecken des Erdbodens, damit die Sonne auf ihn nicht unmittelbar auffalle, also die einmal durch den Regen erhaltene Feuchtigkeiten desto länger zur Nahrung bleiben mögten.

Dazu ist auch das Aufhaufen um den Strunk, dies erhält ihnen die Feuchtigkeiten und sind deren zuviel, so laufen sie auch an demselben fern in den Boden hinweg.

Man soll also nie zuviel und nicht zu frühe abblatten; dabey verliert man nichts, dabey wird man sichtbar und ansehnlich gewinnen; dann, die Blätter, welche ich heute nicht nehme oder erhalte, die nehme ich morgen, sie werden mir zuletzt alle noch werden: und dann so wird das Haupt sich früher ansetzen und früher reifen, ansehnlicher, fester und größer ausfallen; dies letztere will ich aus Ideen nicht suchen zu erweisen, jeder kan es bald sehen, wann er zween Stöcke neben einander verschiedenlich behandelt, den einen sehr abblattet; den andern aber nicht.

Was da bey dem Unterricht auf die Kopfskohlpflanzung noch gesagt werden könnte, das ist das, was man in Ansehung der Raupen noch zu wissen bedürfte; unterdessen, da ich das beste Mittel diese abzuhalten: die Kraut-

Krautbeeten fern von Gebäuden, im freyen Felde anzulegen, schon gesagt habe so bleibt mir nur ein einziger Vorschlag noch übrig und dieser:

Man gebe sich die Mühe, die von den Schmetterlingen unterhalb den Blättern angelegte Eyer zu zerquetschen, und das in ihrer Legezeit alle Tage 2 mal zu thun, so wird man nicht nöthig haben, große und doch vergebliche Jagd von dieser oder jener Art auf die Raupen zu machen.

Man heimsset das Kopfkraut noch vor dem Frost, bald nach Michaelis: zwischen Michaelis und Martini ein; heftig, anhaltender Frost hat schon manche Jahre alles Kopfkraut gänzlich zernichtet.

Ueber alles oder nach allem wäre da noch vom Mistbeete zu schreiben: eigentlich nicht meine Sache, da ich Landmann, nicht Gärtner bin, doch auch davon ein Wort!

Man grabe ein Loch etwa 8, 10 Schritte lang, 2 breit und 2 Ehlen tief aus: über dem Boden mache man einen Aufsatz von einem Brete hoch, doch so, daß hinten an der Nordseite $1\frac{1}{2}$ Bret, vorn 1, an den zwei schmalen Seiten $1\frac{1}{2}$ Bret anlaufend angebracht werde.

Die 2 Ehlen ausgegrabenes fülle man im Frühling, früh oder spät, schon im Januar oder Februar, mit frischem Pferde oder Schaafmist, trete ihn feste, begieße ihn heftig mit Wasser, fülle 1 Schu hoch gute fette Erde drauf, säe seine Saamen und puitsche sie wohl ein;

Bedecke dieses mit Fenstern, und diese mit Brettern, oder Strohmatten des Nachts oder bey starkem Frost auch Tags durch zu, scheint Sonne, so decke man die Fenster ab, stelle sie auch auf, gebe Luft und begieße auch die Pflanzen zu Zeiten.



Vor allem hätte ich sagen sollen: dies Beet muß an einem sonnenreichen Orte, der auch durch Häuser oder Mauern wider Nord- und Ostwinde gedeckt ist, errichtet werden.

Ende des ersten Bands.



Register

zu dem ersten Theil des Ganzen der Landwirthschaft.

A.

	pag.
A bgaben, jährliche an die Grundherrschaft, -	52
- - billige sind auf zwey Seiten dem Herrn und Unterthanen billig, -	55
- - und Freyheit sind billig beyammen, -	55
- - zu große höchst schädlich u. unmenschenfreundlich.	53
- - wieviel? -	55
- - Art ihrer Einsammlung, -	56
- - des Lebenden, der Handlöhner widrige Art, -	56. 57
- - beständige an Geld sind für Herrn und Unterthanen die besten, -	59
- - natural gegen Geldabgaben aufzuheben, -	63. 66
- - Betrügereyen dabey und diese müssen sogar die Herrschaften bezahlen, -	58. 59
A ckerfeld, -	236
- - was es ist und wie vielerley? -	236. 237
- - schwer, leicht, -	237. 238
- - mittelfeld, -	238
- - wie das zu schwere und zu leichte zu verbessern, -	239
- - Vorschläge allerley darauf -	239. 240
- - unfruchtbar, wann? -	240
- - fruchtbar zu machen, wie? -	241
- - zwote Ursache der Unfruchtbarkeit, wie zu verbessern, -	241. 242
- - weitere Schädlichkeit, -	242. 243
- - Steine nutzen öfters demselben -	244. 245
- - wie oft es zu nutzen -	245
- - alle Jahr wann? und wie? -	245. 246
- - Entwürfe ein paar auf alljährliches Anbauen -	247. 250
- - wie dabey weiter zu verfahren -	251. 253
- - wie zu Pflügen, Egen, säen -	253
- - wie zu besäen -	253. 254
A ecker, Hauptsache des Bauern. -	31
A btritt, wo und wie? -	76
A lleinhandel, schädlich wider die Freyheit -	62
- - ungerecht -	107
A meise, -	328
- - Mittel wider sie -	328
Aa	Anlage,

Register.

	pag.
Anlage, neue erfordert Arbeit und Kosten	50
Anlegung eines Landgutes,	41
Ansehen, müssen Hausherren sich beybehalten	90
wodurch es vergeben wird.	90 91
Apfel, allerley Arten	307
Arbeiten, übers Maas muß man von Dienstbothen nicht fordern	100
Arbeitshäuser, Zuchthäuser, herrliche Anstalten zum Glück der Unterthanen	67
Ärzte, Viehärzte,	125. 126
Auslaufen, nächtliches, dem Gesinde nicht zu gestatten	94
nicht zu gestatten	99
Auswahl der Knechte und Mägde.	82

B.

Bauer, wohnt zwischen Feldern.	23
- von Profession nützt das Bauerngut am besten	95
- wie zu erziehen	83
- sie tüchtig zu lehren nothwendig, öfters unmög- lich; für sie höchst schädlich; Ursachen	83. 84
- ihr moralischer Character	84. 85
- soll kein Holzbändler werden	30
- bedarf allerley Vieh warum	114. 115
- das beste für ihn ist das Rindvieh,	116. 117
- nicht das Pferd.	117. 118
- halten doch in guten Absichten Pferde.	118
- Kühe nöthig.	119
- welche Pferde ihm noch zuträglich seyn mögten.	121. 122
- wie viel er Leute im Hause bedarf.	32
- nicht von Profession wie der zu verfahren, wenn er einen Bauernhof besitzt.	94 95. 10.
Bauerngüter geben wenig Gewinn, der Viehhandel gibt ihn dem Bauern von Profession.	7. 8. 9. 63. 64. 94
Bauernhaus, von einem oder zwey Geschossen, warum?	72
Bauernhof manches Ruin unverschuldet, woher also?	70. 71
Baumgarten,	298
- dessen Lage	298
- auf Höhen in Thälern, ihr Gutes und Böses	298. 300
- Grund und Boden welcherley?	301
- Auswahl der Bäume	302
- welche für den Landmann die beste,	303. 304
- Birnbaum und Apfelbaum 10. 10. wo der seine Stelle hat	304. 305
	Baum:

Register.

	pag.
Baumgarten, Mostbirn	305
- - Kaurankenbirn	306
- - Güte des Obsts ausmachen, was zu bedenken	306. 307
- - Firschbaum.	305
Baumschule wie die anzulegen zu behandeln.	311. 313
- - Spielarten der Bäume.	314
- - Pflanzen der Bäume wie	316. 319. 21.
- - wie Bäume trüchtig zu machen?	322
- - Beschneiden der Bäume wann?	324. 326
- - Raupen, Bäumen schädlich	326. 327
- - Wanzenkäfer, Ameisen, Blattläuse,	328
Bauplane, beurtheilt die Pläne ehe sie ausgeführt wer-	
den	71
Befriedigung des Gartens: Hecken, Zaun, Mauer	329 - 332
Berechnung eines Landguts.	7. 8. 9.
- - des Ertrags eines Gutes.	63. 64
Beruf, darinn billig jeder bleibt.	23
Bettel, dem Landmann höchst schädlich	66. 67
- - dem Evangelischen, vielmehr dem Catholischen	67. 68
Bettler, privilegirte, drucken mehr als der härteste De-	
spote	68
Biene, wie zu behandeln	235
Blumenkohl, s. Carstol.	
Bohnenbau.	272
- - allerley Arten, ein Handgriff bey Pferdebohnen.	272
Brandstätte, ihr Schutt ist bester Dung,	48
- - wie diesen Schutt zu erhalten? Engländer Art.	48
Bronne,	69
- - der beste welcher?	69
Brust des Viehes, gute	126
Burgunderrüben,	263
- - ihr Anbau.	263. 264
Buschwerk, abbrennen und den Boden damit dungen,	48
Büsten oder Wäiden werden abgebrannt und so gedung.	48

C.

Calecutisches Huhn. siehe Truthun.	
Camnern sollen ihrer Einnahmen gewiß seyn.	57. 58
Carstol, Blumenkohl, wie der groß zu erziehen	348
Cartoffeln,	339. 21. 21.
- - wie vielerley, welche die Besten	340
- - ihr Kraut ist Fütterung.	340. 346
- - ihr Land.	341
- - ihr Dung.	341

Register.

	pag.
Cartoffeln, ihr Saame.	342
- - ihre Einlegung oder Säen	342
- - ihr Saame, wie der zu erhalten,	342. 344.
- - ihr Ausarten	343
- - wie nach der Einsaat zu behandeln	344. 345
- - Erndte der Cartoffeln,	345
- - wann das Kraut abzuschneiden	346. 347
- - ihre Benutzung	347
Cavallerie, was durch diese bey der Landwirthschaft leicht zu bewürken wäre.	48

D.

Despoten, Beutelschneidereien, Geiz und Langeweile.	56
Dienstbothen, Gesind, Knechte, Mägde, Tagelöhner, von diesen hängt Wohl und Wehe des Hauses ab.	81
- - wie die besten sich zu verschaffen	82. 86
- - haben ihre Fehler wie die Herren: einer erträgt billig den andern	86. 87
- - Fehler muß man übersehen, gutes belohnen, solcher Dienst wird gesucht	87. gute verdienen guten Lohn
- - Lohn wird nach dem Preiß der Dinge und dem Werth des Geldes bestimmt	87
- - welche zu wählen, welche nicht?	88. 89
- - gute müssen beygehalten werden,	89. 90
- - sind zum Haus- und öffentlichen Gottesdienst anzuhalten	92.
- - ihnen sind auch Ergötzlichkeiten zu gestatten	93
wann nicht?	99
- - Dienstbothen muß an nichts, was sie nöthig haben, was abgeben: der wohl ist, arbeitet wohl.	97
- - sollen Mittags besser Essen haben, als Abends	98
- - Ruhetage müssen sie haben	98
- - nächtliches Auslaufen ist ihnen schlechtweg nicht zu gestatten	99
- - müssen nicht immer gewechselt werden	101. 102
- - alte besser als neue	101. 102
- - abgehende und neue können Schaden bringen	102
- - wie die alten zu erhalten.	103
Dörfer gut, Weiler besser, einzelne Höfe noch besser	24
- - waren bey den Alten selten	42
- - wie sie entstanden	42
Dornschlag,	49
Eung: wie viel man bedarf	36
- - vom Mastvieh der beste	131
	E.

Register.

pag.

E.

Ebenmaas, ist im Lande nöthig.	-	21
Eber, Stammschwein,	-	185. 186
Egen, 252 - 255. nicht hinlänglich	-	255
Ehen begünstigen, nicht hindern	-	53. 54
Eigenthum der Güter ist nöthig. 55. wahres, welches es seye 66. was und wer diß dem Bauern raubt und ihn zu Grunde richtet	-	66. 67
Eilen in Unternehmungen beyhm Feldbau ist schädlich,	-	51
Einflüsse, Ungewißheit höchst schädlich,	-	55. 56. 57
Einöden, wohlfeil erkaufte und angelegt bezahlen alles; auf hochbezahlten, schon cultivirten Höfen findet man diß nicht	-	51. 52
Enten 120. wie sie zu behandeln	-	232. 234
Erdbirn. siehe Cartoffeln.	-	-
Erde ausgestochene vergährte dungt	-	49
Erdsöhe, Mittel wider sie	-	337. 338
Ergötzlichkeiten, müssen auch dem Diensthofen gestattet werden 93. worin solche bestehen können 93. 99. wann und welche aus was Ursachen nicht zu gestatten	-	99
Ertrag der Bauernhöfe ist oft ein nichts, Ursache,	-	70. 71
Esel,	-	207
Exempel, thätiges soll der Herr und die Hausfrau dem Knecht und der Magd werden,	-	92. 93
Eyer ausbrüten durch Kunst, - durch Pflöppen 225. wie aufzubewahren verschiedene Arten 225. 226. was dabey vorzüglich nützet und warum? 226. welches Ey zum Brüten nicht taugt, wie das zu wissen.	-	226

F.

Fallock,	-	242
Farbe des Viehes, welche zuträglich	-	135
Farre, 174. wie er beschaffen seyn soll 174. beweisendes Beispiel daß grose Farren grose Viehgattung geben 174. 175. wie der zu wählen und zu erziehen 175. zu wie viel Kühen einer genug ist. 176. wie zu füttern 176. wie alt er seyn soll 176. wann er zum Ritt gut und geschickt ist. 176. wie dabey zu verfahren 176. wie der Farre zu nutzen, wenn er ausgedient hat.	-	177
Federvieh 214. allerley Arten 214. 11.	-	-
Feld muß von Dornen und Gebüschen befreyt werden.	-	44
Feldgeräthe, Werkzeuge des Bauern 104. 11. welche diese sind 105. gute, böse: nutzen, schaden 108. 109. können nicht recht verstehlich gezeichnet und beschrieben	-	-

Register.

pag.

werden, 110. Handgriffe dazu können nicht beschrieben aber abgesehen werden 110. verfertigt sich der Bauer viele selbst 111. 2c. muß wohl aufbewahrt werden 112. jeder Dienstbothe erhält und hat sein Werkzeug beständig für sich, warum? 112. 113. Zeichen zu geben und einzubrennen. 113. sind neu, alt und zerstückt auf- zubewahren	113
Settwerden. Anlage dazu 136. woher Settigkeit komme	136
Feuergefahr abzumenden wodurch?	73
Feyertage der Apostel und Heiligen übel angebracht und sind abzuschaffen	98. 99
Glaszbau,	266. 267. 274
Sohlenpferd, wie zu besorgen	124. 125
Frankreichs Verordnung über der Viehhaltung	126. 127
Fressen des Viehes	136
Freiheit, Quelle der Abgaben	55 56
und alles guten im Lande	56. 59 107
Freijahre von Abgaben dem Colonisten zu geben	56
Frohnen, wider den Landwirth und sein Gewerb, hindert Freiheit und alles Gute	61
Fromme Dienstbotthen sind die besten	82
Fruchtbarkeit was sie seye	34
Futter, welches das beste.	136 137. 138
wie viel	144
Futtergang	74
Futter, Kräuter und Wurzel, 290. allerley 290. wie zu benutzen	290. 291. 292
Futterschneiden nothwendig	143
Fütterung, wie viel. 37. Grund der Landwirthschaft, 37. 292. Ordnung 45. welche die beste	153

G.

Gaife, Böcke, 118. 2c. für wen? 119. mehr schaden als nutzen, wozu dulten	119. 120
Gans, 232. warum gut? wie zu behandeln	232. 233
Gänse, wozu?	120
Gänsekoth, bester Dung.	49
Garten, 298. 2c. 2c.	
Gebäude der Landleute, 68. 2c. 2c. ihr Ort 69. deren Plan 70. 2c. 2c. entfernt von einander 79. Ursache des Plans.	70. 2c. 2c.
Geiz spricht: was hab ich dieweil?	56
Gemisch oder Gemäsch aus Haber und Wicken Surro- gatum des Heues,	50
Gesinde	

Register.

pag.

Gesinde des Hauses fehlt es bald an Einsichten, Worten und Treue. 81. auf welches man sehen müsse.	81
Getraid, Sommer- und Wintergetraid wie zu behandeln 252. 26. 26. 257. 26.	
Getraidböden des Bauernhauses	70
- - anzulegen, wo nicht?	73
Gewürz zur Küchen soll sich der Landwirth selbst bauen, welcherley.	334 356
Gottesdienst zu dem öffentlichen und häußlichen müssen Dienstboten angehalten werden	92
Gottesfurcht ist in einem Hause das wichtigste für Herrn, Frau, Knecht, Magd	90. 91. 92
Gras, schädliches den Aekern 243. welches das beste? 282. 283. wie zu vertilgen?	243. 244
Grasarten allerley, wie zu bauen	287
Grasgarten	298
Großem, in solchem muß man nichts anfangen, aber allezeit im Kleinen.	50
Gyps.	49

H.

Haalbözig,	49
Haber, zur Fütterung, grünen, wie zu erbauen 188. sehr nützlich über aller grüner Fütterung	289
Häckerling wo zu schneiden?	73
Handel muß der Bauer verstehen.	134
Handel mit Vieh wie er vormalz und jetzt getrieben wird.	132. 133. 134
Handgriffe 110. wie zu erlernen ibid.	111
Handlohn,	55
Handlohnsberechnung und Austheilung auf jährliche Abgaben.	64
Handwerksleute für den Bauern 105. wo diese wohnen sollen.	105 - 107
Hanfbau,	267
Haus eines Bauern soll ein Bauernhaus seyn 70. kein Sammelplatz der Wollüstlinge, sonst es mit dem Bauern bald aus seyn wird 70. 71. aus was zu erbauen. 77. 78. Dach derselben aus was?	78
Haustenne; Aehren.	76
Hausvater. Herr und Fürst bestehet da am besten, wenn er weiß was er einnimmt und darnach ausgibt. 57. muß unter seinem Gesind tolerant seyn	94
Haut des Viehes welche gut.	136
Hengst alter nicht zum bedecken.	123. 124

Register.

	pag.
Herr im Hause ist der Bauer 100. 101. setzt einen an seine Stelle: Oberknecht	101
Herren und Hausfrauen müssen ihr Ansehen gegen das Hausgesind beybehalten.	90
Herren die Bauernhöfe haben und nicht Bauern von Profession sind, wie die zu verfahren, um etwas zu gewinnen.	94. 95. 96.
Hirschenbau.	271
Hof, Bauernhof soll nicht zu groß seyn 25. wie groß er seyn kan	27
Höfe, einzelne waren der Alten Eache. 42. sind besser zur Landwirthschaft als Dörfer und Weiler 42. 43. wie diese wieder herzustellen	43.
Hopfenbau,	261. 262. 263. 264
Hund, ob wann und wo dieser nothwendig ist 207. verschiedener Art und von verschiedener Geschicklichkeit 208. 2c. 2c. Schaafhunde 209. 210. welcher für den Landmann 210. ist ein nütliches und gefährliches Hausthier.	212.
Huhn unentbehrlich. 220. seine Fütterung ibid. legt Eier, wann? ibid. Ein vorzügliches Hühnerland. 221. welches Ey ein Junges enthalten kan 221. welche Hühner brüten 221. ihr Stall wo? 221. 222. ihre Nester 222. ihr Befühlen 222. 223. brüten, wie viel Eier in wie viel Wochen aus? 223. wie bey dem Brüten zu thun 223. 224. wie die Jungen zu behandeln 224. verschnitten. 225. hat Feinde 226. wie abzubalten 226. 227. Fütterung der Hühner 227. nicht viel Gewinn, aber nothwendig 226. Hühner wild erzogen zu Hechingen.	227. 228.
Hühner,	120.

J.

Jochen, anjochen.	75
Intolleranz, in Ansehung der Religion in Absicht aufs Gesind ist schädlich.	94

K.

Kalb, 159. ob die Kuh vom Ritt empfangen habe 159. daß es nicht unzeitig abgehet. 159. wie mit der Kuh zu verfahren die trächtig ist 160. bym Werfen oder Kalben was da zu beobachten 160. 161. 162. wann die Zeit da ist. 161. 162. wie das Kalb anzubinden 162. 163. soll das Kalb saugen oder die Milch aus einem Gefäß empfangen 163. 164. übersaufen sich, wie zu helfen und zu heilen 164. wie abgewöhnen und anzustellen 165. 166.

wie

Register.

	pag.
wie die Schweizer verfahren 166. wie man in Francken verfährt 167. 168. welches anzustellen.	169
Kalbin. siehe Hind.	
Kammern des Bauernhauses.	72. 73
Kaufhandlohn, wie viel 55. schädlich	62
Kaze, nothwendig dem Landmann 212. die Ratten fängt ist schätzbar. 213. hat auch ihren Fehler, wie zu verbes- sern 213. wie sie zu halten.	213. 214
Keller, 76. wozu?	77
Kinder des Hauses und Dienstbothen müssen so viel mög- lich getrennt werden.	93
Kirschen allerley Arten.	308. 309
Klee natürlicher ist auf allen Böden durchaus auf Erden zu finden und wächst hervor, so er seinen, ihm ange- messenen Dung erhält 45. dreyerley Arten 277. 278. wo zu erkaufen 278. Kleebau 282. 283. 2c. 2c. wie jede Sorte zu erbauen 283. 2c. 2c. wie viel Saamen von je- der Sorte 283. wie zu säen 284. wie lang zu nutzen.	284
Kleines, in dem fange man an und endige im Großen	50
Knechte, wie zu verbessern 82. und Mägde müssen nicht geschimpft werden, sonderlich nicht der Oberknecht vor dem übrigen Hausgesinde 91. gottesfürchtige sind die besten 91. 92. evangelischer schickt sich in das Haus ei- nes catholischen Herrn besser, als der catholische in das Haus des evangelischen Herrn warum? 94. in Ge- genden, wo man Wein gibt, greifen hüzig an und wer- den bald lach: in Bierländern bey vielen Meetspeisen, zwar anhaltend aber verdrossen: die bey Fleisch, Gemüß und Wasser, Apfel: oder Birn-Mosttrank am besten 97. 98. und Mägden ist nächtliches Auslaufen zu verwehren. 99. was in Nächten zu arbeiten 99. wie ihnen zu begegnen 102. 103. zu verschicken oder zu erhalten um neue Bau- arten 2c. 2c. einzuführen ist nicht hinlänglich	110. 111
Korn, türkisches. siehe Mais! — Johanniskorn wie anzubauen	291. 292
Kopfkohlkraut, ist sehr nothwendig. 357. der Kopf kan zu vielen Pfunden anwachsen 357. gibt allerley Arten, wel- ches das beste 357. 358. Saamen wie zu erziehen 358. 359. leidet Schaden wie der zu verwehren 359. wie aufzube- wahren. 360. wie Pflanzen zu erziehen, wie zu versetzen 360. 361. wo dieser Garten anzulegen 361. wie zu pfle- gen 362. wie die Pflanzen zu versetzen 363. wie seiner zu pflegen 364. Regeln zu erwünschtem Kopfkrautbau	365. 366 264. 265
Krappbau,	Kraut:

Register.

	pag.
Krautgarten, 298. oder Kohlgarten.	357. 2c. 2c.
Kriegsgeld.	55
Kuchengarten 298. 333. 2c. 2c. 2c. Gewürz dazu bauen	
334. 356. Regeln so bey dessen Anlagen und Bau zu beobachten sind 334 - 335. wie zu behandeln 336. 337. 2c.	
Erdföhe Mittel dagegen	337
Kuh wann zu melken 169. 170. wann die Kälber tod ge-	
worfen werden oder sterben wie sich zu rathen.	170. 171
Kuhe 2c. 2c. 118. ist nothwendig 119. 150. ihr Nuz 119.	
die beste 150. 151. wieviel sie Butter gibt 151. welche	
große Kälber geben 151. 152. Kennzeichen guter Milch-	
kühe 152. welche und wie auszuwählen 152. worauf es	
vorzüglich gute Milchkühe zu haben ankommt 153. ih-	
re Fütterungsarten und wie die zu erhalten 153. sau-	
fen und salzen sehr nothwendig 153. 154. die beste Milch-	
kuh kan bald die schlechteste werden 154. 155. wie zu ver-	
wehren 154. 155. Aberglaube hiebey 155. wann die Kuh	
wenig und viel Milch gibt 156. suchen den Karrochsen.	
156. 157. wie dabey zu verfahren 157. verschnittene ar-	
beiten vortreflich, werden bald und sehr fett.	158

L.

Lage. Aecker und Wiesen 2c. 14. 15. 2c. innerliche, äußer-	
liche 10. 2c. in Ansehung des Clima.	18
Landgut Lage, innerliche, äußerliche 10. Gewinn auf	
solchem wann? wann nicht.	5
Landleute, erste Classe von Menschen, wo sie wohnen.	24
Landwirthschaft, was eigentlich dazu gehöre.	27
Leibeigen,	61
Leimen, gebrannter guter Dung 48. wie der zu erhalten.	48
Löcher zu Rüben und Getraide auf Feldern sind schädlich	68
Lohn, bestimmt der Werth der benöthigten Dinge und der	
Preis des Geldes	87
Lohnbauern, Sackbauern 96. ihr Lohn 96. für Tag-	
löhner Brod	100
Luftlöcher im Stall.	149. 150

M.

Mägde, wie zu verbessern 82. was Nachts zu arbei-	
ten. 99. wie sich gegen sie zu halten.	102. 103
Mais, türkisches Korn,	269. 270
Markungen der Orte, wie beschaffen	24. 25
Mästen, viel, wenig, wann?	131
	Masts

Register.

	pag.
Mastvieh, Dung sehr gut. 131. allerley, Ochsen, Künder 131. müssen nicht arbeiten 147. was am Verdauen hindert. 148. bringt jährlich über 2. Millionen Geld von außen ein	132
Mastung, Viehmastung sehr großen Einfluß in die Landessgüte 130. 131. Gewinn aus ihr 130. 131. wie sie zu besorgen, was dabey nöthig 137. 138. 139. 140. 141. 142. 11.	
Manthwurf 275. wie zu helfen.	
Mayerhäuser 275. wie dagegen zu rathen	275. 276. 328
Müsten nothwendig.	145. 149
Müßbeet, wie anzulegen,	367
Müßgauche, wie zu nutzen.	79
Müßstatt, wo anzulegen?	74
Mohnbau,	270. 271
Monopolium, schädlich, wider die Freyheit	62. 107
Morgen, 21. Acker sind hinlänglich genug für einen Bauernhof.	33

N.

Nachsteuer 10 fl. vom Hundert	55. 65
Naturalabgaben aufzuheben wie	63-66
Nießeln,	280
Nüsse,	309

O.

Oberknecht,	100. 101
Obst,	398. 11. 11. 11.
Ochs, 127. von ihren Arten, Größen, Gewicht, Güte, 127. 128. 129. fettwerden aus Franken zu tausenden nach Frankreich ausgetrieben 129. von verschiedener Güte nach den Landschaften 129. wo die besten? 129. Ursachen hievon, daß einige so gutes zartes Fleisch haben	130
Oehl, Uestof der Nahrung 137. welche Fütterung diß hat 137. 138. welches zur Fütterung nicht taugt.	138
Ordnung beyhm Vieh nothwendig.	141. 142

P.

Personen benöthigte auf einem Bauernhof	80
Pfau.	234
Pferd, dessen Werth Nutzen und Preis 117. 118. nicht beyhm Bauern 117. sind nicht für Bauern 117. und wann doch? 118. sollte doch nicht seyn, warum und wie? 118. 120. ihre Erziehung 121. Pferdefütterung 126. Pflege.	126
Pflanz	

Register.

	pag.
Pflanzen, Verfezen der Bäume 322—324. Handgriff aufm Sandfeld 324. wann zu verpflanzen	324
Pflaster aufen an den Gebäuden	79
Pflug, kan leicht und schwer gehen	109
Pflügen,	252. 253.
Pfropfen, oculiren.	315. 318. 319. 320. 321
Physiokratisches System wann gut?	67
Pipe. Piphuhn, siehe Trurhuhn.	
Plan der Gebäude eines Bauernhofs 70. 11. 11. Ursachen desselben.	70. 11. 11.
Proportion ist nöthig im Lande	21

Q.

Queerfurchen im Ackerfeld wie? warum, wozu gut	256
Querschenbaum der nüglicste beste Baum. 310. siehe Zwerschgenbaum.	

R.

Rangersen. siehe Burgunderrüben.	
Raufen der Ställe.	74
Raupen, Bäumen schädlich	326. 327. 328
Raygras siehe Gras.	
Recht des Knechtes gegen den Herrn und dieses gegen den Knecht.	103 104
Reinigung des Viebes nothwendig 140. 148. Mangel sehr schädlich 148. wann solche zu thun.	149
Religion einerley ist in einem Hause besser als zweyerley, doch auch diese sollen und können beyssammen bestehen.	94
Raps, Rappsaat, was dabey zu beobachten.	259. 260. 261
Ribben, breite gebogene am Kindvieh gut.	136
Rind, 171. Kalbin Stier. 171. wann sich die Kalbin begattet 171. 172. Stierkalb, wann zu kastriren 172. 173. wann unter das Joch zu bringen 173. wann zu mästen 174	
Kindvieh das beste für den Bauern	116. 126
Rübenbau, allerley Arten 266. weisse Rüben	292
Ruhe fürs Vieh ist nothwendig	138. 139. 140
Ruhetage fürs Hausgesind.	98

S.

Saamen, was bey allem zu beobachten, gute Früchte zu erhalten	257. 258
Säen. 253. wie viel von ieder Fruchtforte 254. säen des Hausvaters Sache allein, 254. dabey worauf nicht zu sehen.	
	Sackz

Register.

	pag.
Sackbauern, Lohnbauern 96. ihr Lohn des Jahres	96. 97
Salzung nothwendig 143. wie	204
Schaaß 186. zweyerley Arten 188. Verbesserung der Eshaaf. 188. Waide derselben 189. ihre Krankheiten 189. woher 189. 190. wie zum Besten eines Landes mit Schäferereyen zu verfahren. 190. 191. wie sie zu nutzen sind und wie darauf zu verfahren	192
Schaaße 29. entbehrlich 119. warum nöthig	119
Schäfer wer er seyn soll?	183. 194. 195
Schäfererey 193. in Pacht zu geben, oder wie dem Schä- fer den Lohn zu bestimmen. 194. 195. Schaaffknechte 196. wo Schäfererey anzulegen; wo nicht 196. wie zu füttern Sommer und Winter 197. welche Fütterung gesund und nicht gesund ist 197. 198. 199. wann im Stall zu füttern anzufangen 198. 199. wo Schäferereyen zu haben, wo aufzuheben 199. wie dabei zu verfahren 199. 200. Zuchtschäfererey 201. von welchen Reithäm- meln die Eshaaf und wann bedecken zu lassen 201. wie das Mutterschaaß zu halten. 202. wie mit ihm zu ver- fahren, wenn man ihm ein fremd Lamm zum saugen zu- gibt. 202. wann Hammellämmer zu castriren 202. Schwanz nicht abzuschneiden 202. wo Lämmer zu wei- den 203. wie mit der Milch zu verfahren wenn die Läm- mer abgesetzt sind. 203. Salze wie 204. 205. Schur der Eshaaf 206. Kennzeichen kranker Eshaaf 106. diese Kranke sind auszumergen 106. Mastschäferer	106. 107
Schaaßbeerden Schade. 60. wann gut?	60
Schätzung	55
Scheune	78
Schlamm, Teichschlamm wie zu nutzen?	46
Schleichhandel der Weiber	227
Schnecken, wie zu vertreiben,	260. 338
Schober aus Heu und Stroh, auf Feldern aufbewahrt schädlich	68
Schulmeister und Lehrer der Bauern sind öfters die schlechtesten Leute, leider!	83
Schutt, Bauschutt, vortrefliches Dungmittel	47
Schwanen,	234
Schwein, 177. ist nützlich 177. 178. Schweine erziehen wäre für jede Länderey großer Gewinn 178. was es hin- dert 179. das Schwein liebet die Reinlichkeit 179. Mutterschweine werfen, wie oft? 179. wie viele Junge und was ertragen diese 179. 180. welche die besten 180. wann es trächtig werden kan. 180. welche Schweine zur Zucht auszuwählen sind 180. 181. junge Schweine wie	

Register.

	pag.
ſie zu pſorgen ſind 182. Weiſheit des Schöpfers hieher	
182. Anmerkung auf die Geſundheit der Jungen 183.	
werden verſchnitten 183. Pſinnen zu verwehren, was zu	
thun, 184. wie? 185. wann zu mäſten 184. Stamm:	
ſchwein ſiehe Lber afrikanische Schweine ſehr nützlich. 186	
See, Teiche zu Wieſen umzukehren	292-294
Seidenwurm, Seidenbaum wie zu befördern.	225
Sonntage heilig zu halten, worzu zu nutzen	98
Spargel, das nützlichſte im Küchengarten 348. ihre An-	
dauer 348. allerley Arten. 349. wie zu erziehen aus	
Saamen 350. wie zu pflanzen 350. 351. warum ſo und	
nicht anderſt 352. wie zu dungen und warum ſo 353	
Pflege in der Folge	354. 355
Spergul.	287
Spiegelhütte. Abgang da, herrlichſter Dung	49
Spiegelarten des Obſtes	314
Spiele um Geld iſt dem Hausgeſinde nicht zu geſtatten,	
warum?	93
Städte, da wohnet die zweite Claſſe Menſchen 23. ſollen	
nicht zu groß ſeyn. 23. mehrere kleinere ſollen in einem	
Land ſeyn 24. wie ſie entſtanden?	42
Ställe der Schweine, der Hühner. 76. warum letztere	
im Viehſtall? 76. wie anzulegen 73. was über ihnen?	
73. ihre Defnungen und Luſtzüge 74. 149. finſter gut	
150. ihr Pflaſter 74. Harn canal 74. ihre Höhe 75	
Thüren 75. welche ſchädlich.	148
Stammochſe. ſiehe Garre.	
Stäuben das Vieh.	140
Stelle eines Landguts die beſte.	1
Steine nutzen im Acker 24. warum?	245
Sterbfall, wie viel 15. ſchädlich.	62
Stier, ſiehe Rind.	
Stiftungen, Spitäler machen Bettler, Faulenzer	68
Striegeln nothwendig	140
Stroh, Futterſchneiden nothwendig.	143
Stube des Bauern ſoll geräumig ſeyn, warum?	72
Stutze, Mutterpferd deſſen ganze Beſorgung, Beſchaffen-	
heit,	123. 124. 125.
Sulla, italieniſche, deutſche,	280
Sumpf, 274. muß abgelaffen werden, wie	44
T.	
Tagelöhnerbrod.	100
Taube, 214. weißen Sache 214. ſchädlich. 214. 215. Feld	
und Hausſtauben 215. was ihnen gefährlich iſt 216. wie	
ſie	

Register.

	pag.
sie darwider zu schützen 216. 217. wo sie gerne wohnen	
217. Tanbenbeize. 217. wie sie an ihre Wohnung zu ge-	
wöhnen 218. wie sie zu paaren 218. wie die beliebigen	
Farben zu erhalten 218. ihre Nester 219. sind fruchtbar	
219. ihre Tränke und Fütterung wie sie geschieht und	
womit 219. 220. wann sie zu verspeisen.	219
Tauben.	120
Teich dem Bauern wozu gut? 28. zur Wiese, wo, wie?	
verkehrt 292. 293. 294. alte, wie zu nutzen. 45. wie aus-	
zutrocknen.	45
Teutsche alte wie sie sich anbauen oder ihre Bauernhöfe	
anleiten	42
Tobacksbau.	267. 268. 269
Tobackrauchen ist dem Gesinde nicht zu gestatten	94
Tränken satt nothwendig 145. welcherley 145. warmes	
145. 146. kaltes und welcherley 146. wie	147
Trene des Gesindes, Wollen desselben ist besser als Ein-	
sichren	82
Trespen 257. wie zu vertilgen	257. 258
Tröge, Futtertröge im Stall	74
Truthuhn. 228. gibt wenigen oder gar keinen Gewinn	
aber einen schönen guten Braten 228. wie zu behandeln,	
nach einer neuern weit bessern Weise	229. 230. 231
Turnips, siehe Burgunderrüben.	

II. B.

Unkraut. 257. de. de.	
Unterthanen Preis.	53
Verdauung nothwendig 138. 139. 147. was dazu nothwendig. 141. 142	
Verhältniß aller Stücke eines Landgutes 19. zwischen Vieh: und	
Futter	37
Vieh, welches für die Bauern 35. zum Zug wie viel? 35. zum	
Unterhalt wie viel? 36. und welcherley 36. Mastvieh Duns 131.	
mageres taugt nichts. 37. nicht eher anzustellen bis Fütterung	
genug da ist 31. allerley und dessen Behandlung 114. 115. wird	
von seinen Ärzten mißhandelt 125. dessen Güte und Schwere,	
wie zu beurtheilen 134. 135. dessen Farben, welche gut?	135
Viehhandel mit magerem Vieh, wie er vormals und jetzt getrie-	
ben wird	132. 133
Viehmangold, siehe Burgunderrüben.	
Viehsenke, ist sie noch nicht unter meinen Bauern? fragt der	
Edelmann	57
Völkmenge, wie gros sie seyn soll 21. und Vermehrung das wich-	
tigste 53. wie?	53

Register.

	pag.
W.	
Waldungen	29 — 30
Walzen, des Ackerfeldes	255. 256
Wand, um die Hofraith, woraus?	79
Wechsel, nöthig	301. 302
Weiler, bey alten Deutschen selten, wie sie entstanden	42
Weinbau.	271
Weinberg, des Bauern	28. 29
Werkzeuge. Feldgeräthe des Bauern. 104. nuzen gute, schaden böse 108. verfertigt der Bauer sich selbst. 111. 112. jeder Knecht, jede Magd, alle im Hause haben stets ein und eben das Werkzeu- zeug warum? 112. 113. allerley; gute, schlechte,	114.
Werren	276
Wiese 273. 26. 26. wie vielerley? 273. ihre Feinde 274. 275. Rasen zu geben. 277. wie zu dungen durch Natur und Kunst. 277. 278. künstliche Wiese, welche? 278. wie und womit anzulegen 273. 279	
Wiesen, wie viel? 36. 37. genug: Grund der Landwirthschaft. 292. wie die sat zu erhalten. 293. 294. 295. das Surrogat der Wiesen und der Fütterung	295. 296
Wildpret nimmt Freyheit.	90

Z.

Zaun um die Hofraith.	79
Zehendbare Felder schädlich und lästig.	60. 61
Zeichen dem Feldgeschirre zu geben.	113
Zeichendenten beym säen	255
Ziege	267
Zwetschgenbaum, der beste Baum	310

Druckfehler oder Verbesserungen.

Seite 21. Zeile 10. Geldes ließ viel Geld. S. 22. Z. 3. iener l. jener.
S. 22. Z. 8. abgewendet. l. abgerndet. S. 25. Z. 30. vermahrungs-
würdig l. verehrungswürdig. S. 26. Z. 7. Untertanen l. Unteraang.
S. 26. Z. 7. lati fundi, l. latifundia. S. 26. Z. 12. Diensthotten l.
seie? S. 26. Z. 19. nachdenket l. noch denket. S. 34. Z. 5. 179
l. 5: 7: 9: S. 35. Z. 2. vermehrten l. vermehrer. S. 35. Z. 3. sons-
büeten l. sonderlich. S. 53. Z. 3. versorgt l. verjagt. S. 131. Z. 11.
Erlas l. Erlds. S. 131. Z. 13. dem l. den. S. 144. Z. 25. 26. 26.
Simra l. Simri. S. 147. Z. 30. hetset l. heischet. S. 158. Z. 8.
Anicus l. Stincus. S. 175. Z. 5. wieder l. nieder. S. 254. Z. 22.
32 Pf. l. 28 3/4 Pf. S. 265. Z. 28. 29. Rangrosen l. Rangensen.
S. 348. seie auf folgende Seite 349.

Nachtrag.

Mein Buch würde ungemein viel verlieren, wenn ich selbst meinen Wünschen ihre Erfüllung versagte, und nach ertheilter gnädigster Erlaubniß, einen dem Deutschen so Heiligen, als übrigen hohen mir stets verehrungswürdigsten Namen der Pränumeranten-Liste nicht beifetzte; da Sr. Churfürstliche Gnaden die Erlaubniß hiezu, so interessant als gnädigst für mich zu geben geruheten, und ich überhaupt dazu aufgefordert wurde, war jene schon abgedruckt, daher ich das besondere Blatt mit eben so viel Ehrfurcht als dem besten Segen in längst verbundener unterthänigsten Dankbarkeit dazu unterthänigst ersahe:

Sr. Churfürstlichen Gnaden Friederich Carl Joseph Freyherr von Erthal Churfürst und Erzbischoff in Mainz &c. &c.

Sr. Hochfrehherrliche Gnaden Frau Anna von Kalay, geborene Baronesse von Reviczky von Revisnye.

Sr. Gnaden Fräulein Henriette d'Everlange, Dame d'honneur et Guvernante bey den Fürstlichen jungen Herrschaften von Hohenlohe-Schillingsfürst.

Sr. Hochfrehherrlichen Gnaden Herr Andreas Baron von Reviczky von Revisnye.

Sr. Hochfrehherrlichen Gnaden Herr Kaspar von Barony, Herr der Herrschaft Mieske.

Sr. Gnaden Herr B. C. von Dewitz, Herzoglich Mecklenburg-Strelizischer Hofmarschall.

Sr. Gnaden Herr C. F. von Dewitz Herzoglich Mecklenburg-Strelizischer Land-Drost.





W.1.

